Sämmtliche
Kinder- und Jugendschriften

von

Joachim Heinrich Campe.

Vierte Gesammtausgabe der letzten Hand.

Siebenzehntes Bändchen.

Erste Sammlung
merkwürdiger Reisebeschreibungen.

Erster Theil.

In der Reihe die siebente Original-Auflage.

Braunschweig,
Verlag der Schulbuchhandlung.
1831.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Inhalt:

I. Jak. Heemskerks und Wilh. Barenz nördliche Entdeckungsreise und merkwürdige Schicksale.
II. Merkwürdige Abenteuer vier Russischer Bootsmänner auf Spitzbergen.
III. Vasko de Gama's Reise nach Ostindien.
IV. Traurige Schicksale der Frau Godin Desodonais.
V. Bontekus Abenteuer auf einer Reise von Holland nach Ostindien.

Erste Sammlung

merkwürdiger

Reisebeschreibungen

für die Jugend,

von

Joachim Heinrich Campe.

Erster Theil.

Siebente verbesserte Ausgabe.

Mit Kupfern und Karten.

Braunschweig,
Verlag der Schulbuchhandlung.
1831.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Inhalt:

I. Jak. Heemskerks und Wilh. Barenz nördliche Entdeckungsreise und merkwürdige Schicksale.
II. Merkwürdige Abenteuer vier Russischer Bootsmänner auf Spitzbergen.
III. Vasko de Gama's Reise nach Ostindien.
IV. Traurige Schicksale der Frau Godin Desodonais.
V. Bonteku's Abenteuer auf einer Reise von Holland nach Ostindien.

Vorbericht

zur zweiten Ausgabe.

Die Verbesserungen, welche dieses Werk bei gegenwärtiger neuen Ausgabe erhalten hat, bestehen theils in Auslassungen minder unterhaltender und minder lehrreicher Stellen, theils in sorgfältiger Berichtigung der Sprache und der Schreibart. Der Verfasser schmeichelt sich, hiedurch das Werkchen dem ehrenhaften Beifalle, den es gleich bei seiner Erscheinung erhielt, und der ihm bis heute geblieben ist, um etwas würdiger gemacht zu haben. Außer einer Französischen Uebersetzung desselben, die zu Frankfurt am Main veranstaltet wurde, ist kürzlich eine neuere und sorgfältigere zu Paris unter folgendem Titel erschienen:

Bibliothèque géographique et instructive des jeunes gens, ou Recueil de Voyages intéressans dans toutes les parties du monde, par Campe.

Braunschweig, im Herbstmonde 1804.

Vorbericht

zur ersten Ausgabe.

Ich äußerte vor einigen Jahren die Meinung, »daß unter allen möglichen Lesereien, die man der Jugend in die Hände geben könnte, wol keine in jeder Betrachtung für sie nützlicher sein dürfte, als eine Sammlung anziehender und durchgängig zweckmäßig abgefaßter Reisebeschreibungen, dergleichen wir noch keine hätten.« — »Denn,« fügte ich hinzu, »wenn irgend etwas recht eigentlich dazu geschickt ist, in einem jungen Kopfe aufzuräumen, seine Welt- und Menschenkenntniß auf eine leichte und angenehme Weise zu erweitern, den Hang zu abenteuerlichen Ansichten des menschlichen Lebens und zu arkadischen Träumereien, zu welchen so viele andere Modebücher ihn einladen, zu schwächen, ihm frühzeitig einen heilsamen Ekel gegen das faselnde, schöngeisterische, empfindelnde, Leib und Seele nach und nach entnervende Geschwätz der besagten Modebücher, und dagegen einen wünschenswürdigen Geschmack an ernsthaften und nützlichen Unterhaltungen einzuflößen: so sind es gewiß solche Reisebeschreibungen, bei deren Auswahl und Verfertigung man, sowol in Ansehung

der Sachen, als auch des Vortrages, dieses jugendliche Alter und jene Zwecke einzig und allein im Gesicht gehabt hätte.« Ich schloß dieses Urtheil mit dem Versprechen, daß ich gelegentlich eine solche Sammlung veranstalten wolle, wenn ich anders finden würde, daß befugte Urtheiler hierin meiner Meinung wären.

Wenn sich nun aus den vielen schriftlichen Auffoderungen, welche seitdem an mich ergangen sind, überall etwas schließen läßt, so ist es Dieses, daß man meine Gedanken beifallswürdig gefunden habe, und daß die Ausführung derselben von Vielen gewünscht werde. Ich habe mich daher bereitwillig finden lassen, diesen Wunsch zu erfüllen.

Ein anderer Beweggrund, mit dieser Sammlung gerade jetzt hervorzutreten, war dieser. Meine Kinderbibliothek ist nunmehr zu sechs Bändchen angewachsen, und der Beifall, womit man dieses Werk von Anfang an beehrte, hat sich, wie der Verleger mir versichert, bis auf diesen Tag unverändert erhalten; welches auch daraus zu erhellen scheint, daß sie nicht nur vor einigen Monaten von einem namenlosen Bücherräuber in Aurich nachgedruckt, sondern auch ein zweiter und dritter Nachdruck derselben theils von dem Edeln von Trattner in Wien, lediglich zur Beförderung der menschenfreundlichen Absichten Sr. römisch-kaiserlichen apostolischen Majestät*),

*) So sagt dieser edle Herr ausdrücklich in seiner Ankündigungsschrift. Sollte nicht die Nachwelt, wenn nicht so viele andre Denkmähler von Josephs Regierung zu ihr kämen, aus dieser Lästerung schließen müssen, daß die

theils von dem in gleicher Bedeutung edlen Christoph Torricella in Troppau, gleichfalls unter allerhöchstem Schutze und zur Beförderung des menschenfreundlichen Aufklärungsgeschäfts in den östreichischen Staaten, öffentlich angekündiget worden. Allein, so wahrscheinlich es auch hiedurch wird, daß man die Fortsetzung dieses kleinen Werks gern sehen würde, so kann ich selbst doch nicht umhin, zu glauben, daß die Jugend mit kleinen dichterischen und prosaischen Stücken sittlichen Inhalts, dergleichen die Kinderbibliothek bisher enthalten hat, nunmehr hinreichend, vielleicht schon zum Ueberfluß, versorgt sei, und daß ein größerer Vorrath davon aus mehr als einer Ursache schädlich werden könnte. Denn ungeachtet ich mich nach meinen jedesmahligen Einsichten bemüht habe, in diese kleinen Aufsätze eine gesunde und nahrhafte Seelenspeise zu legen, so mußte ich sie doch, aus bekannten Gründen, zu sehr mit Naschwerk aufstutzen, wenn ich die Genießlust der kleinen Menschen reizen und einem bei sittlichen Gerichten nur zu leicht entstehenden Ekel vorbauen wollte. Naschwerk aber soll man sparsam genießen, und nicht zur täglichen Speise machen. Deßwegen hielt ich mich in meinem Gewissen für verpflichtet, den künftigen Theilen der Kinderbibliothek einen andern Inhalt unterzuschieben, von dem kein Mißbrauch dieser Art zu besorgen steht.

Und so entstand diese Sammlung von Reisebeschreibungen für die Jugend, welche nunmehr an die

menschenfreundlichen Absichten Sr. römisch-kaiserlichen Majestät auf etwas abgezielt hätten, was — meine Hand sich weigert niederzuschreiben.

Stelle des bisherigen Inhalts der Kinderbibliothek tritt, und also zwar eine Fortsetzung dieses Werks, aber nach veränderten Zwecken ist.

Die zwölf ersten Bändchen der Kinderbibliothek waren für drei Zeiträume der Kindheit, d. i. für sechs-, zehn- und zwölfjährige Kinder bestimmt, und hatten eine sich hierauf beziehende Abtheilung erhalten. Allein nach meiner jetzigen, auf reifere Erfahrung und Einsicht gegründeten Ueberzeugung sollte die Bildung der Kinder durch Bücher eigentlich erst gegen das Ende der Kindheit ihren Anfang nehmen. Ich konnte also für ganz junge Kinder nichts mehr schreiben, weil ich jetzt auf das innigste überzeugt bin, daß alles Lesen und schulmäßige Lernen diesem Alter zuverlässig schädlich, und dem Gange, den die Natur bei der Entwickelung der Kindheit beobachtet, allemahl zuwider ist. Die Gründe dieser Ueberzeugung habe ich in einer besondern Abhandlung über die allzufrühe Ausbildung der Kinder dargelegt, die man im fünften Bande der allgemeinen Revision des gesammten Erziehungswesens lesen kann. Auch aus diesem Grunde mußte der Plan meiner Kinderbibliothek geändert werden.

Und so weiß man denn nun auch, was für Leser ich diesem Werke wünsche, nämlich keine junge, sondern solche Kinder, welche sich dem jugendlichen Alter nähern. Danach habe ich den Ton der Erzählung abgemessen; und wenn ja etwas von Kenntnissen aus der Erd- und Weltbeschreibung dabei vorausgesetzt wird, so sind es solche, die man heutiges Tages, leider! schon bei jedem achtjährigen Kinde der gesitteten Stände anzutreffen gewohnt ist. Und

ich schreibe dieses Werk für solche, welche wenigstens zwei Jahre älter sind, als diese.

Was übrigens den Plan dieses Werks betrifft, so werde ich unter allen Reisen, die ich kenne, die anziehendsten aussuchen, und mit Weglassung Dessen, was für die Jugend nicht gehört, nur Dasjenige erzählen, was sie zu gleicher Zeit vergnügen und unterrichten kann. In Ansehung der Thatsachen und Begebenheiten werde ich mich genau an meine Quellen halten; aber ich werde zugleich an den Faden einer jeden Erzählung so viel gemeinnützliche Kenntnisse zu knüpfen suchen, als es, ohne sie ermüdend zu machen, nur immer geschehen kann. Ich war anfangs gesonnen, mich an eine Zeitordnung zu binden und mit den Entdeckungsreisen der Portugiesen nach Indien den Anfang zu machen; allein die ersten Europäer, welche fremde Welttheile besuchten und beschrieben, waren größtentheils erbärmliche Beobachter; und ich fand bald, daß es, bei dem Reichthum an bessern Nachrichten aus jenen Weltgegenden, sich der Mühe nicht lohne, den jungen Lesern mit diesen, größtentheils dürren, und mit unvollständigen Beobachtungen oder fabelhaften Erzählungen durchwebten Reisebeschreibungen die Zeit zu verderben. Ich gab daher jenen Vorsatz auf, und setzte mir dagegen zum Ziel, meine jungen Leser, bei verstecktem Plane und unter beständiger Abwechselung, nach und nach in alle Weltgegenden zu leiten, und dabei unter mehren Reisebeschreibern jedesmahl denjenigen zu unserm Führer zu wählen, welcher mir der unterhaltendste und zugleich der sicherste scheinen würde. Ich habe indeß geglaubt, auch von den ältern, minder reichhaltigen Reisen diejenigen beschrei-

ben zu müssen, welchen wir die merkwürdigsten Entdeckungen zu verdanken haben, wie z. B. die von Vasko de Gama. Zuweilen werde ich Bemerkungen aus mehren Reisebeschreibungen in eine einzige zusammentragen, wie das schon im gegenwärtigen ersten Theile hie und da geschehen ist. Zuweilen werde ich auch wol die Beschreibung kleiner Reisen einschieben, die ich selbst theils schon gemacht habe, theils, wenn Zeit und Umstände es vergönnen werden, von Zeit zu Zeit zu machen gesonnen bin.

Die im gegenwärtigen ersten Theile beschriebenen Reisen sind aus folgenden Quellen geschöpft:

Heemskerks Entdeckungsreise nach Spitzbergen und Nova Zembla, und die merkwürdigen Abenteuer vier Russischer Bootsleute, aus Herrn Adelungs Geschichte der Schifffahrten und Versuche zur Entdeckung des nordöstlichen Weges nach Japan und China; Vasko de Gama's Reise nach Ostindien, aus dem ersten Bande der allgemeinen Historie der Reisen zu Wasser und zu Lande. Die traurigen Schicksale der Frau Godin Desodonais sind aus einem Briefe ihres Gatten geschöpft worden, welcher in dem Schlözerschen Briefwechsel vom Jahr 1775 steht. Den Inhalt vom letzten Abschnitt, welcher Wilhelm Isbrand Bonteku's merkwürdige Abenteuer auf einer Reise nach Ostindien enthält, habe ich aus dem achten Bande der allgemeinen Historien der Reisen zu Wasser und zu Lande entlehnt, und ihn den Zwecken, wozu ich hier schreibe, gemäß bearbeitet.

Wie lange übrigens diese Sammlung, dafern sie Beifall finden sollte, fortgesetzt werden wird, das werden die Aufklärer des südlichen und westlichen Deutschlands, die Nachdrucker, bestimmen, die, was andern Menschen das Liebste ist, Ehre und Rechtschaffenheit aufopfern, um das ihnen verhaßte Eigenthumsrecht zu zernichten und eine Gemeinschaft der Güter einzuführen, die in den erleuchteten Zeiten des Faustrechts galt.

Trittow, den 1sten August 1785.

I.

Jakob Heemskerks und Wilhelm Barenz nördliche Entdeckungsreise

und

merkwürdige Schicksale.

1.

Einleitung.

Ich fange damit an, ihr jungen Freunde, euch in sehr kalte und öde Gegenden zu führen. Unsere erste Reise soll nämlich nach Spitzbergen und Nova Zembla gehn; ihr wißt doch schon, was das für Länder sind, und wo sie liegen?

Aber laßt euch die Mühe nicht verdrießen, sie noch einmahl auf der Karte aufzusuchen, damit euch die Lage derselben, während meiner ganzen Erzählung, unverrückt vor Augen schwebe. Ihr könnt die erste die beste Karte der beiden Halbkugeln unserer Erde dazu gebrauchen.

Seht ihr, da über Norwegen hinauf, nach dem Nordpol zu, eine ziemlich große und etliche kleinere Inseln neben einander liegen? Das ist Spitzbergen. Wenn der Name auch nicht dabei stände, so könntet ihr doch nicht fehlen, weil es unter allen bekannten Ländern am weitesten gegen Norden liegt. Man hat nicht immer gewußt, daß da — so mitten im Eismeere — noch ein Land sei; auch weiß man, die Wahrheit zu sagen, noch jetzt nicht gar viel davon. Was man aber bis jetzt davon weiß, und wer es zuerst entdeckt haben mag, das sollt ihr Alles erfahren, wenn ihr nur weiter lesen wollt.

Nun senkt euren Blick von da, und zwar schief nach der rechten Hand zu, ein wenig herab, bis nahe an die nördliche Küste von Asien. Da werdet ihr eine andere, noch viel größere Insel liegen sehen, und die ist Nova

Zembla. Die Russen nennen sie zwar Nowaja Semlja, d. i. Neuland, aber weil der erste halb Lateinische halb Russische Name nun einmahl gebräuchlich ist, so wollen wir ihn beibehalten.

Diese Insel wird durch eine Meerenge von Asien abgeschnitten, welche man Waigatz nennt. Seht doch einmahl nach, ob auch die wol auf eurer Karte angegeben ist? Sollte es nicht sein, so müßt ihr euch darüber nicht wundern, denn es ist noch nicht gar lange her, daß man noch zweifelhaft war, ob Nova Zembla mit Asien zusammenhange oder eine Insel sei.

Macht nun einmahl die Augen zu, und versucht, ob ihr euch die Lage dieser beiden Länder wol so lebhaft vorstellen könnt, als wenn ihr noch beide Augen darauf geheftet hättet. So müßt ihr es immer machen, so oft ihr ein Land, einen Fluß oder einen Ort auf der Karte angesehn habt; so mahlt ihr euch die Karten nach und nach in den Kopf, und dann könnt ihr die von Papier, die man nicht immer bei sich hat, zur Noth entbehren. Ich verlasse mich übrigens darauf, daß ihr euch bei der Lesung dieser Reisebeschreibungen gewöhnen werdet, jedes vorkommende Land und jeden vorkommenden Ort, deren Lage ihr noch nicht vollkommen im Gedächtnisse habt, immer wieder von neuen auf der Karte aufzusuchen. Sonst würdet ihr mit viel geringerem Nutzen lesen, als ich wünsche, daß ihr thun möget.

Daß es in den Ländern, wovon hier die Rede ist, sehr kalt sein müsse, das würdet ihr wol von selbst schon vermuthen, wenn ihr es auch noch nie gehört hättet, weil ihr seht, daß sie so weit gegen Norden liegen. Wenn ich euch nun vollends sage, daß daselbst, während eines großen Theils des Jahrs, die Sonne gar nicht aufgeht, und es also in dieser Zeit unaufhörlich Nacht

ist*): so wird auch die fürchterliche Kälte, die da herrschen muß, noch begreiflicher sein. Wollt ihr also je einmahl dahin reisen, etwa um einer Wallfisch- oder Robbenjagd beizuwohnen, so vergeßt nicht, euch mit warmen Kleidungsstücken zu versorgen; sonst würdet ihr es da nicht aushalten können.

Aber es ist Zeit, daß ich euch mit den Personen, deren Reise und Schicksale ich euch erzählen will, und mit der Absicht bekannt mache, welche sie in eine so unfreundliche Weltgegend führte. — Ihr wißt doch Alle, wo Ostindien liegt, und durch welche Meere man von Europa dahin zu schiffen pflegt? Nun nehmt noch einmahl die Weltkarte vor euch, und bemerkt, welch ein gewaltig weiter Umweg es ist, wenn man z. B. aus Holland, erst durch den Kanal, dann im Atlantischen Weltmeere vor Frankreich, Spanien und Portugal vorbei, nach den Kanarischen Inseln, von da an der Afrikanischen Küste hinunter nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung, und dann auf der andern Seite von Afrika wieder hinauf, etwa nach der Insel Java, und von da wol gar noch weiter hinauf nach China und Japan segelt, um etwa Chinesischen Thee oder Japanisches Gold einzutauschen. Statt eines so langen Weges hätten die Europäer nun gar zu gern einen kürzern, und zwar gleichfalls zu Wasser gehabt, denn mit einem Landwege nach so weit entlegenen Län-

*) Diese lange Nacht währt in Spitzbergen vom 18ten des Weinmonats bis zum 4ten Hornung. Dahingegen herrscht in dieser Gegend vom 4ten Mai bis zum 2ten August ein immerwährender Tag, weil in dieser Zeit die Sonne daselbst gar nicht untergeht. In Nova Zembla ist der lange Tag sowol, als auch die lange Nacht schon etwas kürzer.

dern war ihnen wenig gedient. Warum? das mögt ihr selbst errathen. Da legte nun Dieser und Jener, besonders in Holland, die Weltkarte vor sich hin, guckte sie an, und dachte: wie? wenn man da bei Norwegen hinauf, dann rechts über Lappland, dem Europäischen und Asiatischen Rußland hin bis ans Ende von Asien schiffte, und dann zwischen Asien und Amerika wieder hinuntersegelte? Das wäre doch ein viel kürzerer Weg? — Allerdings; und das muß versucht werden! sagten Andere, rüsteten eilig Schiffe aus, und segelten darauf los.

Ihr werdet denken, nichts sei leichter gewesen, als diese Fahrt ausfindig zu machen, welche man die nordöstliche Durchfahrt zu nennen pflegt. Aber übereilt euch nicht in eurem Urtheile; denn so leicht das Ding auch aussieht, so schwer hat man es gefunden; und ich muß euch nur zum voraus sagen, daß man bis auf den heutigen Tag noch nicht fertig damit geworden ist. »Das wäre! — Und was in aller Welt kann die Leute denn gehindert haben, ihre Absicht zu erreichen?« Ein einziger verdrießlicher Umstand: wenn sie da oben über Rußland hinkamen, so saßen ihre Schiffe auf einmahl fest, und sie mußten Gott danken, wenn sie nur sich wieder losarbeiten und zurückfahren konnten, woher sie gekommen waren. Ich wills euch deutlicher sagen: das Meer da oben ist, der erstaunlichen Kälte wegen, voller Eis, welches bald in großen Stücken, wie Berge, umherschwimmt, bald sich an einander schließt, und fest steht, als wenn bei uns ein Teich zugefroren ist. Und seht, deßwegen wird es eben das Eismeer genannt. Begreift ihr nun, warum es so leicht nicht ist, einen Weg dadurch zu finden?

Zweimahl hatten die Holländer schon versucht, diese

nordöstliche Durchfahrt zu bewerkstelligen, aber jedesmahl vergebens. Jetzt beschlossen sie, als brave Männer, die sich durch Schwierigkeiten nicht gleich abschrecken lassen, einen dritten Versuch zu wagen. Es wurden zwei Schiffe dazu ausgerüstet. Zum Befehlshaber derselben wurde Jakob Heemskerk ernannt. Die unter ihm dienenden Obersteuermänner waren Wilhelm Barenz auf dem einen, und Johann Cornelius Ryp auf dem andern Schiffe. — In dem folgenden Kapitel werden wir sie abfahren sehen.

2.

Abfahrt von Amsterdam. Entdeckung der Bäreninsel und der Insel Spitzbergen.

Es war zu Anfange des Maimonats im Jahr 1596, als unsere Seefahrer von Amsterdam aus unter Segel gingen. Den 18ten steuerten sie bei Vlieland, einer der Inseln, von welchen die Südersee eingeschlossen wird, vorbei, und segelten in die Nordsee. Wind und Wetter waren günstig; daher gings denn auch, als flögen sie davon, und vier Tage darauf hatten sie schon die Schetlandischen oder Hitlandischen Inseln im Gesicht, die ihr da oben im Deutschen Meere zwischen Schottland und Norwegen auf der Karte von Europa finden könnt. Stellt euch vor, über hundert Deutsche Meilen in vier Tagen! Das müßte rasch gehn!

Die Fahrt ging immer gerade auf den Nordpol zu. Einige Tage darauf waren sie schon der Insel Island gegenüber, in derjenigen Gegend des nördlichen Weltmeers, über welche man, in Gedanken, wie ihr wißt, den nördlichen Polzirkel gezogen hat. Am ersten des Sommermonats, also vierzehn Tage nach ihrer Abreise

von Vlieland, hatten sie schon den 70sten Grad der nördlichen Breite *) zurückgelegt; und an diesem Tage blieb ihnen zum erstenmahle die Nacht aus. Denn nun waren sie bis dahin gekommen, wo, in dieser Jahrszeit, die Sonne einige Monate lang gar nicht untergeht, sondern immer über dem Gesichtskreise stehen bleibt, indem sie an demselben in 24 Stunden rund herumzulaufen scheint. Stellt euch, ihr lieben Leser, einmahl etwas lebhaft vor, wie sonderbar Einem dabei zu Muthe sein müsse, wenn man aus einem Lande kommt, wo Tag und Nacht beständig mit einander abwechseln, und sich nun auf einmahl in eine Gegend versetzt sieht, wo die Sonne des Abends am Himmel stehen bleibt, und die ganze Nacht durch eben so helle, als am Tage scheint! Nun sollte man wol meinen, in einer solchen Gegend müsse es, in derjenigen Jahrszeit wenigstens, in welcher die Sonne dort gar nicht untergeht, unausstehlich heiß sein, weil wir bei uns im Sommer es meistentheils den Nächten zu verdanken haben, daß die Luft, nach einem schwülen Tage, sich wieder abzukühlen pflegt. Aber nein! In diesen hohen nördlichen Gegenden hat man, troz des immerwährenden Sonnenscheins, sich in der wärmsten Jahrszeit so wenig über Hitze zu beschweren, daß vielmehr unsern Reisenden vor Kälte die Zähne im Munde klapperten. Sonderbar! Woher das doch wol kommen mag? Denkt einen Augenblick darüber nach, ob ihr das wol schon von selbst zu begreifen in Stande seid. Wo nicht, so leset nur weiter.

Das kommt daher, weil die Sonne hier mitten im

---

*) Ich setze voraus, daß meine jungen Leser wissen, was unter der Länge und Breite unserer Erdkugel verstanden wird.

Sommer ungefähr so niedrig am Himmel steht, wie bei uns in den kurzen Wintertagen. Da können also auch ihre Strahlen nur so von der Seite oder schief auf diese Weltgegend fallen. Nun wißt ihr aber wol, daß es in einem Zimmer viel heißer wird, wenn die Sonne ihm gerade gegen über steht, als wenn sie nur so von der Seite darauf scheint. Ihr begreift also auch, daß es da oben, trotz des ununterbrochenen Tages, auch im Sommer nicht viel wärmer werden könne, als es etwa bei uns an einem schönen Wintertage ist.

Und nun wirds euch nicht mehr wundern, wenn ihr hören werdet, daß unsere Reisende sich bald darauf mitten unter großen Eisschollen befanden, welche weit und breit das Meer bedeckten. Es war am 5ten des Sommermonats, als Diejenigen, welche auf dem Verdecke waren, auf einmahl ein großes Geschrei erhoben, und ihre Gefährten herbeiriefen, um eine ungeheure Menge Schwäne zu sehen, welche daher geschwommen kämen. Alle liefen herbei und freueten sich schon zum voraus auf die schönen Braten, die das geben würde, wenn sie Gelegenheit hätten, ein Paar Dutzend davon zu schießen. Aber als sie die Augen weit aufgerissen und einen Augenblick unverwandt hingesehen hatten, wurden sie gewahr, daß ihre Gefährten — sich geirrt, und Eisschollen, die mit Schnee belegt waren, für Schwäne angesehen hatten. Bald darauf waren sie mitten darunter. Den Heißhunger nach Schwanenbraten mußten sie sich denn wol vergehen lassen.

Ein paar Tage vorher hatten sie eine andre sonderbare Erscheinung, und zwar am Himmel gehabt. Sie sahen nämlich auf einmahl drei Sonnen am Himmel stehen; und was dieses Schauspiel noch wunderbarer machte, das waren drei Regenbogen, welche sich in der Gegend

dieser Sonnen durchkreuzten. Und was mochte denn Das zu bedeuten haben? Hat man in jenen nördlichen Gegenden etwa wirklich mehr als Eine Sonne? Oder ging es bei Dem, was diese Leute hier zu sehen glaubten, etwa nicht mit rechten Dingen zu, wie die alten Weiber sprechen? Ich will euch das Ding erklären, wenn ihrs noch nicht wißt.

Auch bei uns sieht man wol zuweilen zwei, drei oder mehr Sonnen, auch wol zur Nachtzeit eben so viele Monde am Himmel stehen, die man Nebensonnen und Nebenmonde zu nennen pflegt. Das kommt nun daher. Es befinden sich zuweilen solche Dünste in dem Dunstkreise, welche die Sonnenstrahlen nicht durchdringen können, sondern von welchen sie, wie von unsern Spiegeln, zurückprallen. Dergleichen Dünste machen daher eine Art von Spiegel aus; denn indem die Sonnenstrahlen von ihnen zurückgeworfen werden, und in unsere Augen fallen, so sehen wir auf ihnen das Bild der Sonne, oder wenn es Strahlen des Mondes wären, das Bild des Mondes. Gewöhnlicherweise pflegt eine solche Lufterscheinung bei uns sich im Winter zu ereignen, und zwar zu einer Zeit, wenn viele feine Dünste in der Luft zu kleinen Eistheilchen gefroren sind.

Unsere Seefahrer schifften nun einige Tage lang durch lauter Eisschollen hin, welche, je weiter sie kamen, immer größer und dicker wurden. Am 9ten des Sommermonats entdeckten sie Land. Sie sahen auf ihren Karten nach, um zu erfahren, was für eins es wol sein möchte; aber diese zeigten ihnen an der Stelle, wo sie sich jetzt befanden, nichts. Sie merkten also, daß es ein noch unbekanntes Land sein müsse.

Man steuerte darauf zu, und sah nun deutlicher, daß es eine, ungefähr 5 Meilen lange, Insel wäre. Nach-

dem sie die Schiffe vor Anker gebracht hatten, stieg ein Trupp von ihnen in die Schaluppe, und fuhr ans Land. Das erste, was sie hier erblickten, war eine große Menge Meweneier, die sie fleißig einsammelten, um einen Abendschmaus davon zu halten. Hernach kletterten sie, um sich umzusehn, auf einen Berg, der so steil war, als wenn er mit Fleiß nach dem Bleiloth wäre ausgehauen worden. Es wurde ihnen sauer; indeß kamen sie doch glücklich hinauf. Aber nun war die Frage, wie sie wieder hinunter kommen sollten? Daran schienen sie beim Hinaufklettern nicht gedacht zu haben; und das war sehr unbesonnen von ihnen gehandelt. Nicht ohne Schaudern blickten sie hinab, und sahen nunmehr mit Reue, wie viel sie, ohne Noth, gewagt hatten; denn zur Vergrößerung der Gefahr standen am Fuße des steilen Berges lauter spitzige Felsenstücke, auf welche sie gar unsanft niedergefallen sein würden. Indeß, was war zu thun? Sie waren nun einmahl oben, und mußten wieder hinab. Da half kein Zagen; als brave Leute faßten sie ein Herz, legten sich auf die Knie oder auf den Bauch, und rutschten — Alle glücklich hinunter. Barenz, welcher in der Schaluppe geblieben war und ihnen zusah, hatte sie schon Alle für verloren gehalten.

Am folgenden Tage erblickten sie ein gräßliches vierfüßiges Ungeheuer, zwölf Fuß lang, mit langen weißen, zottigen Haaren, und mit einem Rachen voll scharfer Zähne, aus welchem es dumpfe, fürchterlich brummende Töne hervorgurgelte. Meine jungen Leser errathen wol schon, was für ein Thier dies Ungeheuer gewesen sei. Es war ein weißer Bär, dergleichen es nur in den nördlichsten Gegenden giebt. Diese unterscheiden sich von einem gemeinen Bären, theils durch ihre Größe, indem sie, wie schon gesagt, gegen zwölf Fuß

lang sind, theils durch ihre weiße Farbe, theils durch ihre größere Raubgier, indem sie ohne Unterschied Menschen und Thiere anfallen, um sie aufzufressen. Ihre gewöhnliche Nahrung besteht in Fischen, Seehunden und todten Wallfischen. Sie leben daher an den Küsten und auf dem Treibeise des Eismeers, und können schwimmen und untertauchen, wie die Enten.

Aber so fürchterlich dieses Thier auch immer sein mag, so hatte das Schiffsvolk doch Lust, es mit ihm aufzunehmen. Sie beschlossen, nicht etwa es von fern zu erschießen, sondern darauf loszugehn, ihm eine Schlinge um den Hals zu werfen, und es so entweder zu erdrosseln oder lebendig zu fangen. Muthig sprangen sie in die Schaluppe und ruderten ihm entgegen. Aber da sie näher gekommen waren, fanden sie es so grimmig, daß sie den Plan mit der Schlinge aufgeben mußten. Sie fielen es hierauf mit Aexten und andern scharfen Werkzeugen an. Der Kampf war hitzig und dauerte lange. Zwei ganzer Stunden mußten sie sich mit ihm herumbalgen, bis ihnen endlich gelang, ihm den Kopf vom Rumpfe zu hauen.

Da fiel der große Esel hin,
So lang und breit er war.

Sie schleppten den todten Körper ans Schiff, und zogen ihm die Haut ab. Von dem Fleische bereiteten sie eine Mahlzeit, fanden es aber nicht nach ihrem Geschmacke, ungeachtet Andere es so wohlschmeckend als Rindfleisch wollen gefunden haben. Indeß was ißt man nicht, wenn man sich jenseits des Polkreises unter lauter Eisschollen befindet, wo keine Früchte wachsen, und wo keine Fleischer wohnen, von welchen man Kälber- oder Schöpsenfleisch kaufen könnte!

Dieser glücklich geendigte Bärenkampf gab Anlaß,

daß man die Insel, bei der man sich jetzt befand, die Bäreninsel nannte. Wenn ihr auf der Weltkarte über Norwegen hinauf nach Spitzbergen hinseht, so werdet ihr sie da liegen sehn. Vielleicht steht der Lateinische Name: insula ursorum, dabei.

Am folgenden Tage lichteten sie die Anker, und steuerten abermahls nordwärts. Gegen Abend, d. i. zu der Zeit, da bei uns, aber nicht in jener Gegend, der Tag sich zu Ende neigt, sahen sie etwas Großes auf dem Meere schwimmen, welches sie anfangs für ein Schiff, nachher für eine kleine Insel hielten. Da sie aber näher kamen, bemerkten sie, daß es — ein todter Wallfisch war, auf welchem eine große Menge Mewen saßen, die sich sein Fett, oder auch seine Läuse wohlschmecken ließen. Schade, daß ihr noch nie einen Wallfisch gesehen habt, um euch so recht lebhaft vorzustellen, was das für ein Anblick sein müsse, ein so ungeheures Geschöpf zu sehn! Ich kenne ihn freilich auch nur aus Beschreibungen und Abbildungen; aber laßt doch sehen, ob ich euch nicht einen und den andern Umstand von ihm erzählen kann, den ihr vielleicht noch nicht recht gewußt, oder schon wieder vergessen habt.

Die eigentliche Heimath des Wallfisches ist das Eismeer, sowol beim Nordpole, als auch beim Südpole; doch finden sie sich auch nicht selten in wärmeren Meeren ein. Er ist das größte aller bekannten Thiere. Vor Zeiten tödtete man deren viele, die über hundert, ja wol zweihundert Fuß lang und siebenzig bis achtzig breit waren; jetzt aber, da man jährlich ein paar tausend Stück derselben erlegt, wird ihnen nicht mehr Zeit gelassen, zu einer so ungeheuren Größe anzuwachsen. Sie pflegen daher heutiges Tages nur etwa sechzig bis siebenzig Fuß lang zu sein. Der Kopf ist das größte Stück an seinem Kör-

per, und beinahe die Hälfte des Ganzen; aber sein Schlund ist nur vier Zoll breit, daher er auch nur von Häringen und einem Meergezìefer, das man Wallfischaas nennt, leben kann. Sein Fell ist schwarz, einen Zoll dick, hin und wieder mit einzelnen Borsten besetzt, und häufig mit Seepflanzen, Korallen und Muscheln bewachsen. Es gleicht einer aufgesprungenen Borke, und es hält sich eine Art von Läusen darin auf, die ungefähr einen Zoll lang sind, und welche von den Mewen herausgepickt werden, so oft der Wallfisch aus dem Wasser hervorragt. Nach Verhältniß seines ungeheuren Körpers hat er nur sehr kleine Augen, welche am Ende des Kopfes, unterwärts nach dem Bauche hin liegen, und nicht größer als Ochsenaugen sind. Oben auf dem Kopfe hat er zwei Löcher, durch welche er das eingeschluckte Wasser, wie Springbrunnen, in die Luft bläs't. Sein Oberkiefer enthält Das, was wir Fischbein nennen, welches so groß und schwer ist, daß die ganze Schiffsmannschaft angespannt werden muß, um es auf das Schiff hinauf zu winden. Die Unterkinnlade besteht aus zwei mächtig großen Knochen, die zehn Fuß und darüber lang, beinahe einen Fuß breit und einen halben Fuß dick sind. Bei Hamburg, Altona und andern Orten, wo man jährlich Wallfischfänger ausschickt, gebraucht man diese Knochen zu Thorwegspfosten, oder man sägt sie in Stücke und rammelt sie, wie Pfähle, an solchen Stellen ein, wo Keiner fahren oder reiten soll. Das ganze Thier besteht größtentheils aus Speck, und dies ist es, wonach seine Feinde, die Menschen, hauptsächlich trachten; denn aus diesem Specke macht man bekanntlich Thran. Uebrigens hat der Wallfisch warmes Blut, gebiert seine Jungen lebendig, wie andere Säugthiere, und nährt sie auch aus seinen Brüsten mit Milch.

Mit der Erlegung eines Wallfisches geht es so zu. An den beiden Springbrunnen, die er durch das Ausblasen des Wassers verursacht, erkennt man den Ort seines Aufenthalts, wenn er nicht etwa über der Oberfläche des Wassers sichtbar ist. Sobald man nun gewahr wird, daß einer in der Nähe ist, steigen die Wallfischjäger in Schaluppen und Böte, und rudern auf ihn los. Vorn im Schiffe steht der Harpuner, das ist, derjenige Mann, der mit der Harpune bewaffnet ist. Diese ist ein Wurfspieß von Eisen, mit zwei Widerhaken und mit einem hölzernen Stiel versehen und mit einem Stricke befestiget. Sobald man nun dem Ungeheuer nahe genug gekommen ist — welches mit der äußersten Behutsamkeit geschehen muß, weil es durch einen einzigen Schlag mit dem Schwanze das Schiff zerschmettern würde — wirft ihm der Harpuner mit der größten Kraft, deren er fähig ist, den Wurfspieß in den Leib. Kaum ist dies geschehn, so begiebt der Wallfisch sich auf die Flucht, indem er gemeiniglich nach dem Grunde des Meers, und zwar mit solcher Geschwindigkeit eilt, daß man das Seil der Harpune kaum so geschwind nachlaufen lassen kann. Das Boot, worin die Leute sind, wird dabei oft so schnell fortgerissen, als wenn es vom Sturmwinde dahingetrieben würde. Die Oberfläche des Meeres färbt sich dabei von Blut. Lange wühlt und tobt der verwundete Wallfisch im Abgrunde, bis er endlich vor Ermattung sich nach Luft sehnt, und deßhalb wieder an die Oberfläche kommt. Sogleich empfängt man ihn mit langen und spitzigen Spießen, die man ihm in den Leib stößt, und wie Bäume darin sitzen läßt, so daß er zuletzt das Ansehn eines Wäldchens gewinnt. Endlich, wenn er sich völlig verblutet hat, bleibt er todt auf der Oberfläche des Wassers liegen, und ragt,

wie eine Insel, darüber hervor. Dann werden Stricke daran befestiget, und alle Schaluppen und Böte vorgespannt; und so schleppt man ihn nach dem Schiffe hin, welches man bugsiren nennt.

Nun tritt das Schiffsvolk auf den todten Wallfisch hin, und haut ihm den Speck und die Oberkiefer oder das Fischbein aus. Andere winden das Ausgehauene in die Höhe, schneiden den Speck in Stücken, und packen ihn in Tonnen. Ist man auf der einen Seite des Wallfisches damit fertig, so wird er umgewandt, um das Nämliche auf der andern Seite zu thun. Das Fleisch und die Knochen läßt man liegen, die beiden Knochen der Unterkinnlade ausgenommen, die man auch auf das Schiff windet und sie daselbst aufstellt, da denn mehr als ein Faß voll Thran aus denselben rinnt. Das Fleisch wird eine Beute der Raubvögel und der weißen Bären.

Ich hoffe, meine wißbegierigen jungen Leser werden mir diese kleine Ausschweifung nicht übel nehmen. Jetzt kehre ich wieder zu unsern Seefahrern zurück.

Am 17ten und 18ten des genannten Monats mußten sie sich durch sehr viel Treibeis arbeiten, indem sie immer weiter gegen Norden segelten; worauf sie abermahls an eine kleine Insel kamen. Dies war eine von denen, die ihr über der Bäreninsel unter Spitzbergen liegen seht. Sie sahen daselbst nichts, was erzählt zu werden verdiente, und fuhren weiter.

Am folgenden Tage entdeckten sie abermahls Land; und dies war dasjenige, was man nachher Spitzbergen genannt hat, weil man auf demselben viele spitzige Berge hervorragen sieht. Unsere Seefahrer hielten es für einen Theil von Grönland, worin sie sich aber irrten.

Am 21sten warfen sie im Gesicht des Landes Anker.

Ein Theil des Schiffsvolks ruderte in den Böten nach der Küste, um Ballast einzuholen. Was unter diesem Namen verstanden werde, wißt ihr schon; aber wenn ihr, wie ich vermuthe, mit Nachdenken leset, so wird euch wahrscheinlicherweise die Frage einfallen: warum man denn jetzt erst daran dachte, Ballast einzunehmen, nachdem man schon einige hundert Meilen zurückgelegt hatte? Wer unter euch sich getrauet, die Frage zu beantworten, der mache das Buch zu, und sage uns seine Meinung.

Getroffen, lieber Freund! — denn ich sehe im Geist, daß jeder meiner jungen Leser sogleich mit der Antwort fertig sein wird: »das rührte daher, daß ein Theil von Dem, was das Schiff bei seiner Abfahrt beschwerte, z. B. Brennholz und Lebensmittel, nun schon verbraucht war; es mußte also an die Stelle dieser verzehrten Dinge etwas Anders gelegt werden, damit das Schiff wieder seine gehörige Schwere bekäme.« Ich finde diese Antwort vollkommen richtig, und fahre fort.

Da die Bootsleute Steine und Felsenstücke genug zusammengetragen hatten, und nun eben in Begriff waren, die Böte damit zu beladen, so kam ein großer weißer Bär auf sie zugeschwommen, welcher ganz die Miene hatte, als wenn er ihnen den Krieg ankündigen wollte. Unsere Bootsleute, welchen das Herz an der rechten Stelle saß, beschlossen, seine Ankunft nicht erst abzuwarten, sondern ihm muthig entgegenzurudern. Es geschah. Jetzt begegneten sie einander, und nun begann ein fürchterlicher Kampf. Schießgewehre waren damahls noch nicht so gemein, als jetzt. Unsere Kämpfer — die in den Böten versteht sich — waren daher auch nur mit Spießen, Aexten und andern dergleichen Waffen versehn, womit sie ihrem Feinde tapfer zusetzten. Allein

der Bär hatte ein so gewaltig dickes Fell, daß die meisten Spieße darauf zerbrachen, oder krumm wurden. Daneben versuchte er einigemahl zu entern, das heißt, das feindliche Fahrzeug festzuhalten und Bord an Bord zu kämpfen. Statt der Enterhaken, deren man sich sonst dazu bedient, gebrauchte er seine Pratzen, die er mit solcher Gewalt an das Vordertheil des einen Bootes schlug, daß, wenn der Schlag die Mitte des Schiffes getroffen hätte, das Unterste vermuthlich zu oberst würde gekehrt worden sein. Endlich mußte er dennoch unterliegen. Todt schleppte man ihn an Bord, und zog ihm die Haut ab, welche diesmahl dreizehn Fuß lang war.

3.

Beschreibung von Spitzbergen. Reise von da nach Nova Zembla.

Dieses Land ist eins der ödesten und kältesten in der Welt. So weit man von der See her sehen kann, folgt ein spitziger Berg auf den andern, und diese Berge bestehen theils aus Eis und Schnee, theils aus Sand und Steinen. Außer einigen Kräutern und Moos, welche hie und da hervorkeimen, wächst auf der ganzen Insel nichts, kein Strauch, kein Baum. Nur im Heu- und Erntemonat hat man da Etwas, was einem Sommer einigermaßen ähnlich sieht; aber auch dieses Pröbchen von einer angenehmen Jahrszeit wird oft von rauhen Winterauftritten unterbrochen. Der Himmel ist fast beständig trübe. Gewitter sind unter diesem Himmel etwas sehr Seltenes. Die lange Winternacht, welche, wie schon erwähnt worden, hier beinahe vier Monate währt, wird durch häufige und hellflimmernde Nordlichter einigermaßen erträglich.

Unter den wenigen Kräutern, welche hier wachsen, zeichnen sich besonders das Löffelkraut und der Sauerampfer aus. Nicht ohne eine besondere wohlthätige Absicht scheint die Hand der Vorsehung gerade diese hierher gesäet zu haben; denn sie sind ein treffliches Mittel gegen den Scharbock, eine Krankheit, von der die Seefahrer, besonders in diesen nördlichen Gegenden, so viel zu leiden haben.

Die Bewohner dieses unfreundlichen Landes sind, außer mancherlei Wassergeflügel, weiße Bären, Rennthiere und Füchse, welche hier theils weiß, theils blau sind, und deren Pelzwerk sehr geschätzt wird. Von den weißen Bären habe ich schon oben geredet. Das Rennthier ist eins der brauchbarsten und nützlichsten Geschöpfe unter der Sonne; nur Schade, daß es in keiner andern, als in nördlichen Gegenden gedeihen will. Der Lappländer lebt fast ganz allein von ihm. Die Milch und das Fleisch des Rennthiers geben ihm Speise, das Fell desselben dient ihm theils zur Kleidung, theils zur Verwahrung seiner Hütte gegen Wind, Kälte und Regen; es ist sein Lastthier, und, vor seinen Schlitten gespannt, vertritt es die Stelle des besten Pferdes. Aus den Hörnern und Knochen dieses Thiers macht er allerhand Werkzeuge, aus den Sehnen Fäden zum Nähen, Flaschen und Beutel aus der Blase. Und, was das Bewundernswürdigste ist, dieses so nützliche Thier ist unter allen das genügsamste, unter allen am leichtesten zu ernähren. Es bedarf zu seinem Unterhalte nichts, als Moos und trocknes Laub, und auch von diesem braucht sein Herr keinen Vorrath für den Winter einzusammeln. Es weiß Beides selbst zu finden, auch wenn die Erde mit dem tiefsten Schnee bedeckt ist. Es kratzt, um sich diese kärgliche Nahrung zu verschaffen, den Schnee mit

den Füßen weg, und nicht lange, so ist sein Hunger gestillt. Wer erkennet hier nicht die Weisheit der Vorsehung, die diesem Thiere, welches sie für den kalten, unfruchtbaren Norden bestimmte, so leicht zu befriedigende Bedürfnisse gab!

Uebrigens gleicht das Rennthier unserm Hirsche, nur daß es etwas kleiner ist, kürzere Beine und etwas anders gebaute Geweihe hat. Auch die weiblichen Rennthiere sind damit geschmückt, welches bei den Hirschen nicht ist.

Menschen giebts auf Spitzbergen ganz und gar nicht; desto mehr aber sind die Küsten des Landes, das Meer und das darauf befindliche Eis mit Geschöpfen bevölkert, die man hier bei uns nicht kennt, und von welchen ich euch daher einige nennen und beschreiben muß. Da sind z. B. außer den Wallfischen, der Robbe oder Seehund, das Wallroß, der Schwerdtfisch, der Haifisch und andere.

Der Robbe oder Seehund, den man auch wol Seekalb nennt, liebt, wie der Wallfisch, die nördlichen Gegenden, wo er sich des Sommers auf dem Lande, des Winters auf dem Eise und im Wasser aufzuhalten pflegt. Sein Kopf gleicht einem Hundskopfe mit abgeschnittenen Ohren. Das Maul und die Nase sind ihm mit Haaren bewachsen, welche den sogenannten Spürhaaren unserer Katzen gleichen. Ein kurzes glänzendes Haar bedeckt die übrigen Theile seines Leibes. Er hat nur zwei kurze Vorderfüße, die er zum Gehen oder vielmehr zum Fortrutschen gebrauchen kann, denn seine Hinterfüße, die zwei kleinen Fischschwänzen gleichen, sind nach dem Schwanze hingebogen, und dienen ihm, wie Floßfedern, nur zum Rudern. Seine Länge beträgt vier bis acht Fuß. Der dicke Speck dieses Thieres giebt

gleichfalls Thran, daher man, wenn es mit dem Wallfischfange nicht glücken will, eine Herde Seehunde todtzuschlagen pflegt, um sich schadlos zu halten. Einige Schiffe segeln auch recht eigentlich in der Absicht hin, um eine Ladung von Seehundsspeck einzuholen. Diese Thiere liegen, besonders wenn die Sonne scheint, in großer Menge auf dem Eise, und schnarchen. Hier geht man, mit Keulen bewaffnet auf sie los, und da sie mit ihren beiden kurzen Beinen nicht geschwind entfliehen können, so ist es leicht, ihrer viele zu erlegen. Man schlägt sie auf die Nase, wo sie, wie die Hunde, am empfindlichsten sind. Durch einen solchen Schlag werden sie zwar betäubt, aber nicht getödtet, denn sie haben ein sehr zähes Leben. Man hat Beispiele, daß einem Seehunde schon fast aller Speck vom Leibe geschnitten war, als das Gerippe desselben noch heftig um sich biß. Ihre Nahrung besteht in Meergras oder Seetang und Fischen. Uebrigens ist dieses Thier für die armseligen Polmenschen, d. i. Diejenigen, welche gegen die Pole zu wohnen, wie z. B. die Grönländer, ein sehr wichtiges Geschöpf, weil es, wie den Lappländern das Rennthier, ihr Alles ist. Sie essen sein Fleisch, unterhalten ihre Lampen mit seinem Thran, bekleiden sich, ihre Wohnungen und ihre Kähne mit seinem Felle u. s. w. Auch bei uns macht man von dem Felle desselben Jagdtaschen und Tabakstaschen für Jäger und Landleute, und beschlägt die Reisekoffer damit *).

Das Wallroß gleicht dem Robben, nur daß es viel größer und stärker, ungefähr so dick und lang als ein

---

*) Abbildungen vom Wallfische, vom weißen Bären, vom Seehunde und vom Wallrosse, könnt ihr in vielen Büchern, unter andern in Funk's Naturgeschichte sehn.

Ochs ist, einen viel dickern und rundern Kopf und zwei große Hauer im Maule hat, die wol eine Elle und darüber lang sind. Diese Zähne werden, wegen ihrer außerordentlichen Weiße, noch höher geschätzt, als Elfenbein. Die Wallrosse liegen gleichfalls herdenweise auf dem Eise, oder auch im Wasser, und schnarchen. Wenn sie angegriffen werden, vertheidigen sie sich herzhaft, stehen auch Eins dem Andern treulich bei, suchen mit ihren großen Zähnen die Böte zu fassen und umzustürzen, und brüllen dabei wie die Ochsen. Wenn man ihnen, der Uebermacht wegen, weichen muß, so verfolgen sie das Boot mit solchem Eifer, daß sie oft unter sich in Streit gerathen, indem eins dem andern vorzueilen sucht. Man tödtet sie bloß um ihrer Zähne willen; denn Speck haben sie nicht, und ihr Fleisch ist ungenießbar.

Der Schwertfisch gehört gleichfalls unter die merkwürdigen Bewohner des Eismeeres. Wenn er völlig ausgewachsen ist, mißt er achtzehn bis zwanzig Fuß, und ist an zwei Zentner schwer. An der obern Kinnlade ragt ihm ein langer und breiter Knochen wie ein Schwert hervor, nur daß er eingekerbt ist, und daher einer Säge gleicht. Deswegen hat man diesen Fisch auch wol zuweilen Sägenfisch genannt. Er ist des Wallfisches Erbfeind, und setzt demselben mit seiner scharfen Säge so lange zu, bis er ihn erlegt hat. Dann, sagt man, nimmt er zu seiner Beute bloß die Zunge des Wallfisches, und läßt das Uebrige liegen. Wenn daher die Wallfischjäger gewahr werden, daß ein Schwertfisch mit einem Wallfische in Kampf ist, so hüten sie sich wohl, ihn zu stören. Sie sehen vielmehr geruhig zu, weil sie wissen, daß sie, in diesem Falle, ihre Mühe sparen können. Zuweilen macht der Schwertfisch seinen erlegten Feind den Menschen streitig, und schleppt die

große Masse eine Strecke fort, ungeachtet einige Schaluppen voll Menschen sie nach der entgegengesetzten Richtung fortzuziehen bemüht sind.

Von dem fürchterlichen Haifische, der auch in andern Meeren lebt, habe ich schon in der Entdeckung von Amerika eine Beschreibung gemacht. Es sei mir daher erlaubt, meine jungen Leser darauf zu verweisen. Und nun wieder zurück zu unsern Reisenden.

Diese segelten einige Tage an der Küste des öden Landes herum, legten sich an verschiedenen Stellen vor Anker, und fuhren in Böten ans Land. Da sie aber überall nichts fanden, das eines längern Dableibens werth gewesen wäre, so beschlossen sie, ihre Reise fortzusetzen, um, wo möglich, die große Absicht zu erreichen, in der sie abgesandt waren.

Aber nun entstand die Frage: wohin sie ihren Lauf von da aus eigentlich nehmen sollten? und hierüber waren die beiden Steuermänner in ihren Meinungen getheilt. Cornelius, der eine von ihnen, behauptete, daß man noch weiter gegen Norden steuern müsse, in der Hoffnung, ein vom Eise freies Meer zu finden; Barenz hingegen, der andere Steuermann, war einer entgegengesetzten Meinung. Dieser glaubte nämlich, daß sie schon zu hoch gegen Norden gesegelt wären, und daher von nun an wieder etwas südlich steuern müßten. Es wurde lange darüber gestritten. Endlich, da sie sich nicht vereinigen konnten, wurde beliebt, daß Jeder seiner Einsicht folgen, und segeln solle, wohin es ihm beliebe. So wurden also beide Schiffe von einander getrennt. Cornelius lief nach Norden, Barenz nach Süden, Beide in der Absicht, sich nachher gegen Osten zu wenden. Wir für unser Theil wollen den Ersten seinem Schicksale überlassen, und uns zu dem Letzten

halten. Vielleicht, daß wir am Ende doch noch erfahren, wie es Jenem wird gegangen sein.

Die Trennung der beiden Schiffe geschah am 1sten des Heumonats. Von diesem Tage an bis zum 17ten fiel nichts Erhebliches vor. Wir überhüpfen also diese Zeit, indem wir unsern jungen Lesern zum Beschlusse dieses Kapitels nur noch melden, daß man an dem letztgenannten Tage ein Land zu Gesichte bekam, von dem man fand, daß es Nova Zembla war.

4.

Aufenthalt auf der Küste von Nova Zembla. Das Schiff geräth in große Noth.

Die Absicht des Schiffers ging nunmehr dahin, das nördliche Ende dieses Landes zu umschiffen, und dann, wo möglich, seine Fahrt wieder gegen Osten zu richten. In dieser Absicht segelte er längs der Küste hinauf. Allein, ungeachtet es mitten im Sommer war, so konnte man doch, der vielen Eisschollen wegen, welche das Meer bedeckten, kaum aus der Stelle kommen, und mußte daher oft anhalten. Dies widerfuhr ihnen unter andern bei einer kleinen Insel, welche an der westlichen Küste dieses Landes liegt und die Kreuzinsel genannt wird. Zwei Kreuze, welche auf dieser Insel stehn, und vermuthlich von Wallfischjägern, welche diese Gegend zu besuchen pflegen, dahin gepflanzt wurden, haben ihr den Namen zugezogen.

Als man hier vor Anker lag, stieg der Schiffer Heemskerk mit einigen Matrosen in die Schaluppe, und fuhr nach der Gegend hin, wo die Kreuze standen. Sie setzten sich bei dem einen derselben nieder, um auszuruhen; und da sie nachher auch das andre besehen

wollten, wurden sie plötzlich zweier Bären gewahr, die sich unter demselben gelagert hatten. Die Gesellschaft, welche unbewaffnet war, erschrak nicht wenig über diesen Anblick. Die Bären traten unterdeß auf die Hinterbeine, um zu sehen, was es gebe, weil sie weiter riechen, als sehen können. Sobald sie Menschen merkten, liefen sie ihnen entgegen, um sie anzugreifen. Nun standen den Bootsleuten die Haare vollends zu Berge, und sie liefen, was sie laufen konnten, um die Schaluppe zu erreichen. Allein der Schiffer, welcher beherzter war, und daher auch mehr Gegenwart des Geistes hatte, hielt sie an, und schwur, daß er dem Ersten dem Besten, welcher laufen würde, seinen Haken in den Leib stoßen wolle. Wenn wir einzeln laufen, sagte er, so wird Einer oder der Andere von uns ergriffen werden; bleiben wir aber zusammen, und machen ein vereinigtes Geschrei, so werden die Unthiere nicht das Herz haben, uns anzugreifen. Man folgte ihm, und es geschah, wie er gesagt hatte. Sie gelangten glücklich zur Schaluppe. Seht, junge Freunde, wozu es gut ist, das Herz an der rechten Stelle zu haben! Furchtsamkeit stürzt öfter in Gefahr, als Muth.

Man fuhr fort, immer weiter an der Küste hinauf zu segeln, indem man sich unablässig zwischen großen Eisfeldern durcharbeiten mußte. So oft sie nicht weiter kommen konnten, befestigten sie das Schiff an einer Eisbank, und lagen so lange daran still, bis etwa der Wind eine neue Oeffnung gemacht hatte. Dann segelten sie weiter, bis sie abermahls aufgehalten wurden. Damit ihr euch aber von der Größe solcher Eisbänke einen Begriff machen möget, so wisset, daß man eine derselben ausmaß, und sie 52 Klafter dick fand, indem sie 36 Klafter tief im Wasser ging und 16 Klafter hoch

über dasselbe hervorragte. Und das war bei weiten noch nicht eine der stärksten. Man behauptet, daß solche Eisberge zuweilen wol hundert Klafter hoch über dem Meere hervorstehen. Denkt einmahl, hundert Klafter! Das ist viel höher, als der höchste Thurm, den ihr je gesehn habt.

Als das Schiff noch an dieser Eisbank lag, hörte der Schiffer, der des Abends in dickem Nebel auf dem Verdecke ging, auf einmahl neben sich ein gewaltiges Schnauben, und, da er hinsah, erblickte er einen Bären, der sich bemühte, an Bord zu kommen. Er rief: Leute her! und augenblicklich rannte Alles aufs Verdeck. Das allgemeine Geschrei, welches beim Anblick des Bären entstand, jagte dem Thiere so viel Furcht ein, daß es von seiner Unternehmung abließ, und hinter Eishügel schlich. Es dauerte indeß nicht lange, so kam er wieder. Allein da man auf seiner Hut war und vier Mann mit Schießgewehr bereit standen, so empfing er einige Schüsse, wodurch er bewogen wurde, die Flucht zu ergreifen. Er verlor sich im Nebel und Schnee, und wurde nicht wieder gesehn.

Am 10ten August brach das Eis, und die Schollen fingen an zu gehen. Nur diejenige, an welcher das Schiff vor Anker lag, stand unbeweglich fest, ungeachtet andere vorbeitreibende Eisbänke mit großer Gewalt daran stießen. Daraus sah man, daß dieser Klumpen auf dem Grunde des Meeres ruhen mußte. Und nun begreifen meine lieben Leser, wie man erfahren konnte, daß dieser Eisberg 36 Klafter tief unter Wasser stand. So bald man nämlich wußte, daß er auf dem Grunde des Meeres ruhete, so brauchte man nur das Senkblei auszuwerfen, um die Dicke desselben unter dem Wasser zu erfahren.

Von nun an stand und brach das Eis wechselsweise, und unsere armen halberfrornen Abenteurer mußten sich, so oft das Eis in Bewegung war, durchzuarbeiten suchen, so gut sie konnten. Sie schwebten dabei stündlich in Gefahr, von antreibenden Eisbänken zertrümmert zu werden, und es wurde viel Vorsicht und viel Geschicklichkeit in der Lenkung des Schiffes erfodert, um dieser oft erneuerten Gefahr glücklich auszuweichen. Sie erhielten dabei von Zeit zu Zeit Zusprüche von Bären, vor welchen sie eben so sehr, als vor den gewaltigen Eisschollen, auf ihrer Hut sein mußten. Es kam einigemahl zu harten Kämpfen, aber die Menschen behielten den Sieg.

Unter unaussprechlich vielen Mühseligkeiten erreichten sie endlich das nördliche Ende des Landes, und fingen an, es zu umschiffen. Einige von der Schiffsgesellschaft, die ans Land geschickt waren, und einen spitzigen Berg erstiegen, glaubten zu bemerken, daß das Meer nach Osten hin frei vom Eise wäre. Das war eine Freude für die armen Leute, die sie kaum zu ertragen vermochten. Sie eilten, so sehr sie konnten, diese glückliche Entdeckung dem Schiffer mitzutheilen; und das Schiff erscholl von Frohlocken über die erfreuliche Nachricht. Gute Männer! mäßiget eure Freude; menschliche Hoffnungen sind oft trüglich; wer weiß, wie bald die eurige wieder dahinschwinden kann!

Sie schwand leider! schon am nächsten Tage. Denn da man anfing, nach der Gegend hinzusteuern, wo das Meer gestern offen zu sein schien, fand man Alles mit Eisbänken so besetzt, daß man gezwungen war, sich wieder nach der Küste von Nova Zembla zurück zu arbeiten. Der Versuch wurde noch einigemahl wiederholt, aber immer vergebens. Jetzt gaben sie den Zweck ihrer

Reise, eine nordöstliche Durchfahrt nach China zu finden, völlig auf; und ihr höchster Wunsch war nun der, daß es ihnen nur möglich sein möchte, an der östlichen Küste von Nova Zembla wieder hinab zu segeln, und so das feste Land von Asien zu erreichen. In dieser Absicht fingen sie an, so oft die Eisfelder in Bewegung waren, gegen Süden zu steuern. Aber sie waren noch nicht weit gekommen, als die Eisschollen das Schiff dergestalt drängten, daß man alle Augenblicke einer Zertrümmerung desselben entgegen sah. Bald wurde das Vordertheil, bald das Hintertheil desselben von dem Grundeise in die Höhe getrieben, bald stand es wieder im Gleichgewichte und fest, wie eingemauert.

Am 29sten, da das Schiff in einer solchen Lage stand, versuchte man, die aufgethürmten Eisschollen mit eisernen Brechstangen und andern Werkzeugen zu trennen und von einander zu brechen: aber wie wäre das bei der entsetzlichen Dicke des Eises möglich gewesen! — Am 30sten fing das Eis wieder an in Bewegung zu gerathen; ein kalter schneidender Wind, mit Schneegestöber untermischt, warf die losgerissenen Schollen gegen das Schiff; fürchterlich thürmten sie sich an demselben auf; das Schiff krachte, und man erwartete fast in jedem Augenblicke, daß es bersten würde. Weil die Eisschollen unter dem Schiffe sich mehr auf derjenigen Seite häuften, von welcher der Strom herkam, als auf der andern Seite, so neigte sich das Schiff anfänglich sehr, und nun war zu besorgen, daß es umgeworfen werden würde; aber endlich häuften sich die Schollen auch auf der andern Seite an, und das Schiff richtete sich wieder auf und stand auf den Eisbänken, als wenn es mit Winden oder andern Maschinen wäre in die Höhe gewunden worden. Jetzt stießen noch mehr Eisschollen

zu denen, die schon am Vordertheile des Schiffes lagen, und hoben dasselbe vier bis fünf Fuß höher, als das Hintertheil; jetzt drängten andere sich an das Hintertheil des Schiffes, wo das Steuerruder ist, und dieses Steuerruder zerbrach in Stücken. Der Wind heulte; das mit Eis überzogene Tauwerk des Schiffes klapperte; das Schiff selbst krachte in allen seinen Fugen; das Eismeer rund umher brüllte unter dem entsetzlichen Kampfe der Eisberge, die sich an einander drängten und sich wechselseitig in die Höhe schoben.

Junger Leser! der du vielleicht bei kleinen Ungemächlichkeiten des Lebens die Geduld verlierst, wirf einen Blick auf den grauenvollen Zustand unserer armen Reisenden, wie sie, erstarrt von Kälte, und in banger Erwartung Dessen, was da kommen sollte, noch immer beschäftigt sind, jedes mögliche Mittel zur Erhaltung des Schiffes und zu ihrer eigenen Rettung zu versuchen, ohne in unthätige Muthlosigkeit hinzusinken; und schäme dich deiner eigenen Weichlichkeit, und fange an, dich durch geduldige Ertragung kleiner Beschwerlichkeiten stark und männlich zu gewöhnen, damit du dermahleinst den größern Beschwerden und Gefahren des Lebens, welche auch für dich gewiß nicht ausbleiben werden, Muth und Standhaftigkeit entgegensetzen könnest!

Unsere Seefahrer, welche die gänzliche Zerstörung ihres Schiffes alle Augenblicke erwarten mußten, brachten die Schaluppe und ein Boot aufs Eis, um, wenn jenes zertrümmert werden sollte, wenigstens diese zu retten. In dieser hoffnungslosen Lage blieb man bis zum zweiten des Herbstmonats, an welchem das Schiff durch den Drang der Eisschollen noch höher gehoben wurde. Es krachte dabei laut, und bekam sogar schon an einigen Orten Oeffnungen. Da der nahe Untergang des

Schiffes hiedurch immer wahrscheinlicher wurde, so lud man dreizehn Tonnen Zwieback, nebst zwei kleinen Tonnen Wein ins Boot, um sie ans Land zu ziehn. Am 3ten nahm der Drang des Eises zu. Der äußerste Balken am Hintertheile des Schiffes, woran das Steuerruder gesessen hatte, sonderte sich ab; das dicke Ankertau und ein anderes neues Tau, womit man das Schiff an einer Eisbank befestiget hatte, zerrissen, wie Zwirnsfäden; das Schiff selbst widerstand indeß noch immer der Gewalt des Eises, welches in der That zu bewundern war. Am 5ten wurde es ganz auf die Seite geworfen, aber auch hiedurch noch nicht zertrümmert. Weil man indeß nicht hoffen konnte, daß es der Gewalt noch länger widerstehen würde, so fuhr man fort, die unentbehrlichsten Dinge — Pulver, Blei, Feuerzeug, Flinten, Zwieback, Wein — nebst verschiedenen Werkzeugen und einem alten Segel, ans Land zu bringen. Von dem Segel machte man daselbst ein Zelt, um die geborgenen Sachen darunter zu verwahren.

Einige Bootsleute, welche zwei Meilen tief ins Land gegangen waren, kamen mit der erfreulichen Nachricht zurück, daß sie daselbst einen Fluß mit süßem Wasser, und an den Ufern desselben eine Menge Treibholz vorgefunden hätten. Unter diesem Namen versteht man Bäume, welche Wind und Meer auf der Küste des festen Landes loszureißen und den kalten Ländern im Eismeere, wo kein Holz mehr wächst, zuzuführen pflegen. Abermahls eine wohlthätige Veranstaltung der alles regierenden Vorsehung! Diese Nachricht machte Hoffnung, daß es ihnen möglich sein werde, den langen schrecklichen Winter in diesem kalten und öden Lande auszuhalten; und es wurde daher beschlossen, eine Hütte daselbst zu bauen, um sich gegen die grim-

mige Kälte und gegen die Angriffe der wilden Thiere nach Möglichkeit zu verwahren. Von Stund an wurde daran gearbeitet, diesen Plan ins Werk zu richten. Allein die große Kälte, verbunden mit heftigen Winden und Schneegestöber, setzte ihrer Arbeit so viele Hindernisse in den Weg, daß vier volle Wochen verflossen, bevor sie damit zu Stande kamen. Unterdeß ereignete sich noch Eins und das Andere, welches erzählt zu werden verdient.

Am 15ten z. B. sah Der, welcher auf dem Schiffe Wache hielt, drei Bären herankommen. Er machte Lärm, und das Schiffsvolk bewaffnete sich, um sie zu empfangen. Etwas fern vom Schiffe stand auf dem Eise eine offene Tonne mit eingesalzenem Fleische; dieses roch der eine Bär, watschelte hin, und wollte eben kosten, was für Fleisch es wäre, als ihm vom Schiffe her eine Kugel durch den Kopf flog, wovon er todt zur Erde stürzte. Der zweite Bär stand betroffen still, wunderte sich, betrachtete seinen hingesunkenen Gefährten, beroch ihn, und fand darauf für gut, sich in aller Stille zurückzuziehn. Sein zweiter Gefährte war unterdeß hinter einen Eishügel geschlichen. Das Ding mußte indeß anfangen, ihm in seinem Bärenkopfe zu wurmen, denn gleich darauf war er wieder da, und zwar auf den Hinterfüßen, auf welche sie sich, wenn sie angreifen wollen, zu stellen pflegen.

In dieser kriegerischen Stellung kam er gerade auf die Bootsleute los. Allein diese waren noch auf ihrer Hut, und ehe der zottige Ritter es sich versah, hatte er auch eine Kugel in dem Leibe. Das nahm er gewaltig übel, wie man aus seinem Brummen schließen mußte; allein er fand doch für gut, sich mit so groben Leuten nicht weiter einzulassen, und trollte ab. Den

erlegten Bären weideten sie nachher aus, und stellten ihn auf die Füße, um zu sehen, ob Luft und Kälte ihn vielleicht zur Dörrleiche oder Mumie machen würden, damit sie ihn einst, wenn sie das Glück haben würden, aus ihrem jetzigen Elende befreit zu werden, mit nach Holland nehmen könnten.

Die Kälte stieg von Tage zu Tage zu einem so hohen Grade, daß man unter dem ersten Verdecke des Schiffes, wo die Küche war, sich nicht mehr erwärmen konnte. Man sah sich daher genöthiget, den Feuerherd in dem untersten Schiffsraume anzulegen. Das hatte aber die Folge, daß das ganze Schiff mit einem so dicken Rauche angefüllt wurde, daß Unsereiner geglaubt haben würde, darin ersticken zu müssen. Den 23sten starb der Schiffszimmermann, und man begrub ihn in der Spalte eines Berges, weil die Erde zu fest gefroren war, als daß man ein Grab hätte machen können. Das ganze Schiffsvolk bestand jetzt noch aus sechzehn Personen, von welchen oft Einer oder der Andre krank war.

Gegen das Ende dieses Monats wurde die Kälte so heftig, daß man die Arbeit an der Hütte von Zeit zu Zeit einstellen mußte, weil den Leuten die Glieder erstarrten, und das Treibholz, wovon sie den Baubedarf nehmen mußten, unter tiefem Schnee vergraben lag. Um indeß das Werk doch einigermaßen zu fördern, brach man auf dem Schiffe die bretternen Wände der Kajüten los, die Seiten der Hütte damit zu bekleiden und ein Dach davon zu machen. Darüber verstrichen abermahls vierzehn Tage, an welchen es oft so unglaublich kalt war, daß die härtesten Bootsleute nicht so weit gehen konnten, als das Schiff lang war, ohne Gefahr zu laufen, vor Kälte umzukommen. Das Schiff blieb dabei nach wie vor in seiner hoffnungslosen Lage, die Tage

wurden immer kürzer, die Nächte immer länger, der klägliche Zustand der armen Leute immer bedauernswürdiger.

5.

Winteraufenthalt auf Nova Zembla. Eine wunderbare Erscheinung.

Es war am zwölften des Weinmonats, als die Hälfte des Schiffsvolks sich aufmachte, um die nun beinahe fertig gewordene Hütte zu beziehen. Aber noch hatten sie kein Stück Bette darin, noch konnte kein Feuer darin angemacht werden, weil es an einem Rauchfange fehlte. Denke, lieber junger Leser, was die armen Männer dabei auszustehn hatten! Und doch ertrugen sie ihr hartes Schicksal mit Geduld und Standhaftigkeit, fuhren fort, an der Hütte zu bessern, und noch mehr Bedürfnisse von dem Schiffe einzuholen, und erleichterten sich dadurch ihr Elend, so gut sie konnten.

Unter den Lebensmitteln, an deren Erhaltung ihnen so viel gelegen sein mußte, befanden sich auch verschiedene Tonnen Bier. Allein auch dieses Labsal sollte ihnen nicht zu Gute kommen. Denn indem man es nach der Hütte bringen wollte, fror es zu Eisklumpen, so daß die Fässer, selbst solche, die mit eisernen Reifen belegt waren, davon zerplatzten. Das kann uns ungefähr einen Begriff von der Heftigkeit der Kälte geben, die damahls herrschte. Man hob indeß die gefrornen Bierklumpen sorgfältig auf, ungeachtet man gleich beim ersten Versuche fand, daß sie, wenn man sie beim Feuer aufthauen ließ, Geschmack und Kraft verloren hatten.

Den 24sten begaben sich auch die übrigen Schiffsleute, an der Zahl acht, nach der Hütte; doch mußte

Einer von ihnen auf einem Schlitten gefahren werden, weil er Krankheits halber nicht zu gehen vermochte. Gott begleite dich, du armer kranker Mann, in die Hütte des Jammers, wo du keine von allen den Bequemlichkeiten finden wirst, deren du jetzt so sehr bedarfst, und deren wir Andern uns zu erfreuen haben, so oft die Vorsehung uns auf Siechbette legt! — Sie zogen auch die Schaluppe mit unbeschreiblicher Mühe nach der Hütte hin, weil auf dieser allein die Hoffnung ihrer künftigen Rettung beruhete, dafern sie den langen fürchterlichen Winter überleben sollten. Denn an die Erhaltung des großen Schiffs, welches zwischen dem Eise steckte, war gar nicht mehr zu denken.

Noch genossen sie täglich einige Stunden lang des erfreulichen und erquickenden Sonnenlichts; allein auch dieses Glück, das einzige, was ihnen jetzt noch Trost verlieh, sollte aufhören. Täglich sank die Sonne immer tiefer und tiefer hinab; jetzt stand sie nur noch eine Handbreit über dem Gesichtskreise. Man eilte daher, so sehr man konnte, den Rest der Lebensmittel, der Segel und des Tauwerks nach der Hütte zu fahren. Als in dieser Absicht ein Theil der Mannschaft noch einmahl nach dem Schiffe ging, erblickte der Schiffer, welcher sie anführte, drei Bären, die auf die Bootsleute zukamen, und erhob ein lautes Geschrei, um sie zu erschrecken. Die Bootsleute ließen sogleich die Stricke fahren, womit sie den Schlitten zogen, und suchten sich zu retten, indem sie nach dem Schiffe liefen. Heemskerk hingegen und Einer, welcher eben so viel Herz hatte, als er, bewaffneten sich, bevor sie das Schiff zu erreichen suchten, mit zwei Hellebarden, welche sie auf dem Schlitten fanden. Sie wandten sich hierauf nach der andern Seite des Schiffes, wo die Bären nicht waren, und ka-

men glücklich an Bord. Die Bären wurden rasend, da sie sahen, daß die Beute ihnen entgangen war, und ließen gerade auf das Schiff los, um es zu ersteigen. Nun hatte man oben zwar noch Schießgewehr, aber damahls waren die Schlösser an den Flinten noch so unbequem eingerichtet, daß das Anzünden des Pulvers auf der Pfanne nicht durch Hülfe eines Feuersteins, sondern einer brennenden Lunte geschahe. Unglücklicherweise hatte man nun kein Feuerzeug bei der Hand, und die zwei Hellebarden waren nicht hinreichend, drei Bären damit abzuhalten. Man schickte also geschwind einen Matrosen in die Schiffsküche, um Feuer anzuschlagen, und einen andern, um Piken zu suchen. Allein in der Eile wollte das Feuer nicht fangen, und die Piken schienen sich versteckt zu haben. Unterdeß bestrebten sich die grimmigen Thiere mit großer Gewalt, das Schiff zu ersteigen, und sie würden ihre Absicht gewiß erreicht haben, wenn man nicht den Einfall gehabt hätte, ihnen Holz und andere Dinge, die auf dem Verdecke lagen, an den Kopf zu werfen, wodurch sie jedesmahl bewogen wurden, nach der geworfenen Sache zu laufen, wie ein Hund, der das Hingeworfene zu holen gelernt hat. Endlich warf man dem größten unter ihnen eine Hellebarde in die Schnauze, welches ihm so wenig gefiel, daß er augenblicklich abtrollte. Die beiden kleinern folgten ihm nach, und so konnten die Bootsleute sich wieder vor den Schlitten spannen und nach der Hütte zurückkehren.

Einige Tage darauf erlegte man einen weißen Fuchs, den man braten ließ. Man fand, daß er ungefähr wie ein Kaninchen schmecke.

Am vierten des Reifmonats oder Novembers blieb ihnen endlich die Sonne ganz aus, und nun begann die lange traurige Nacht, deren Ende man kaum zu erleben

hoffen konnte. Aber so wie die gütige Vorsehung in jeden Kelch voll Leiden, den sie den Sterblichen reicht, immer einige lindernde Tropfen süßen Trostes zu träufeln pflegt, so hatte sie auch dieses Uebel mit einigen tröstenden Umständen verbunden, die es einigermaßen erträglich machen konnten. Denn erstens nahmen an eben dem Tage, da die Sonne nicht mehr zum Vorschein kam, auch die Bären Abschied von dieser nächtlichen Gegend, vermuthlich den Winter in südlichern Ländern zuzubringen; zweitens trat nunmehr der Mond an die Stelle der Sonne, und lief eben so, wie vorher diese, rund am Gesichtskreise herum, ohne unterzugehen; drittens war der Himmel fast unabläßig von so herrlichen Nordlichtern erleuchtet, daß es davon beinahe so hell, als an einem trüben Tage, war. Das Alles tröstete denn unsere armen Freunde, und hielt sie für den Mangel des erfreulichen Tageslichtes einigermaßen schadlos.

Aber nun kostete es Mühe, die Zeit der Nacht von der des Tages zu unterscheiden, besonders wenn ein trüber Himmel die Stelle verbarg, wo der Mond und die Sterne zu sehen waren. Zwar hatten sie eine Wanduhr vom Schiffe mitgenommen, aber diese stand, der strengen Kälte wegen, still. Zum Glücke hatten sie auch eine Sanduhr mitgebracht, welche zwölf Stunden lief, bevor sie umgekehrt werden durfte. Diese dreheten sie daher sehr regelmäßig um, damit sie immer wüßten, in welcher Zeit sie lebten. Zu gleicher Zeit bereiteten sie eine Nachtlampe, die sie, in Ermangelung des Oels, mit geschmolzenem Bärenfette unterhielten.

Am sechsten stieg die Kälte zu einer so unbeschreiblichen Höhe, daß man gar kein Mittel mehr fand, sich zu erwärmen. Das größtmögliche Feuer, welches man in der Hütte unterhielt, war nicht im Stande, zu ver-

hindern, daß sogar der Spanische Wein, den sie mitgebracht hatten, und der bekanntlich ungemein hitzig ist, zu einem Eisklumpen fror. Das Feuer schien damahls seine Hitze verloren zu haben; auch die nächsten Gegenstände wurden nicht mehr davon erwärmt; denn, wenn man die Füße daran hielt, so fühlte man erst dann ein wenig Wärme, wenn die Strümpfe durchgebrannt waren; und auch dieses würde man nicht gemerkt haben, wenn man es nicht gerochen hätte. Still und hoffnungslos lag die Gesellschaft um das Feuer her; Einer warf dem Andern matte und mitleidsvolle Blicke zu, weil man besorgen mußte, daß die Kälte noch höher steigen, und dann ihrem Leben ein klägliches Ende machen würde.

Am folgenden Tage, an welchem die Kälte nicht im mindesten nachließ, wurde beschlossen, die Steinkohlen von dem Schiffe zu holen, weil diese eine größere Hitze geben, als Holz, und auch nicht so bald ausbrennen, als dieses. Dieser Vorsatz wurde unter unbeschreiblichen Beschwerden ausgeführt, und auf den Abend machten sie ein so großes Feuer damit an, daß die Hütte wirklich gut erwärmt wurde. Diese Wärme that ihnen so wohl, daß sie dieselbe auf alle Weise zu vermehren und zu unterhalten suchten. Sie verstopften daher, indem sie sich vergnügt zu Bette legen wollten, den Rauchfang, und schwatzten noch eine Zeitlang, lustiger als jemahls, im Bette mit einander. Aber bald verlor sich ihre Lustigkeit, und es wurde ihnen gar wunderlich zu Muthe. Sie empfanden Alle Schwindel und Betäubung, und waren unfähig, sich zu helfen, weil sie nicht im Stande waren, sich aufzurichten. Zum Glück hatten zwei von ihnen noch so viel Kraft, daß sie nach der Thür und dem Rauchfange hinkriechen konnten, um beide schnell zu eröffnen. Dies geschah noch zu rechter Zeit, aber

Derjenige, welcher die Thür aufmachte, wurde ohnmächtig, und fiel mit dem Gesicht in den Schnee. Das war jedoch ein Glück für ihn, denn durch die Kälte des Schnees, durch die frische Luft, und durch etwas Essig, womit man ihn besprengte, wurde er wieder zu sich selbst gebracht. Die nun eindringende kalte Luft rettete zugleich Allen das Leben.

Ihr merkt wol, meine jungen Leser, was an diesem Unfalle Schuld sein mochte — der eingesperrte Kohlendampf. Solche Dämpfe haben schon manchem Menschen das Leben gekostet. Noch etwa vor vier Wochen wurden in der Gegend, wo ich wohne, zwei gesunde, starke Bauermädchen davon erstickt, welche einen Topf voll Kohlen mit sich in ihre Schlafkammer genommen hatten, um sich die Betten zu wärmen. Am andern Morgen fand man sie Beide todt. Seid durch diese Beispiele gewarnt, ihr jungen Freunde! Hütet euch vor eingesperrten Dämpfen jeder Art, besonders vor Kohlendämpfen. Duldet künftig keine Kohlenbecken in euren Zimmern, und leidet nicht, daß man die Rauchröhre an eurem Windofen zuschiebe, so lange noch eine einzige glühende Kohle übrig ist. Mancher stirbt eines plötzlichen Todes, von dem man glaubt, der Schlag habe ihn gerührt; untersuchte man die Sache genauer, so würde man vielleicht finden, daß er an einer Feuerkieke oder an einem zugemachten Ofen gestorben sei. Laßt euch warnen, ihr Lieben, und duldet dergleichen Mißbräuche wenigstens in demjenigen Zimmer nicht, welches ihr das eurige nennen dürft!

Und nun sei es mir, zur Vermeidung einer ermüdenden Weitläufigkeit, vergönnt, die Geschichte vieler einzelnen Tage, die an Noth und Elend einander völlig gleich waren, zusammenzuziehn, und nur das Merkwürdigste davon zu erzählen. Dahin gehört, daß man eine

genaue Eintheilung der Lebensmittel vornahm; daß man eine Fuchsfalle verfertigte, worin man manchen schönen weißen Fuchs lebendig fing, sich an dem Fleische desselben labte, und von den Fellen Mützen und andere Kleidungsstücke verfertigte; daß der Schiffswundarzt in einer großen Tonne ein Bad veranstaltete, worin sie sich von Zeit zu Zeit baden mußten, welches sowol zur Wiederherstellung der Kranken, als auch zur Erhaltung der Gesundheit für die Uebrigen diente; daß die Hütte oft ganz verschneit war, so daß man sich wieder herausgraben mußte, um Luft zu bekommen; daß ihnen, sogar in der erwärmten Hütte, die Schuhe an den Füßen so hart wie Horn froren, so daß sie sich derselben nicht mehr bedienen konnten; daß sie daher eine Fußbekleidung von Fellen machten, die sie über drei bis vier Paar Strümpfe anlegten, um die Füße nur einigermaßen warm zu erhalten, und daß sie, sogar in ihren Betten, sich oft nicht anders zu erwärmen wußten, als daß sie Steine heiß machten, und sich diese einander zureichten.

So ging ihnen das Jahr zu Ende; und das folgende 1597ste Jahr brach unter gleichem Elende an. Die Lebensmittel nahmen merklich ab, und man mußte zu einer abermahligen Verminderung der täglichen Gaben schreiten, ungeachtet die Eßlust durch die fortdauernde grimmige Kälte täglich wuchs. Dennoch verloren diese unglücklichen Menschen noch nicht allen Muth; die Gewohnheit milderte ihre Leiden, und die Hoffnung einer möglichen Errettung, nach überstandenem Winter, gab ihnen Stärke, sie zu ertragen.

Am fünften Jänner fiel ihnen des Abends ein, daß es das Dreikönigsfest wäre. Sie hatten den Tag mit vielen beschwerlichen Arbeiten hingebracht, indem sie den hohen Schnee aus dem Wege geschaufelt, Holz eingeholt

und es gespalten hatten. Sie wünschten daher, nach so vielen überstandenen Mühseligkeiten, einmahl einer kleinen Erquickung zu genießen, und der Schiffer, der ihnen nach Vermögen dazu behülflich sein wollte, gab ihnen zwei Pfund Mehl und etwas Oel, um eine Art von Pfannkuchen daraus zu machen. Wie ihnen das schmeckte! Wie froh sie dabei wurden! O ihr, die ihr zehn, zwanzig und mehr ausgesuchte Schüsseln nöthig habt, wenn eure verwöhnten Begierden befriediget werden sollen, seht her auf diesen frohen Schmaus von zwei Pfund Mehl und etwas Oel, und lernt, wie wenig der unverderbte Mensch bedarf, um satt und froh zu werden, und erschreckt bei dem Gedanken, wie weit ihr euch in eurer ganzen Lebensart von dem schlichten Wege der Natur, der zugleich der einzige Weg zur wahren Glückseligkeit ist, verirrt habt! Unsere genügsamen Seemänner waren diesen Abend vergnügter, als ihr bei euren köstlichsten Gastmahlen zu sein pflegt, und dazu bedurften sie nur eines Pfannkuchens ohne Butter und Eier! Sie gingen in ihrer guten Laune gar so weit, daß sie, nach damahliger Sitte am Dreikönigsfeste, einen König unter sich wählten. Das Loos, wonach die Wahl entschieden wurde, fiel auf den Konstabel, welcher also an diesem Abend König von Nova Zembla, d. i. von einem Lande wurde, welches über 200 Meilen in Umfange hat.

Allmählig fing man an zu merken, daß Tag und Nacht, welche bis dahin in eins geschmolzen zu sein schienen, sich wieder absonderten und kenntlich machten. Auch wurde man eine Röthe in der Luft gewahr, welche eine Vorläuferinn der Sonne zu sein schien, und ihnen daher ein sehr frohes Schauspiel gewährte. Die Tage waren auch nicht mehr völlig so kalt, als vorher; denn wenn man ein gutes Feuer in der Hütte unter-

hielt, so fielen große Stücken Eis von den Wänden herab, und thaueten auf, wenn sie zwischen Betten zu liegen kamen, welches vorher, auch bei dem größten Feuer, nie geschehen war. Von dieser Zeit an gingen sie täglich aus, und übten sich im Gehen, Laufen und Werfen, um die Glieder wieder gelenksam zu machen.

Am vierundzwanzigsten, da eben ein heller und schöner Tag war, ging der Schiffer Heemskerk mit zwei Gefährten nach der Küste hin, um zu sehen, wie es mit dem Eise stände. Plötzlich entdeckte Einer von ihnen ein Stück von der Sonnenscheibe, welches über den Gesichtskreis hervorragte, und die Freude, welche die guten Leute bei diesem Anblick empfanden, läßt sich mit Worten kaum beschreiben. Sie eilten in vollem Laufe zurück, um die frohe Zeitung in der Hütte zu verkündigen. Die Freunde vernahmen sie mit Entzücken; nur Barenz, der sich auf sternkundige Rechnungen verstand, schüttelte den Kopf, und zog die Wahrheit der Beobachtung in Zweifel, weil, seinen Ausrechnungen nach, die Sonne erst nach vierzehn Tagen sichtbar werden konnte. Allein was geschah? Drei Tage nachher, da der Himmel wieder heiter war, stand, zur unaussprechlichen Freude der Gesellschaft, die ganze Sonne rund und schön über dem Gesichtskreise, und schoß ihre lieblichen Strahlen über die noch starre Wintergegend hin. Was das für ein Anblick war! Wie ihnen das Herz dabei vor Freude klopfte!

Barenz war erstaunt; er rechnete noch einmahl, und fand von neuen, daß die Sonne Unrecht habe, schon jetzt hervorzukommen, weil sie nach dem ordentlichen Laufe der Natur in derjenigen Gegend, in welcher sie sich damahls befanden, erst nach vierzehn Tagen zum ersten Mahle wieder sichtbar werden mußte. Er überzeugte

seine Gefährten von der Richtigkeit seiner Rechnung, und die ganze Gesellschaft erstaunte nun mit ihm. Ihre Augen bezeugten, daß die Sonne wirklich vor ihnen daſtände, und die Berechnung zeigte ihnen die Unmöglichkeit der Sache; wem sollten sie nun glauben? ihrem Verstande, oder ihren Augen?

Abergläubige Leute würden mit der Erklärung dieser räthselhaften Erscheinung geschwinder fertig geworden sein! Das ist ein Wunder! würden diese ausgerufen haben; uns zum Besten hat Gott den Lauf der Natur geändert, und seiner Sonne geboten, ihren Gang zu beschleunigen, um uns früher sichtbar zu werden, als es natürlicher Weise hätte geschehen können. Da seht ihr nun, ihr Ungläubigen, die ihr Alles, was in unsern Tagen am Himmel und auf Erden geschieht, aus natürlichen Ursachen erklären wollt, daß Gott auch noch heutiges Tages zum Besten der Gläubigen Wunder verrichtet, und daß es gottlos ist, aus eurer Philosophie, Sternkunde und Naturlehre erklären zu wollen, was die Hand Gottes unmittelbar selbst gethan hat! —

Gesetzt nun, ihr, meine guten jungen Freunde, wäret selbst dabei zugegen gewesen, hättet die Sonne mit euren eigenen Augen gesehn, und die Richtigkeit der Rechnung des ehrlichen Barenz mit eurem eigenen Verstande erkannt: was würdet ihr dazu gesagt haben? Mir däucht, ich sehe es euch an, daß ihr dabei in große Verlegenheit würdet gerathen sein. Ich will euch ehrlich sagen, was ich dabei gedacht haben würde.

»Ich weiß nicht, würde ich zu mir selbst gesagt haben, ob mein Verstand oder meine Sinne trügen, aber Das weiß ich zuverläſſig, daß ich keinen Grund habe, zu glauben, daß der große und weise Schöpfer die Ordnung seiner Weltmaschine um meinetwillen unter-

brechen werde. Was bin ich Wurm, oder was sind hundert andere meiner Mitwürmer auf Erden, wenn wir uns gegen die Unermeßlichkeit des Weltalls und gegen die ungeheuren Zahlen anderer Geschöpfe in andern Weltkörpern halten — was sind wir, um uns einzubilden, daß Gott, um einer Handvoll solcher Würmer willen, die schöne Ordnung seiner großen Weltmaschine stören, und Wunder verrichten werde, die auf nichts Großes, und allgemein Wohlthätiges abzwecken, sondern nur zu Gunsten einiger wenigen Geschöpfe geschehen würden? Wenn ich Etwas, was ich nicht zu erklären weiß, für ein Wunder halten soll, so müßte mir zuvörderst irgend eine sehr große und erhabene Absicht einleuchten, welche der Schöpfer dabei haben könnte. Da nun das aber hier nicht der Fall ist, so will ich das Unbegreifliche dieses Vorfalls lieber für eine Folge meiner Unwissenheit, als für eine übernatürliche Wirkung halten. Was ich nicht zu begreifen vermag, das können mir vielleicht andere Leute erklären, welche gelehrter und einsichtsvoller sind, als ich. Diese will ich gelegentlich darüber zu Rathe ziehen, und bis dahin die ganze Sache unentschieden lassen.«

Vermuthlich dachte Barenz eben so; denn ich finde in seinem Tagebuche nicht, daß er die Sache für ein Wunder gehalten habe. Wol aber zeichnete er sie sorgfältig auf, um dermahleinst, wenn es dem Himmel gefallen sollte, ihn nach Holland zurückzuführen, das Urtheil der Sternkundigen darüber einzuziehen. Und daran that er sehr vernünftig, denn ohne diese seine Vorsicht wäre die ganze Sache vielleicht unbekannt und also auch ununtersucht geblieben; und wenn Einer oder der Andere unter uns einmahl einen ähnlichen Vorfall erlebte, so würden wir ihn noch immer nicht zu erklären wissen.

»Also kann man ihn doch jetzt erklären?« Allerdings, ihr lieben Leser; und wenn ihr wollt, so könnt ihr — im Kleinen, versteht sich — dasselbe Wunder in eurer Stube nachmachen. »O geschwind!« Nicht zu hitzig, ihr kleinen Leute, sonst möchte der Versuch verunglücken. Nehmt einmahl die Oberschale von einer Theetasse, und legt ein Stück Geld hinein. Stellt euch hierauf so, daß ihr etwa bis mitten in die Schale, aber nicht bis auf den Grund derselben, wo das Geldstück liegt, hinabsehen könnt. Nicht wahr, nun seht ihr von dem Gelde nichts? Aber Geduld! Jetzt gießt Jemand das Oberschälchen voll Wasser, ihr aber bleibt auf eurer Stelle stehen, und — o Wunder! auf einmahl seht ihr bis auf den Grund der Tasse, und seht zugleich das Geld, welches ihr vorher nicht sahet. Wie in aller Welt mag das doch zugehn?

Diejenigen unter euch, welche schon etwas von der Naturlehre gelernt haben, wissen den Grund davon; den Uebrigen kann ich hier nur vorläufig sagen, daß diese wunderbare Erscheinung von der Brechung der Lichtstrahlen herrührt, wovon sie künftig mehr hören werden, wenn man anfangen wird, auch sie mit der jetzt genannten angenehmen Wissenschaft bekannt zu machen. So oft nämlich die Lichtstrahlen aus einer dünnen Materie in eine dichtere übergehn, z. B. aus der Luft ins Wasser, so werden sie gebrochen, das heißt, sie nehmen eine andere Richtung an, oder gehen einen andern Gang. Geschieht aber Dieses, so zeigen sich die von ihnen erleuchteten Gegenstände an einem andern Orte als demjenigen, wo sie wirklich sind. Hier z. B. sieht man das Stück Geld in der Mitte der Tasse, ungeachtet es eigentlich auf dem Boden derselben liegt. Nun braucht man nur zu wissen, daß diejenige Luft,

welche unsere Erde zunächst umgiebt, viel dichter ist, als die höhere Himmelsluft, so begreift man leicht, daß die Sonnenstrahlen, indem sie, aus der obern feinern, in die untere dickere Luft unsers Dunstkreises übergehn, gleichfalls gebrochen werden, und daß wir daher die Sonne, bei ihrem Aufgange sowol als auch bei ihrem Untergange, immer etwas höher am Himmel sehen müssen, als sie jedesmahl wirklich steht. So oft wir sie daher des Morgens aufgehen sehn, so ist sie das noch nicht selbst, sondern nur ihr Bild, welches wir im Dunstkreise erblicken, so wie wir jetzt das Stück Geld in dem Wasser an einem Orte sehen, wo es wirklich auch nicht ist. Eben dies geschieht des Abends beim Untergange der Sonne; denn auch da ist sie wirklich schon unter den Gesichtskreis hinabgesunken, wenn wir ihr Bild noch hell und klar am Himmel glänzen sehn.

Begreift ihr nun, woher es kam, daß man die Sonne auf Nova Zembla vierzehn Tage früher wieder sah, als es nach Barenz Ausrechnung hätte geschehen müssen? Der sternkundige Mann hatte Recht, denn er rechnete den wirklichen Standort der Sonne aus; aber die Augen seiner Gefährten hatten auch Recht, denn sie sahen das Bild der Sonne, welches sich von der wirklichen Sonne nicht unterscheiden läßt. Und wo bleibt nun das Wunderbare in dieser Erscheinung?

Eben so verschwinden alle die Fratzen der Feen- und Gespenstermährchen, sobald man sie mit einer aufgeklärten Vernunft beleuchtet!

Fortgesetzter Aufenthalt auf Nova Zembla. Anstalten zur Abreise.

Keine Rosen ohne Stacheln; keine Freude ohne Leid! Das ist ein Sprüchwort, welches sich durchs ganze

menschliche Leben bestätiget. Auch unsere Freunde auf Nova Zembla mußten jetzt die Wahrheit desselben erfahren; denn zu eben der Zeit, da die wiederkehrende Sonne sie in Entzücken setzte, hatten sie das Unglück, einen ihrer Gefährten, welcher schon eine Zeitlang krank lag, durch den Tod zu verlieren. Sie begruben ihn mit Leidwesen im Schnee.

Auch stellten sich nunmehr die Bären wieder ein, und die Füchse, ihre bisherige Wintergesellschaft, machten ihnen Platz. Einer der erstern, der sie bei ihrer Hütte anfiel, und den sie glücklich erlegten, war so feist, daß sein Fett, welches sie zur Unterhaltung der Lampen ausschmelzten, über hundert Pfund wog.

Die Kälte hatte nun schon einigemahl merklich nachgelassen, aber sie kehrte eben so oft mit erneuerter Stärke zurück. In der Mitte des Hornungs war sie größer und unerträglicher als jemahls. Diese unerwartete Verschlimmerung würde die ganze Gesellschaft muthlos gemacht haben, wenn nicht die Hoffnung, aus ihrem Elende endlich einmahl erlöset zu werden, sie wieder aufgerichtet hätte.

Ihre größte Sorge war immer die, einen hinlänglichen Vorrath von Brennholz anzuschaffen. Die Aufsuchung und Herbeiholung desselben war mit den allergrößten Beschwerden verbunden, denn es mußte nicht nur weit hergeholt, sondern auch unter Bergen von Schnee hervorgesucht und durch eben so hohen Schnee bis zur Hütte fortgeschleppt werden. Aber was ist für die Kräfte des Menschen zu schwer, wenn er von Muth beseelt und von der Noth getrieben wird!

Einst, da sie nach überstandener Last des Tages schon auf ihrem Lager der Ruhe pflegten, kam ein Bär an ihre Hütte, und kündigte seine Gegenwart und

seine Absicht durch ein gräßliches Brummen an. Alle sprangen auf, ergriffen Schießgewehr und drückten auf den Bären ab. Aber unter allen Flinten war keine einzige, welche losgehen wollte, weil das Pulver naß geworden war. Ein trauriger Zufall! das Ungeheuer stieg unterdeß die Stufen herab, welche in den Schnee gemacht waren, und kam bis an die Thür, die es erbrechen wollte; allein der Schiffer stellte sich an dieselbe, und hielt sie so fest, daß der Bär seine Absicht nicht erreichen konnte. Nach vielen vergeblichen Versuchen zog er ab, kam aber bald darauf, als wenn er sich eines Bessern besonnen hätte, zurück, stieg auf das Dach der Hütte, und fing so schrecklich an zu brummen, daß Allen die Haare zu Berge standen. Er machte sich an den Rauchfang, und wandte so viel Kraft an, ihn einzureißen, daß man alle Augenblicke erwarten mußte, ihn von oben herab in die Hütte stürzen zu sehn. Urtheilt selbst, junge Leser, wie ihnen dabei zu Muthe sein mußte! Aber die Vorsehung wachte auch diesmahl über ihr Leben. Der Bär mußte sein Unternehmen aufgeben; doch zerriß er zuvor das Segel, womit die Hütte bedeckt war, und zog sich hierauf, nach einer außerordentlichen Verwüstung, zum zweiten Mahle zurück.

Die strenge Kälte dauerte fort bis zum 15ten des Wandelmonats, April genannt. An diesem Tage besuchten sie das Schiff, und fanden es noch in eben der traurigen Lage, worin sie es verlassen hatten. Das Eis, worin es steckte, war zu einer erstaunlichen Dicke angeschwollen, und stellte die sonderbarsten Figuren dar. Hier erhob sich ein Thurm, dort schien es ganze Straßen voll Häuser gebildet zu haben; hier hatte es ein Bollwerk, dort einen Wall aufgeworfen. Weiter hin schien das Meer sich allgemach zu öffnen und vom Eise

frei zu werden. Dies erweckte bei allen die Hoffnung und den Wunsch einer baldigen Abreise: allein Heemskerk hatte beschlossen, erst das Ende des Maimonats abzuwarten, damit man ihm nicht dereinst den Vorwurf machen möge, daß er die Hoffnung, das Schiff gerettet zu sehn, aus ängstlicher Sorgfalt für sein Leben zu früh aufgegeben habe.

Das Ende des Mai's erschien; allein das Schiff steckte noch immer fest. Das Eis, womit es eingeschlossen war, schien auf dem Grunde zu ruhn, denn es stand unbeweglich still, so oft auch die entfernteren Eisfelder zerbrachen und von dem Winde fortgeführt wurden. Jetzt gab der Schiffer Befehl, die Schaluppe und das Boot, welche unter Schnee verschüttet lagen, auszugraben, um sie zu der langen und höchst-gefährlichen Reise, die sie darin unternehmen wollten, nach Möglichkeit auszurüsten. Das waren süße Töne in den Ohren der Bootsleute, welchen keine Gefahr so groß und fürchterlich schien, als die, ihr ganzes Leben in dieser gräulichen Wintergegend hinbringen zu müssen. Allein ihre Kräfte waren sehr geschwächt, und es kostete unbeschreibliche Anstrengung, die beiden Fahrzeuge aus dem tiefen Schnee hervorzuziehn. Oft sanken ihnen die Arme; aber die Worte des Schiffers, »wenn ihr nicht Bürger von Nova Zembla bleiben und in kurzen euer Grab in diesem Schnee finden wollt, so müßt ihr die Fahrzeuge, auf welchen die ganze Hoffnung unserer Befreiung beruhet, in Stand zu setzen suchen,« tönten wie ein Donner in ihre Ohren und gaben ihnen Kraft, selbst das Unmögliche möglich zu machen.

Indeß verstrich über dem Geschäft der Ausbesserung und Ausrüstung dieser kleinen Schiffe der ganze Maimonat. Oft wurden sie während der Arbeit von Bären

angefallen, und mehr als einmahl geriethen sie dabei in die größte Gefahr, von diesen wilden Thieren zerrissen zu werden. Oft wurde die Witterung milder und das Meer fing an vom Eise gereinigt zu werden, oft führte wieder ein einziger Nordwind die grimmigste Kälte zurück, und das Meer wurde von neuen weit und breit mit Eisfeldern und Eisbergen bedeckt.

In den ersten Tagen des Junius führte man die Fahrzeuge über das Eis nach dem Schiffe hin, um sie, wenn Alles fertig sein würde, von da weiter bis nach dem Ende des Eises hinzuziehn und sie dann ins Meer zu lassen. Die folgenden Tage brachte man damit zu, die Hütte zu räumen, und Alles, was ihnen auf ihrer gefahrvollen Reise nützlich werden konnte, vorläufig gleichfalls nach dem Schiffe zu bringen. Dies war ungefähr der halbe Weg bis zu dem Orte, wo das Wasser offen war.

Während dieser Arbeit überfiel sie ein heftiger Sturm, mit Schnee, Schlossen und Regen begleitet, den man hier lange nicht erlebt hatte. Das Wetter war so entsetzlich, daß man Alles stehen und liegen lassen mußte, um sich in die Hütte zu flüchten. Allein auch hier blieb keine Stelle trocken; denn da sie das bretterne Dach zur Ausbesserung der Fahrzeuge verbraucht, und statt seiner nur ein Segeltuch ausgespannt hatten, so drang der starke Regen durch, und die Hütte stand voll Wasser. Do wurde auch diese Beschwerlichkeit mit Geduld überstanden, und am folgenden Tage fuhr man fort, alle übrige Sachen aus der Hütte nach dem Schiffe zu bringen.

Am 11ten des Sommermonats stand ihnen ein neues Unglück bevor, und zwar das größte, welches ihnen jetzt begegnen konnte. Alle Lebensmittel, und was sonst

zu ihrer Reise unentbehrlich war, waren jetzt an Bord des Schiffes gebracht, und die beiden Fahrzeuge, worin sie abzureisen gedachten, lagen daneben. Auf einmahl erhob sich ein so gewaltiger Sturm, daß man nichts anders erwarten konnte, als daß das Eis zerbrechen und das Schiff mit Allem, was darin war, zertrümmern und in den Abgrund senken würde. Und geschah dies, so war kein Mittel zu ihrer Rettung mehr zu erdenken. — Aber auch dieses Ungewitter zog glücklich vorüber.

Um so viel freudiger schritten sie daher zu der letzten sauren Arbeit, die ihnen noch übrig war, bevor sie die Fahrzeuge nach dem Wasser ziehen und sich einschiffen konnten. Diese bestand darin, daß sie erst einen Weg von dem Schiffe bis zum Wasser bahnen mußten. Das Eis hatte nämlich, wie wir schon wissen, lauter Berge und Thäler gebildet, über welche man die Fahrzeuge unmöglich wegziehen konnte. Diese mußten also erst geebnet werden; und das war in der That keine leichte Arbeit. Sie gingen indeß mit Aexten und Hacken frisch daran, hatten während der Arbeit noch einen harten Kampf mit einem Bären, den sie besiegten, und kamen endlich auch mit diesem mühseligen Geschäfte glücklich zu Stande.

Barenz und der Schiffer Heemskerk hatten unterdeß eine Nachricht von ihren bisherigen Schicksalen aufgesetzt. Eine Abschrift derselben steckten sie in ein Büchschen, und ließen dasselbe, zur Nachricht für Diejenigen, welche etwa nach ihnen hieher verschlagen werden sollten, auf dem Schiffe zurück. Sie hatten darin den Ort bezeichnet, wo ihre Hütte stand, und die Mittel beschrieben, durch welche sie sich zehn Monate lang in dieser gräulichen Gegend erhalten hatten.

Man sieht hieraus, daß diese Männer die Pflicht der Menschenliebe ehrten, weil sie das Schicksal Derer zu erleichtern suchten, welche etwa, wie sie, das Unglück hätten, hier überwintern zu müssen. Aber selbsterlebte Noth macht allemahl mitleidig und geneigt zu jedem Werke der Menschlichkeit, und das ist eben eine von den Ursachen, warum der gute Gott seine Menschen von Zeit zu Zeit mit Trübsalen heimzusuchen pflegt. — Zwei andere Abschriften dieser Nachricht vertheilte der Schiffer auf die beiden Fahrzeuge, damit, wenn das eine etwa verunglückte und das andere glücklich nach dem festen Lande käme, man der Erzählung der alsdann noch übrigen Mannschaft Glauben beimessen möge. Er ließ daher, zu desto größerer Beglaubigung, die ganze Schiffsgesellschaft diese Nachricht unterschreiben.

Jetzt wurden die Fahrzeuge nach dem Wasser gezogen. Dann fuhr man Alles, was zur Ladung bestimmt war, gleichfalls auf Schlitten dahin. Man hatte aber die Vorsicht gehabt, alle Waaren, die von der Nässe verderben konnten, in Segeltuch zu wickeln, welches man mit Theer getränkt hatte, damit das überspritzende Wasser ihnen nicht so leicht schaden möge. Die ganze Ladung bestand in sechs Ballen feiner Tücher, einer Kiste voll leinen Zeug, zwei Ballen Sammt, zwei kleinen Kisten voll Gold, zwei Tonnen mit Takelwerk und Wäsche des Schiffsvolks, dreizehn Tonnen Zwieback, einer Tonne Käse, einer kleinen Tonne Speck, zwei Tonnen Oel, sechs Tonnen Wein, zwei Tonnen Weinessig und den Kleidern des Schiffsvolks. Diese vielen Sachen hatten nur so eben Raum in den Fahrzeugen.

7.

Abreise von Nova Zembla. Unzählbare Gefahren und Mühseligkeiten.

Es war am 14ten des Sommermonats 1597, früh um sechs Uhr, als sie sich einschifften und unter Segel gingen. Zwei von ihnen, nämlich Barenz und ein Bootsmann, mit Namen Andris, waren krank. Von diesen hatte man in jedes Fahrzeug Einen gelegt, damit man für Jeden derselben um so vielmehr Sorgfalt haben könne, wenn das Schiffsvolk beider Fahrzeuge sich darin theile.

Voll Muth und Freudigkeit traten sie nun eine Reise an, welche, so lange die Welt stand, wol noch nie ihres Gleichen gehabt hatte. Denn sie unternahmen nichts Geringeres, als dieses: in zwei elenden offenen Fahrzeugen eine Fahrt von zweihundert deutschen Meilen unter einem Himmelsstriche, welcher mitten im Sommer unserm Winterhimmel gleicht, und in einem Meere zu machen, welches voller Eisbänke war, die bald fest standen, bald vom Sturmwinde losgerissen und gegen einander geworfen wurden. Und das mit so ausgemergelten Körpern, mit Kräften, die von überstandenen Mühseligkeiten schon so sehr geschwächt waren! In der That, man muß erstaunen, wenn man sich die Größe der gefahrvollen und unbeschreiblichen mühseligen Unternehmung in ihrem ganzen Umfange denkt!

Der Ort, wo sie überwintert hatten, war, wie wir wissen, auf der östlichen Seite des Landes. Der kürzeste Weg von da nach dem festen Lande wäre der gewesen, an dieser östlichen Küste hinab gegen Süden zu segeln. Allein Heemskerk wählte — ich weiß nicht

gewiß, warum? vermuthlich aber deßwegen, weil er Ursachen hatte, zu vermuthen, daß das Meer auf der westlichen Seite von Nova Zembla freier sein würde, als das auf der östlichen Seite — er wählte also, sage ich, einen weit längern Weg. Er beschloß nämlich, erst wieder nördlich zu halten, um die nördlichste Spitze von Nova Zembla, oder das sogenannte Eiskap zu segeln, und dann erst auf der andern, westlichen Seite des Landes hinab gegen Süden zu steuern.

Dem zufolge hielt er also bei ihrer Abreise gegen Norden. Allein sie waren noch nicht gar weit gekommen, als sie schon von Eisbänken dergestalt umschlossen wurden, daß sie nicht weiter segeln konnten. Ein trauriger Anfang, den abergläubige Leute nicht ermangelt haben würden, für eine schlimme Vorbedeutung zu halten! Nicht so unsere Freunde, die braven Holländer, welche Männer, und keine abergläubige alte Weiberchen waren! Diese legten sich so lange ans Eis vor Anker, bis es wieder in Bewegung gerieth, um ihnen Platz zu machen, und sie nützten die Zwischenzeit, Schnee am Feuer zu schmelzen, um Trinkwasser zu bekommen. Anstatt also, daß sie sich durch dieses erste Hinderniß von der Ausführung ihres Vorhabens hätten können abschrecken lassen, bemüheten sie sich vielmehr, einigen Vortheil daraus zu ziehn; und das war vernünftig von ihnen gehandelt!

Auch sahen sie sich bald darauf im Stande, weiter zu segeln. Der Wind ward ihnen günstig, und die Ruderer strengten ihre Kräfte dermaßen an, daß sie schon am dritten Tage die nördlichste Spitze des Landes erreichten. Mit den beiden Kranken wurde es indeß je länger je schlimmer, ungeachtet Barenz auf die Frage: wie er sich befinde? zur Antwort gab, daß es sich mit ihm bessere, und daß er dem Tode diesmahl noch zu entgehen

hoffe. Er fragte: ob man bei dem Eiskap wäre? und da man das bejahete, so wünschte er aufgehoben zu werden, um das Vorgebirge noch einmahl in Augenschein zu nehmen. Er konnte sich Zeit dazu nehmen, denn die Fahrzeuge geriethen um diese Zeit abermahls zwischen Eis, welches sie still zu liegen zwang.

Am folgenden Tage, da sie zwischen dem Eise hinsegelten, rannten die Eisbänke auf eine so schreckliche Weise gegen die Fahrzeuge, daß dem Schiffsvolke die Haare zu Berge standen, weil man mit jedem Stoße den Untergang erwarten mußte. Das Eis hatte hier, vermuthlich eines reißenden Meerstroms wegen, einen so starken Schuß, daß man weder ihm geschwind genug auszubeugen, noch es durch Stangen von den Schiffen abzuhalten vermochte, und es ging so dicht, daß man schlechterdings kein Mittel sah, sich aus demselben herauszuarbeiten. Auch den Beherztesten entfiel dabei der Muth; sie hielten sich sammt und sonders für verloren, und sie fingen schon an, Abschied von einander zu nehmen. Zwar zeigte sich ihnen noch ein einziges Mittel zur Rettung; aber alle ihre Bemühungen, sich desselben zu bedienen, blieben fruchtlos. Es stand nämlich nicht gar weit von ihnen festes Eis, welches sie aufnehmen und vor den umherschwimmenden Schollen sichern konnte: sie fanden es jedoch unmöglich, sich mit den Fahrzeugen bis dahin durchzuarbeiten. Aber seht, meine Kinder, wie ein einziger entschlossener und muthiger Mann oft der Schutzengel vieler andern Menschen werden kann! Van Veer, Einer aus der Gesellschaft, der schon bei verschiedenen andern Gelegenheiten sich recht brav gezeigt hatte, beschloß auch diesmahl, sich in die augenscheinlichste Todesgefahr zu stürzen, um, wo möglich, das Leben seiner Gefährten zu retten. Mit dem Ende eines Taues in

der Hand, sprang er aus dem Fahrzeuge, hüpfte, wie ein Frosch, von einer schwimmenden Eisscholle auf die andere, und erreichte endlich, wider Aller Erwarten, glücklich das feste Eis. Nun zog er das Tau an, und die Fahrzeuge, welche an einander lagen, folgten dem Zuge, und gelangten auf diese Weise gleichfalls an das Eis. Viel Glück, braver van Veer, zu der Freude, die du empfinden mußtest, deine Gefährten alle durch dich gerettet zu sehn!

Man sorgte zuerst für die Kranken, trug sie in Tüchern auf das Eis, und legte ihnen Sachen unter, damit sie darauf ruhen könnten. Hierauf luden sie alles Uebrige aus, und zogen zuletzt die Fahrzeuge selbst aufs Eis, weil solche durch die Schollen so sehr beschädiget worden waren, daß sie einer großen Ausbesserung bedurften. Diese nahmen sie zuerst vor; dann gingen sie an den Strand, womit das feste Eis, worauf sie sich gerettet hatten, zusammenhing, um Vogeleier für die Kranken zu suchen. Allein sie konnten nur einiger Vögel habhaft werden.

Am folgenden Morgen sahen sie weit und breit das Meer mit Eise bedeckt. Ein sehr niederschlagender Anblick! Schien es doch, als wenn es ihnen bloß deßwegen geglückt wäre, bis hieher zu kommen, damit ihr Zustand nur noch hüfloser würde, und damit sie unter ihrem Elende desto früher erliegen möchten! Fast beneideten die Gesunden den kranken Andris, da sie sahen, daß es sich mit ihm zu Ende neigte, weil sie nicht umhin konnten, ihn glücklich zu preisen, daß er von allen Mühseligkeiten nun bald erlöset werden würde. Barenz, welcher davon reden hörte, versicherte, daß sein Ende auch nicht mehr fern sei. Allein, da er zu eben der Zeit noch mit vieler Aufmerksamkeit eine Karte nachsah,

die van Veer von denjenigen Gegenden dieses Landes, die sie gesehn, verfertigt hatte, so glaubte man nicht, daß er sich wirklich so schlimm befinde, und redete von andern Dingen. Barenz legte hierauf die Karte weg, und foderte zu trinken. Aber kaum hatte er getrunken, als er plötzlich sein Haupt neigte, und zum großen Leidwesen der ganzen Gesellschaft verschied. Man verlor in ihm einen braven Gefährten und einen einsichtsvollen Steuermann, auf dessen Geschicklichkeit ein großer Theil der Hoffnung beruhete, daß ihre gefahrvolle Unternehmung ein glückliches Ende erreichen würde. Der Bootsmann Andris starb kurz danach.

Vier traurige Tage lang mußten sie hier im Schnee und Eise liegen bleiben, weil die Eisfelder, welche das Meer bedeckten, fest wie eine Mauer standen. Am fünften Tage blies ein Südostwind, und man sah das Wasser offen. Sogleich wurde eingepackt; man spannte sich vor die Fahrzeuge, und zog sie auf 50 Schritt weit nach dem Wasser. Aber kaum hatte man sie flott gemacht, als man sie schon wieder über andere Eisbänke, welche ihnen noch im Wege lagen, mit unbeschreiblicher Mühe fortziehen mußte, bis man endlich so glücklich war, an ein freies und schiffbares Wasser zu kommen. Und nun segelte man, wiewol nicht ohne öftere neue Unterbrechungen, weiter.

Am fünfundzwanzigsten, da man abermahls an einem Eisfelde still liegen mußte, entstand ein heftiger Sturm. Das Eis, an welchem die Fahrzeuge befestiget waren, zerbrach, und die Stücke wurden aus einander getrieben. Die kleinen Schiffe selbst, die nunmehr los waren, wurden auf das hohe Meer gejagt, indem sie alle Augenblicke in Gefahr waren, bald zwischen treibenden Eisbänken zertrümmert, bald vom Sturmwinde umgeworfen zu werden. Das Schiffsvolk bot alle ihm

noch übrige Kräfte auf, um wieder nach der Küste zu gelangen, und da diese Absicht durch bloßes Rudern nicht erreicht werden konnte, so wagte man, das Focksegel, d. i. ein kleineres, am Vordermast befestigtes Segeltuch, aufzuziehen. Allein der Fock- oder Vordermast des Boots wurde vom Sturmwinde zerbrochen, und man sah sich daher gezwungen, das große Segel zu Hülfe zu nehmen, wenn man der Schaluppe folgen und nicht allein ins weite Weltmeer fortgetrieben werden wollte. Kaum hatte man dieses aufgezogen, als der Wind mit solcher Heftigkeit hineinblies, daß das Fahrzeug gewiß würde umgestülpt sein, wenn man das Segel nicht augenblicklich gestrichen, d. h. wieder herabgelassen hätte. Schon hatte das Boot auf allen Seiten Wasser geschöpft, und die Leute in demselben hatten ihren Untergang schon für unvermeidlich gehalten. Aber wohl ihnen, daß sie dennoch Gegenwart des Geistes genug behielten, um in dem Augenblicke, da sie sich für verloren hielten, noch auf ihre Rettung bedacht zu sein! Denn noch war die Zeit nicht da, die der Himmel zu ihrer Sterbestunde bestimmt hatte. Plötzlich verwandelte sich der Sturm aus Süden in einen gemäßigten Nordwestwind, der ihre Fahrt nach dem festen Eise an der Küste begünstigte, wobei sie denn auch endlich glücklich wieder ankamen.

Allein da sie sich hier nach der Schaluppe umsahen, fanden sie dieselbe nirgends. Man hoffte indeß, daß nur der dicke Nebel, welcher die Luft erfüllte, sie vor ihren Augen verberge, und fuhr an dem Eise hin, um sie aufzusuchen. Aber umsonst. Man fing schon an, sie für verloren zu halten, als van Veer, der das Boot anführte, einige Schüsse that, worauf man die Freude hatte, eine Antwort durch Gegenschüsse zu vernehmen. Durch dieses Mittel, welches schon oft bei ähnlichen

Gelegenheiten angewandt worden ist, fand ein Fahrzeug das andere glücklich wieder.

Sie setzten hierauf ihre mühselige Reise fort, und kamen am folgenden Tage bei einem Eisfelde vorbei, welches mit unzähligen Wallrossen bedeckt war. Eine solche Menge von diesen Thieren hatten sie noch nie zusammen gesehn. Es würde der Mühe werth gewesen sein, Jagd darauf zu machen, wenn man in einer Lage, als diejenige war, worin unsere Reisende sich befanden, zu so etwas Lust haben könnte. Ueberdas, warum sollten sie diese Thiere unnützer Weise tödten, da sie Das, warum man sie zu tödten pflegt, ihre Zähne, weder jetzt zu gebrauchen wußten, noch mitnehmen konnten? Sie begnügten sich daher, unter eine Flucht von Zugvögeln zu schießen, die ihnen in ebendieser Gegend aufstießen, und die ihnen mehr werth waren, als alle Wallroßzähne. Sie hatten das Vergnügen, ein ganzes Dutzend derselben zu erlegen.

Am achtundzwanzigsten, da sie abermahls an festes Eis gekommen waren, und von umherschwimmenden Eisschollen sehr gedrängt wurden, legten sie sich bei jenem vor Anker, luden Alles, was in den Fahrzeugen war, aus, zogen hierauf die Fahrzeuge selbst aufs Eis, machten ein Zelt von einem Segeltuche und legten sich zur Ruhe, nachdem sie einen Mann zur Wache ausgestellt hatten. Diese Vorsicht kam ihnen wohl zu Statten; denn um Mitternacht fanden sich drei große weiße Bären ein, welche ein schreckliches Blutbad unter ihnen angerichtet haben würden, wenn die Wache sie nicht zu rechter Zeit bemerkt, und die schlafenden Gefährten durch ein lautes Geschrei von der ihnen drohenden Gefahr benachrichtiget hätte. Man tödtete hierauf eins dieser Unthiere, und die beiden andern ergriffen die Flucht.

Aber am folgenden Tage kehrten sie zurück. Einer derselben packte den getödteten Bruder mit dem Rachen an, und schleppte ihn weit fort auf eine Eisspitze, wo Beide über ihn herfielen, und anfingen, ihn zu fressen. Man schoß nach ihnen, und sie verließen ihren Fraß. Vier Personen begaben sich nach dem Orte hin, und fanden zu ihrer Verwunderung, daß sie den sehr großen Körper in so kurzer Zeit um die Hälfte schon verschlungen hatten. Diese vier Männer waren kaum im Stande, die noch übrige Hälfte fortzutragen; und ein einziger Bär hatte den ganzen Körper fortgeschleppt. Dieser Umstand kann uns zum Maßstabe dienen, um uns von der außerordentlichen Stärke dieser Thiere einen Begriff zu machen.

Weil der Wind an diesem und den beiden folgenden Tagen sehr heftig aus Westen blies, so sahen sie sich gezwungen, auf dem Eise liegen zu bleiben. Sie waren diese Zeit über noch verschiedenen andern Anfällen von Bären ausgesetzt; aber durch Wachsamkeit und Muth erhielten sie jedesmahl den Sieg.

Die Nacht vom ersten bis zum zweiten des Heumonats war eine der gefahrvollsten und mühseligsten unter allen, die sie bis jetzt erlebt hatten. Abends gegen neun Uhr stießen die Eisschollen, bei einem starken Westwinde, mit solcher Heftigkeit gegen das feste Eis, daß derjenige Theil desselben, worauf die Fahrzeuge und das Schiffsvolk waren, sich absonderte und fortschwamm. Das größte Unglück hierbei war zuvörderst, daß alle Ballen und Fässer auf dem Eise lagen, und daß die meisten derselben beim Auseinandergehn desselben ins Wasser fielen. Aber das war noch nicht Alles. Diejenige Seite des losgerissenen großen Eisstücks, auf der die Fahrzeuge standen, war dem Meere zugekehrt, von

wannen neue Eisschollen unablässig herangetrieben wurden, die sich brachen, und in jedem Augenblicke die Fahrzeuge zusammt den dabei befindlichen Menschen zu zertrümmern oder zu überschütten droheten. Man mußte daher die Fahrzeuge in möglichster Geschwindigkeit auf die andere Seite der schwimmenden Eisbank, die dem Lande zugekehrt war, fortzuziehn suchen. Allein das Eis brach ihnen dabei mehr als einmahl unter den Füßen. Das Boot, nebst den damit beschäftigten Leuten, wurde fortgerissen. Der Mast desselben zerbrach, und das ganze Fahrzeug wurde von dem Drange des Eises so beschädiget, daß es leck ward. Die Leute mußten sich von einer schwimmenden Eisscholle auf die andere zu retten und das halb zertrümmerte Boot hinter sich herzuziehn suchen.

Zu noch größerem Unglücke lag ein Kranker darin, den die braven Kameraden nicht im Stiche lassen wollten, ungeachtet Jeder mit der Rettung seines eigenen Lebens genug zu thun hatte. Mit sichtbarer Lebensgefahr wagten sie sich zu ihm, luden ihn auf und sprangen mit ihm von einer Scholle auf die andere, bis sie endlich glücklich nach der Schaluppe kamen. Seht da, ihr jungen Freunde, was unverderbtes Gefühl der Menschlichkeit vermag! Indeß der reiche und selbstsüchtige Wollüstling mit zusammengeschrumpftem Herzen sich kaum entschließen kann, dem ausgehungerten Bruder einige Brocken von seinem Ueberflusse zuzuwerfen, oder seine Blöße mit einem abgelegten Kleidungsstücke zu decken, setzen arme, von Hunger, Kälte und Elend entkräftete Bootsleute ihr Alles — ihr Leben aufs Spiel, um einen kranken Gefährten zu retten, der ihnen nur zur Last war, und von dem zu vermuthen stand, daß ers doch nicht lange mehr machen würde! Das heißt menschlich sein!

Das mußte ein Schauspiel abgeben, bei dem selbst Engel hätten Freudenthränen weinen mögen! Die Vorsehung segnete diese schöne That. Es gelang ihnen, wider Aller Erwarten und Hoffen, nicht nur sich selbst und ihren Kranken, sondern auch die Fahrzeuge zu retten und sie wiederum aufs feste Eis zu ziehn. Auch von den verlorengegangenen Ballen und Fässern wurde Eins und das Andere geborgen; der Sturmwind legte sich, und, wie es immer zu gehen pflegt, nach dem Ungewitter folgte Sonnenschein.

8.

Fortgesetzte gefahrvolle Reise an der Küste von Nova Zembla. Beschreibung der Samojeden. Glückliche Ankunft an der Küste von Rußland.

Indeß die Hälfte der Mannschaft mit der Ausbesserung der sehr beschädigten Fahrzeuge beschäftiget war, gingen die Uebrigen über das Eis nach dem Lande, um Holz, und besonders einen Baum zu suchen, der die Stelle des zerbrochenen Mastes ersetzen könnte. Sie waren so glücklich, Beides zu finden; denn auch hier war Treibholz hergeführt. Sie fanden sogar ordentlich behauenes Holz, und Keile zum Spalten, woraus sie schließen konnten, daß Menschen hier gewesen waren. Wie groß wurde ihnen das Herz bei dieser Bemerkung, und wie eilten sie, mit den Keilen in der Hand, die Gefährten davon zu benachrichtigen! Zwar konnte es ihnen im Grunde wenig helfen, zu wissen, daß vielleicht vor einigen Jahren ein Russischer Wallfischfänger in dieser Gegend vor Anker gelegen habe; aber die bloße Vorstellung, an einem Orte zu sein, wo schon Menschen gewesen waren, machte ihnen Freude. So gewiß ist es, daß Gott die Menschen unter einander durch unsichtbare heilige

Bande der Natur verbunden hat, die da machen, daß sie sich nach menschlicher Gesellschaft sehnen, und daß Einer dem Andern werth ist, auch wenn sie keinen Nutzen von einander haben!

Am fünften des Heumonats starb der kranke Bootsmann, dessen die Uebrigen sich so menschenfreundlich angenommen hatten.

Erst am neunten ging das Eis auseinander. Alsobald wurden die Fahrzeuge wieder befrachtet, und man ging von neuen unter Segel. Aber ich besorge, daß ich meinen jungen Lesern Langeweile machen würde, wenn ich fortfahren wollte, jede neue Widerwärtigkeit, mit welcher die armen Leute zu kämpfen hatten, eben so umständlich, als bisher, zu erzählen. In Grunde waren es immer ungefähr die nämlichen Auftritte, die nämlichen Mühseligkeiten und Gefahren, die ich nun schon oft genug beschrieben habe. Bald wurden sie von Eisschollen gedrängt; bald mußten sie die Fahrzeuge über große Eisbänke wegziehn, um sie an einer andern Stelle wieder in offenes Wasser zu lassen; bald hatten sie Streit mit Bären, bald wurden sie von einem Heer von Wallrossen verfolgt, die sie mit ihren langen Zähnen aufzuspießen droheten. Lauter Gefahren, in welchen wir sie schon mehr als einmahl gesehn haben. Ich glaube daher, dies Alles füglich übergehen zu können, und bitte meine lieben Leser, sich in Gedanken nach der letzten südlichen Spitze von Nova Zembla zu verfügen, und mir zu vergönnen, ihnen da, bis zur Ankunft unserer armen Abenteurer, Eins und das Andere von einer gewissen sonderbaren Menschenart zu erzählen, die in den Sommermonaten von dem festen Lande herüberzukommen pflegen, um hier der Jagd obzuliegen. Man nennt sie Samojeden.

Diese ziemlich ausgebreitete Völkerschaft bewohnt eine große Strecke von der Küste des Eismeers, sowol in dem Europäischen, als vornehmlich in dem Asiatischen Rußland. Sie gehört zu derjenigen Menschenart, welche man Polmenschen zu nennen pflegt, d. i. solche, die in der Gegend des nördlichen Polkreises und weiter hinauf, nach dem Nordpole zu, wohnen, wie die Eskimo's oben in Amerika, die Grönländer, die Lappen, in dem Norwegischen, Schwedischen und Russischen Lappland, die Samojeden und die Ostiaken oder Baschkiren, welche in dem Asiatischen Rußland wohnen.

Die Samojeden, wie die übrigen jetzt genannten Polmenschen, sind klein von Gestalt, indem sie nicht viel über vier Fuß zu wachsen pflegen, und dabei gelb und schmutzig von Farbe. Sie haben kurze Beine, dicke Köpfe, eine platte, unangenehme Gesichtsbildung, kleine, aber längliche Augen, große Ohren, platte Nasen mit großen Seitenflügeln und weiten Nasenlöchern, große weite Mäuler mit kleinen häßlichen Zähnen, unförmlich dicke Bäuche, aber nur magere Schenkel und dünne Arme. Ihr schwarzes Kopfhaar ist borstig, und hängt ihnen, wie Lichter, auf die Schultern herab. Die Männer haben wenig oder fast gar keinen Bart; aber ob er ihnen von Natur fehlt, oder ob sie ihn ausraufen, ist noch nicht ausgemacht.

Hier habt ihr einen Samojeden und eine Samojedinn in ihrer Winter- und Sommerkleidung.

Ihr seht, daß es schwer ist, Mann und Frau von einander zu unterscheiden, weil sie weder an Gestalt noch an Kleidung sehr verschieden sind, außer daß einige Weiber, oder, wie Andere erzählen, nur die jungen Mädchen, ihr Kopfhaar in zwei oder drei Flechten binden, die sie herabhangen lassen. Was ihr unter ihren Füßen

seht, sind eine Art hölzerner Schlittschuh, die aber hier viel zu klein vorgestellt sind, weil sie so lang, als der ganze kleine Kerl, zu sein pflegen. Unter diese haben sie ein Stück Rennthierfell befestiget, und zwar so, daß die Haare nach hintenzu gehn. Diese verhüten, daß sie rückwärts gleiten, indem sie Eis- und Schneeberge ersteigen, und die Schlittschuhe selbst dienen ihnen zum geschwinden Fortrutschen. Ihre Kleidungsstücke bestehen im Winter aus Rennthierhäuten, die sie mit den Sehnen eben dieses Thieres zusammenzunähen wissen. Die Sommerkleidung, in welcher das andre Paar hier abgebildet ist, besteht aus Pinguinfellen *), woran man die Federn gelassen hat. Zum Taschentuche brauchen sie dünne Birkenrinde, die sie zu diesem Behufe bei sich führen.

Beide Geschlechter waschen und baden sich niemahls, sind daher voller Schmutz und riechen unausstehlich. Auch in ihren Hütten, die von Baumrinde und Fellen gemacht sind, herrscht die größte Unreinlichkeit und ein unausstehlicher Gestank. Das Aas von Ochsen, Hämmeln, Pferden und andern Thieren, die sie auf den Straßen finden, oder die ihnen gegeben werden, hängt darin umher und wird roh von ihnen verzehrt. Auch pflegen sie das Blut geschlachteter Rennthiere so warm zu trinken, als es aus den Adern kommt.

Ein Mann kann, nach ihren Sitten, so viele Weiber nehmen, als er will; selten aber nimmt einer mehr als fünf, und die meisten haben nur zwei. Diese kau-

*) Der Pinguin oder die Fettgans ist ein Wasservogel, so hoch wie ein Schwan, aber noch einmahl so dick, an der Brust mit einem großen Beutel oder Kropf versehn, sehr feist und schwerfällig.

fen sie den Vätern für Rennthiere ab, und man versichert, daß eine einzige oft mit hundert und mehr Rennthieren bezahlt werde. Sie können sich nach Belieben wieder von ihnen scheiden; aber das Kaufgeld erhalten sie in diesem Falle nicht wieder.

Ihr Reichthum besteht in Rennthieren. Diesen, nebst der Fischerei im Sommer, und der Jagd im Winter, haben sie ihren Unterhalt zu verdanken. Die Fische essen sie gleichfalls roh.

Sie glauben zwar ein höchstes Wesen, und einen mächtigen Teufel, aber sie beten weder jenes, noch diesen an. Außerdem haben sie ihre Hausgötzen, die sie, ich weiß nicht wie, zuweilen zu Rathe ziehn. Auch die Sonne und den Mond halten sie für Untergottheiten. Von der Unsterblichkeit der Seele ist ihnen etwas bekannt, sie halten aber dafür, daß der abgeschiedene Geist aus einem Körper in den anderen wandere. Gottesdienstliche Gebräuche sollen sie ganz und gar nicht haben. Alle sind einander gleich, nur daß sie die Alten höher achten, als Andere. Sie haben also auch kein Oberhaupt und keine Gesetze, nur daß sie der Russischen Regierung jährlich eine Abgabe an Pelzwerk entrichten.

Man sieht, daß ihre ganze Lebensart in hohem Grade elend genannt zu werden verdient; und doch — wer sollte es glauben! — preisen sie sich vorzüglich glücklich, und verlangen nicht, mit andern und zwar gesitteten Völkern zu tauschen. Das macht, sie haben keine andere Bedürfnisse und keine andere Begierden, als solche, die sie selbst befriedigen können. Junger Deutscher! ahme ihnen hierin nach. Gewöhne dich zu einer einfachen Lebensart, damit du wenig bedarfst, um vergnügt zu sein, und schaffe dir nützliche Fertigkeiten und Geschicklichkeiten an, damit du Das, was du bedarfst, dir

künftig selbst erwerben könnest. Dann wirst auch du in deinem Stande und unter deinem Volke keinen Andern zu beneiden jemahls Ursache haben.

Und nun ist es Zeit, daß wir uns wieder nach unsern Freunden, den Holländern, umsehn.

Es war am dritten August, als sie endlich nach unzähligen gefahrvollen Mühseligkeiten das südliche Ende dieses unfreundlichen Landes erreichten, Alle äußerst entkräftet, Alle vom Scharbock ergriffen, der sie, noch ehe sie das feste Land erreichen konnten, gänzlich aufzureiben drohete. Aber es ist ein eben so wahres, als tröstendes Sprüchwort: wenn die Noth am größten ist, so ist Gottes Hülfe am nächsten. Das erfuhren sie auch hier. Denn da sie zum letzten Mahl ans Land gingen, fanden sie eine Menge Löffelkraut. Es war ihnen bekannt, daß der Genuß desselben, besonders wenn es ungekocht gegessen wird, den Scharbock heile. Sie fielen also darüber her, und fingen an, aus vollen Händen davon zu essen. Die Wirkung übertraf Alles, was sie je davon gehört hatten; sie war schnell und erstaunlich. Einigen von ihnen waren die Zähne schon so los gewesen, daß sie keinen Zwieback mehr genießen konnten — denn der Scharbock greift vornehmlich das Zahnfleisch an — jetzt konnten sie wieder käuen und essen, was ihnen beliebte, oder besser, was sie hatten. Und das war nicht viel, denn ihre Vorräthe waren größtentheils verzehrt.

Und nun machten sie sich fertig, durch die Straße Waigatz nach dem festen Lande hinüberzusegeln.

Diese Ueberfahrt ging anfangs gut von Statten; je mehr sie sich aber dem Lande näherten, desto mehr nahm auch das Eis wieder zu, so, daß sie einige Mahl wieder davon eingeschlossen und zuweilen gezwungen wurden,

in die hohe See zu stechen. Indeß erblickten sie am vierten die Küste von Rußland, und am fünften hatten sie dieselbe glücklich erreicht. Man stieg ans Land, um, wo möglich, etwas Lebensmittel aufzutreiben. Aber die Gegend war unbewohnt, und trug nichts, als Gras und etwas wildes Gesträuch.

Einige unter ihnen wünschten, daß man nun die Reise zu Lande fortsetzen möchte; allein von da bis Kola, einer kleinen Stadt am weißen Meere, wo sie hoffen durften, ein Holländisches Schiff vorzufinden, war es noch so weit! das Land so wüst! und ihre Kraft so erschöpft! Diese Gründe waren überwiegend; sie beschlossen also, die Reise in ihren Fahrzeugen fortzusetzen.

Aber alle ihre Lebensmittel waren, bis auf etwas Zwieback, welcher verschimmelt war, gänzlich aufgezehrt. Einige von ihnen nahmen daher einen todten Seehund mit, welchen sie auf dem Eise fanden, und der schon ganz in Fäulniß übergegangen war. Als sie ihn aber verzehren wollten, hielten die Andern sie davon ab, weil sie wußten, daß eine so unnatürliche Speise ihnen das Leben kosten würde. Man begnügte sich also mit etwas verschimmeltem Zwieback, und segelte weiter.

9.

Fahrt nach dem weißen Meere. Beschreibung der Lappen; glückliche Rückreise nach Amsterdam.

Am 12ten wurden sie durch den Anblick einer Russischen Barke erfreut, welche mit vollen Segeln ihnen entgegen kam. Man erreichte dieselbe bald, und der Schiffer ging bei ihr an Bord. Er erkundigte sich, wie weit es noch bis Kandnoes — einer Insel beim Eingange in das weiße Meer — sei? Allein die Russen

verstanden ihn nicht. Da sie indeß aus dem Namen Kandnoes schlossen, daß der Schiffer wissen wollte, wie er steuern müsse, um dahin zu kommen, so holten sie einen Kompaß, und zeigten ihm die Richtung, die er zu nehmen habe. Heemskerk nahm hierauf ein Stück Geld in die eine Hand, und zeigte mit der andern auf eine Tonne Fische, welche in der Barke stand. Dies verstanden die Russen; sie nahmen das Geld, und überließen ihm dafür 200 Stück Fische, nebst einigen kleinen Kuchen. Die halbverhungerten Holländer waren über diesen Einkauf hocherfreut, und eilten, sich zu laben. Der ganze Vorrath wurde in gleiche Theile getheilt, und Jedem freigestellt, mit dem seinigen hauszuhalten, wie er wollte.

Am 13ten hatten sie das Unglück, daß die beiden Fahrzeuge durch einen großen Sturm von einander getrennt wurden. Dieser hatte sich nicht so bald gelegt, als ein dicker Nebel es ihnen vollends unmöglich machte, sich einander wiederzufinden. Heemskerk war in dem Boote, und hielt dasselbe so nahe als möglich an der Küste; die Schaluppe schien aufs hohe Meer verschlagen zu sein. Unter traurigen Besorgnissen über das Schicksal der Gefährten, segelten sie vier Tage hinter einander fort, als sie abermahls einer Russischen Barke begegneten. Da sie zu derselben kamen, bot die darauf befindliche Mannschaft ihnen von freien Stücken ein Boot an, welches sie mit Dank annahmen. Die Russen wollten ihnen zu verstehen geben, daß sie ihre Gefährten, an der Zahl sieben, in der Schaluppe gesehn hätten. Da man sie aber nicht verstand, hoben sie sieben Finger auf und zeigten auf das Boot, um zu erkennen zu geben, daß sie sieben Männern in einem eben solchen offenen Fahrzeuge begegnet wären. Jetzt begriff man sie; und

da der Schiffer durch Geberdensprache auch die Gegend erforscht hatte, wo die Gefährten von ihnen waren gesehen worden, so richtete er seinen Lauf dahin, und ließ aus allen Kräften rudern und segeln, um sie wieder einzuholen.

Am 18ten erreichten sie endlich das längst gewünschte Vorgebirge der Insel Kandnoes am Eingange des weißen Meeres, aber die Schaluppe war leider! nirgend zu sehen gewesen. Jetzt stand ihnen noch eine gefährliche Fahrt bevor. Von Candnoes nämlich mußten sie, bei starkem Winde und hohen Wellen, quer durch das weiße Meer bis an die westliche von Lappländern bewohnte Küste desselben segeln, welches noch eine Reise von 40 Meilen war. Aber für Leute, welche schon so viele und mancherlei Gefahren überstanden hatten, konnte nichts mehr abschreckend sein. Sie wagten es also, mit ihrem kleinen offenen Boote in dieses gefährliche Meer zu stechen, und nach dreißig Stunden hatten sie dasselbe glücklich durchschnitten.

Sie entdeckten bald einige kleine Häuser an der Küste, und gingen daselbst ans Land. Diese Häuser wurden von dreizehn Russen bewohnt, welche zwei Lappen mit ihren Weibern und einem Kinde bei sich hatten. Die Lebensart dieser Russen war sehr einfach, denn sie nährten sich bloß von Fischen, die sie täglich fingen; die armen Lappen hatten noch viel weniger zu beißen. Denn diese mußten sich mit den Ueberbleibseln und Köpfen der Fische begnügen, welche die Russen ihnen zuwarfen, und die sie, wie die Hunde, mit vieler Unterthänigkeit auflasen. Den Holländern that dieser Anblick weh im Herzen. Sie, welche selbst so lange elend gewesen waren, fühlten sich, so oft sie Andere leiden sahen, von mitleidiger Theilnehmung durchdrungen.

Aber hier mußten sie es beim bloßen Bedauern bewenden lassen, weil es nicht in ihrer Gewalt stand, das Schicksal der armen Lappen zu verbessern.

Weil uns der Faden unserer Geschichte jetzt in eine Gegend geführt hat, wo schon zerstreute Lappen wohnen, so wird es, hoffe ich, meinen wißbegierigen jungen Lesern nicht unangenehm sein, auch von diesem Volke hier eine kurze Beschreibung zu finden. Ich sage meinen wißbegierigen; denn, ich muß es nur gestehen, für andere schreibe ich nicht. Sollte also Jemand dies Buch in die Hand genommen haben, der nur abenteuerliche Geschichten zu lesen, aber keine nützliche Kenntnisse einzusammeln wünscht, so bitte ich denselben, es je eher je lieber wieder wegzulegen, und sich an den Erzählungen meiner Mutter Gans zu ergetzen, welche den geistreichen jungen Herren und Damen dieser Art eine bessere Unterhaltung gewähren werden.

Die Lappen haben mit den oben beschriebenen Samojeden manche Aehnlichkeit, sowol in ihrer Bildung, als auch in ihrer Lebensart; doch scheinen sie sich den gesitteten Völkern schon um Vieles mehr zu nähern. Auch sie sind schmutzbräunlich von Farbe, welche theils von ihrer Unreinlichkeit, theils von dem Rauche herrührt, worin sie in ihren Hütten leben. Sie haben kurzes, schwarzes Haar, breite Gesichter, eingefallene Backen, spitziges Kinn, großen Mund und triefende Augen, und sind klein von Körperbau. Was ihre Lebensart betrifft, so wissen sie nichts von Ackerbau, nichts von Handwerken und Künsten, und wollen nichts davon wissen. Denn das einzige Geschäft, wovon wenigstens die Meisten unter ihnen sich nähren, ist die Viehzucht; und die einzige Thierart, deren sie warten und welche

alle ihre Bedürfnisse befriediget, ist das Rennthier. Dies ist ihr Alles; ich habe schon oben davon geredet.

Das Hauptgeschäft der Lappen, die Viehzucht, verstattet ihnen nicht, immer in einer und ebenderselben Gegend zu wohnen. Sie ziehen daher mit ihren Herden umher, indem sie im Sommer die nördlichsten, im Winter die südlichsten Gegenden besuchen. Wollten sie dies auch nicht thun, so müßten sie doch, weil ihre Rennthiere sie dazu zwingen würden, die, wenn sie in der einen Gegend Alles aufgezehrt haben, sich von selbst anschicken, in eine andere zu ziehn, und nicht zurückgehalten werden können.

Ihre Häuser sind von der Art, daß sie sie leicht mit sich führen können. Sie bestehen nämlich aus Pfählen, die sie in die Runde aufstellen, und zwar so, daß sie nach oben zu sich gegen einander neigen. Diese bedecken sie mit einem Schwedischen groben Tuche, oder mit Rennthierfellen, oder, in Ermanglung beider, mit Fichtenzweigen. Die inwendigen Seiten beteppichen sie mit allerhand Kleidungsstücken. In der Mitte einer solchen Hütte ist ihr Herd, und über demselben eine Oeffnung im Dache, welche zum Schorstein und zugleich zum Fenster dient.

In einer solchen Hütte haben zwanzig Menschen Platz, vorausgesetzt, daß sie nicht so viel Raum nöthig haben, als wir Andern, die wir gewohnt sind, daß Jeder sein besonderes Zimmer für sich habe. Die Stühle, Ruhebänke und Betten der Lappen sind — Fichten- oder Tannenzweige, über welche man Rennthierfelle ausgebreitet hat.

Zur Fortschaffung ihrer Sachen, wenn sie aus einer Gegend in die andre ziehn, bedienen sie sich einer Art Schlitten, die wie kleine Schiffe gebaut sind. Die

davor gespannten Rennthiere laufen viel schneller und anhaltender, als unsere Pferde, bergauf bergab. Vor Zeiten trug man sich mit der Fabel, daß diese Thiere keines Zaums bedürften, sondern daß ihr Herr ihnen nur den Ort, wo er hin wolle, ins Ohr sage. Jetzt aber weiß man, daß diese, wie manche andre wunderbare Erzählung, die ehemahls für wahr gehalten wurde, eine grobe Erdichtung ist. Der Lappe selbst bedient sich, um geschwinder fortzukommen, eben solcher Schrittschuhe von Holz, dergleichen ihr schon oben an der Abbildung der Samojeden gesehn habt. Diese bestehen in einem, drei bis vier Fuß langen, aber schmalen Brette, das wie ein Schiff nach vorn zu krumm und spitzig gebogen ist. Ein solches Brett binden sie unter jeden Fuß, und in jede Hand nehmen sie einen Stab, der sich unten mit einem flachliegenden Rade endiget, damit er nicht in den Schnee eindringen möge. Durch Hülfe solcher Schrittschuhe und solcher Stäbe gleiten sie, ohne jemahls einzusinken, über den tiefsten Schnee mit solcher Geschwindigkeit dahin, daß sie Bären und Wölfe einholen können. Die Normänner, Finnländer und Samojeden bedienen sich ebendieses wohlersonnenen Hülfsmittels.

Die Schweden und Dänen haben sich zwar bemüht, die Lappen in der kristlichen Religion zu unterrichten, aber es herrscht doch gleichwol noch viel Aberglaube und Abgötterei unter ihnen; und Wen kann das befremden, der da weiß, daß unter den Kristen selbst noch leider! so viel von beiden gefunden wird? Vornehmlich bemerkt man, daß alle wilde, halbwilde und unerleuchtete Menschen sich viel mit einem oder mehren bösen Geistern zu schaffen machen, welchen sie eben so viel, oft noch mehr Macht und Gewalt zutrauen, als dem guten Gott selbst. Sie scheuen sich mehr vor jenen,

als vor diesem, und es ist ihnen wichtiger, jene, als diesen, zu Freunden zu haben. Daher suchen sie jenen bösen Geistern, oder wie sie in der Sprache der Kristen heißen, jenen Teufeln, zu Gefallen zu leben, sie durch allerlei abergläubische Mittel zu versöhnen, und durch allerlei Fratzen ihren Willen zu erforschen und sich ihres Beistandes zu versichern. Das Letztere nennt man zaubern oder hexen.

Unter den Lappen, wie unter allen andern dummen Menschen in allen Ländern, hat es von jeher viele Betrüger gegeben, die sich die Dummheit und den Aberglauben ihrer Landsleute zu Nutze machten, und sich für Zauberer und Hexenmeister ausgaben, die durch Hülfe böser Geister zukünftige Dinge vorhersagen, und über andere Menschen Gutes und Böses verhängen könnten. Die Lappländischen Betrüger dieser Art bedienen sich zu dieser abgeschmackten Gaukelei einer gewissen Trommel; aber die Schwedische Regierung, welcher die meisten Lappen unterworfen sind, hat ihnen den Gebrauch derselben bei Lebensstrafe untersagt.

Nur Schade, daß Aberglauben und Dummheit durch Verbote und Strafen nicht getilgt werden können; Belehrung in früher Jugend ist das einzige sichere Mittel dagegen. Alles, was man durch Strenge auszurichten vermochte, ist, daß die abergläubigen Lappen ihre dummen Alfanzereien jetzt im Verborgenen treiben, und um so viel lüsterner danach sind, weil man sie ihnen verboten hat. Man suche sie gescheiter zu machen, und ihr Glaube an Zauberer, Gespenster und Teufeleien wird, ohne Verbot, von selbst verschwinden.

Seht, meine Kinder — denn warum sollte ich meine jungen Leser, auch wenn sie zum Theil schon Jünglinge und Jungfrauen sind, nicht so nennen, da ich

mir bewußt bin, daß ich es eben so gut mit ihnen meine, als wenn ich ihr leiblicher Vater wäre? — seht, sage ich, wozu es gut ist, Reisebeschreibungen zu lesen! Hier lernt ihr im Vorbeigehn, was ihr künftig von solchen Menschen halten müßt, die euch von abergläubischen Dingen, von Gespenstern, Erscheinungen, Hexereien, Geisterbeschwörungen, Wunderkuren, Schatzgraben, Goldmacherei und andern dergleichen schönen Siebensachen vorschwatzen werden; dieses nämlich, daß solche Leute entweder Betrüger und Schurken, oder Pinsel sind, und daß man in beiden Fällen ihnen weder sein Ohr noch seinen Beutel leihen muß. Je finsterer es noch in einem Lande ist, desto mehr hört man von solchen Fratzen; wird es heller darin, werden Vernunft und Wissenschaften angebaut: weg ist der ganze abergläubische Kram! Wenigstens getraut man sich nun nicht mehr, ihn öffentlich zur Schau auszustellen, und selbst Diejenigen, welche noch einfältig genug sind, daran zu glauben, schämen sich, es zu gestehn, weil sie fühlen, daß sie sich lächerlich dadurch machen würden. Aber wieder zu unsern Lappen!

Einige derselben sind reich. Außer einigen tausend Rennthieren, die ihren größten Reichthum ausmachen, besitzen diese auch allerlei Kostbarkeiten an Silber, z. B. silberne Ringe, Schnallen, Löffel, Becher u. s. w. Auch ist nunmehr der Gebrauch des Geldes bei ihnen eingeführt. Aber bei ihrer unsteten Lebensart pflegen sie diese ihre Kostbarkeiten häufig zu vergraben, und wenn sie dann etwa darüber hinsterben, so werden die vergrabenen Schätze selten wieder gefunden. Diese reichern Lappen ziehen in den gebirgigen Gegenden umher, wo sie die meiste Nahrung für ihre Herden finden, und werden deßwegen Berglappen genannt. Andere, welche

keinen solchen Reichthum an Rennthieren besitzen, leben in den Wäldern, und nähren sich meistentheils von Fischen und Vögeln, halten auch wol Kühe und Schafe; und diese nennt man Waldlappen. Diese letztern sind treffliche Bogenschützen.

Der begüterte Lappe liegt lieber den ganzen Tag in seiner Hütte und schläft, als daß er sich mit irgend einer Arbeit befassen sollte. Die Armen hingegen legen sich auf hundert kleine Künste, verfertigen Schlitten, mit allerlei Figuren aus Horn und Zinn geziert, machen Löffel, Kästchen, Schachteln, Körbe, Bogen und allerhand Werkzeuge. So macht also auch hier, wie überall, der Reichthum faul, die Armuth thätig und geschickt.

Die Weiber der Lappen haben vornehmlich mit Verfertigung der Kleidungsstücke für die ganze Familie zu thun. Zum Kochen werden sie nicht gebraucht; das thun die Männer selbst. Dahingegen müssen Jene Felle zubereiten und feinen Draht aus Zinn ziehn, um die Gürtel, die Kleider und die Schlittengeschirre damit zu zieren.

Mit dem Heirathen halten es die Lappen gerade wie bei uns die Könige und die Fürsten. Nicht die jungen Leute selbst, sondern ihre Aeltern beschließen, wann und Wen sie heirathen sollen; und sie sehen hiebei nicht darauf, ob die beiden Leute sich zu einander passen und einander lieben können, sondern bloß auf Das, was Jedes mitbringt. Wenn die Aeltern sich eine Schwiegertochter ausgesucht haben, so gehen sie mit ihrem Sohne, er mag wollen oder nicht, nach des Mädchens Aeltern, und versorgen sich vorher mit Brantwein. Dieser wird zuerst dargeboten, und nimmt man ihn an, so ist das ein gutes Zeichen. Jetzt fängt man an zu handeln. Der Vater des jungen Mannes er-

klärt sich, was er den Aeltern der Braut und den nächsten Anverwandten derselben an Geld und Gütern schenken will, und die Aeltern der Braut bestimmen von ihrer Seite den Brautschatz, den sie ihrer Tochter mitgeben wollen, und die Verwandten der Braut zeigen gleichfalls die Gegengeschenke an, die man von ihnen zu erwarten habe. Wird dies Alles von beiden Seiten genehmiget, so geht die Heirath vor sich; wo nicht, so müssen die Aeltern der Braut den Brantwein bezahlen, den man ihnen mitgebracht hat. Zur Hochzeit bringt ein jeder Gast ein von ihm bereitetes Gericht mit. Diese Gerichte werden alle zusammengeschüttet, und von der Masse ißt ein Jeder nach Gefallen.

Die Kinder der Lappen werden frühzeitig gegen alles Unangenehme abgehärtet. So lange sie noch jung sind, hängt man sie in einer kleinen Maschine, die einer Wiege gleicht, unter das Dach der Hütte in den Rauch. An diese Maschine sind zwei Schnüre gebunden, womit man sie zuweilen hin und her bewegt. Uebrigens giebt man diesen Leuten das Lob, daß sie sich äußerst angelegen sein lassen, ihre Kinder zu allen unter ihnen gebräuchlichen Arbeiten anzuhalten. Vermuthlich aber machen die Reichen unter ihnen, so wie unter uns, auch hievon eine Ausnahme; denn sonst müßte diese ganze Völkerschaft schon längst eine der arbeitsamsten geworden sein. Der allverderbende Reichthum!

Die meisten Lappen stehen unter Schwedischer, einige unter Dänischer*), andere unter Russischer Oberherr-

*) Seit 1814 wo Norwegen von Dänemark an Schweden hat abgetreten werden müssen, sind mit denselben auch die bis dahin dem Dänischen Zepter unterworfen gewesenen Lappen Schwedische Unterthanen geworden.

Anm. z. neust. Auflage.

schaft. Diejenigen, welche unsere Holländer an der westlichen Küste des weißen Meeres fanden, waren Russische Lappen, und zwar von denen, welche armuthshalber den daselbst zerstreut wohnenden Russen Sklavendienste verrichten, um nur ihr Leben zu erhalten.

Genug von ihnen!

Nachdem unsere Holländischen Freunde hier ein Gericht frische Fische und eine Mehlsuppe eingenommen hatten, die ihnen herrlich schmeckten, gingen sie etwas weiter ins Land, um Löffelkraut einzusammeln. Die ganze Gegend war wüst und unangebaut; doch erblickten sie von fern zwei Männer auf einer Anhöhe, woraus sie schlossen, daß außer ihren heutigen Wirthen, den dreizehn Russen, doch wol noch mehr Menschen da sein müßten. Bei dieser Bemerkung ließen sie es bewenden, und verfügten sich wieder nach dem Boote.

Die beiden Männer auf der Anhöhe nahmen denselben Weg, und es währte nicht lange, so waren sie gleichfalls bei dem Boote. Aber wer vermag die Freude zu beschreiben, welche sich auf einmahl der ganzen Gesellschaft bemächtigte, da man sah, daß diese beiden Männer keine andere als — zwei von ihren Freunden aus der Schaluppe waren; Das war ein Frohlocken! ein Händedrücken! ein Glückwünschen! Doch das mögt ihr euch selbst ausmahlen. Ich! für meinen Theil, begnüge mich, nur noch hinzuzufügen, daß die Schaluppe mit den übrigen Gefährten auch nicht lange ausblieb, und daß man diesen frohen Tag des Wiedersehens mit einer festlichen Mahlzeit feierte, die, ungeachtet sie nur aus Fischen und Brot bestand, ihnen Allen köstlicher schmeckte, als Unsereinem die ausgesuchtesten Leckerbissen.

Als sie am folgenden Morgen wieder unter Segel gingen, begegneten sie Fischern, wurden aber vom Win-

de abgehalten, Etwas von ihnen zu erhandeln. Diese ehrlichen Leute merkten ihre Verlegenheit, und warfen ihnen unentgeltlich einen Stockfisch zu. Seht, ihr jungen Menschen, so giebt es, Gott sei Dank! unter allen Himmelsstrichen und in allen Ständen Leute, welchen die Pflichten der Menschlichkeit heilig sind, und die sie gern und ohne Eigennutz erfüllen! Solcher Beispiele muß man sich erinnern, so oft man schlechter Menschen lieblose und ungerechte Handlungen sieht, damit man nicht in Versuchung gerathe, um einiger solcher Menschen willen die ganze Menschheit für böse und lieblos zu halten.

Sie schifften weiter, und trafen gegen Abend andere Fischer an, von welchen sie auf Russisch gefragt wurden: wo ihr Crabbel, d. i. ihr Schiff, wäre? Man antwortete mit zwei Russischen Worten, die man schon gelernt hatte: Crabbel propal — das Schiff ist verloren gegangen! Hierauf erwiederten Jene: Cool brabante Crabbel, woraus man schloß, daß sie sagen wollten, zu Kola wären Brabantische oder Holländische Schiffe; eine Nachricht, die ihnen große Freude machte.

Um so viel mehr suchten sie ihre Fahrt aus allen Kräften zu beschleunigen. Allein ein heftiger Wind, der am folgenden Tage blies, nöthigte sie, ans Land zu gehen. Hier trafen sie eine kleine Familie von Lappen in einer elenden Hütte an, von welchen sie die Bestätigung der Nachricht erhielten, daß zu Kola drei Holländische Schiffe lägen, von welchen zwei eben in Begriff wären, fortzusegeln. Aus Besorgniß, daß sie vielleicht zu spät dahin kommen möchten, bewogen sie einen Lappen, einen der Bootsleute zu Lande nach Kola zu führen. Dies geschah; und am dritten Tage sah man den Lappen, jedoch ohne seinen Gefährten zurückkom-

men. Da man schon voller Unruhe darüber war, zog der Lappe einen Brief an den Schiffer Heemskerk hervor, den man begierig eröffnete, und folgenden Inhalt fand:

„Man sei erstaunt, zu hören, daß er und seine Leute, die man schon lange verloren gegeben habe, noch am Leben seien. Man freue sich über diese unerwartete Nachricht herzlich, und werde eilen, ihnen mit allerhand Erquickungen, so geschwind als möglich, entgegenzukommen."

Der Brief war unterschrieben Johann Cornelius Ryp.

Nun überließ man sich zuvörderst der Freude über den angenehmen Inhalt dieses Schreibens, dann warf man die Frage auf, wer dieser Johann Cornelius Ryp wol sein möchte? Doch wol nicht gar, riefen Einige aus, der Steuermann des andern Schiffs, welches mit uns aus Holland segelte, und bei Spitzbergen sich von uns trennte? — Unmöglich! sagten Andere; wie könnte der noch am Leben sein, da wir, die wir lange nicht so weit gegen Norden fuhren, als er, dem Tode mit so vieler Mühe entgangen sind! Der Name war indeß der nämliche. Glücklicher Weise erinnerte sich der Schiffer, daß er noch einen Brief besitze, den Cornelius ehemahls an ihn geschrieben habe. Der Brief wurde hervorgesucht, beide wurden mit einander verglichen, und es zeigte sich — daß beide von einer und ebenderselben Hand geschrieben waren. Neue Ursachen zu einer Freude, die sie alles überstandene Ungemach vergessen machte! Kaum konnten sie die Zeit erwarten, da sie den Mann und seine Gefährten wieder von Angesicht zu Angesicht sehen sollten.

Diese mit Sehnsucht erwartete Zeit kam endlich auch heran. Man erblickte von fern einen kleinen Kahn,

und als er näher kam, entdeckte man in ihm unter lautem Jauchzen den Steuermann Cornelius mit dem abgesandten Bootsmann. Man betrachtete sich von beiden Seiten als Todte, die wieder auferstanden wären; um so viel inniger aber war ihre Freude über dies unerwartete Wiedersehen.

Cornelius hatte eine Tonne Rostocker Bier, nebst Wein, Brantwein, Zwieback, Fleisch, Speck, Lachs, Zucker und andern Erfrischungen, mitgebracht, die unsere Freunde nun schon seit langer Zeit nicht mehr gekostet hatten. Man schmausete also einmahl wieder königlich, ging darauf erquickt und neugestärkt wieder unter Segel, und langte zwei Tage darauf glücklich bei Cornelius Schiffe an, welches eine halbe Meile unter Kola auf einem Flusse ebendesselben Namens vor Anker lag. Und hier gab es nun ein neues Fest, da das beiderseitige Schiffsvolk sich wiedersah, sich erkannte, und sich wechselsweise seine ausgestandenen Abenteuer erzählte.

Meine Leser wünschen hier vielleicht zu erfahren, was für Schicksale Cornelius mit seiner Mannschaft unterdeß gehabt habe; allein es thut mir leid, daß ich diesen Wunsch nicht erfüllen kann, weil ich nichts davon aufgezeichnet finde.

Nachdem man sich gegenseitig lange genug gefreut, und mit seinen wunderbaren Schicksalen einander unterhalten hatte, ruderte man vollends nach Kola, und erhielt von dem dasigen Russischen Statthalter die Erlaubniß, die beiden Fahrzeuge in die dortige Börse zu bringen, wo sie, als ein Denkmahl ihrer langen und wunderbaren Reise, stehen bleiben sollten. Nun mag der Zahn der Zeit unterdeß wol stark daran genagt haben; aber die Ueberbleibsel davon sieht man daselbst vermuthlich noch bis auf diesen Tag.

Den 15ten des Herbstmonats gingen sie bei Cornelius Ryp an Bord, um die Rückreise nach Holland anzutreten. Man lichtete unmittelbar darauf die Anker; und sie langten, ohne daß sich weiter etwas Merkwürdiges ereignet hätte, den 1sten des Reifmonats 1597 zu Amsterdam in eben der Kleidung und mit eben den Mützen von weißen Fuchsfellen an, welche sie auf Nova Zembla getragen hatten. Ihr Anblick erregte Verwunderung, und die Erzählung ihrer Schicksale allgemeines Erstaunen.

Den letzten des Herbstmonats gingen sie bei Corretings Kap an Bord, um die Rückreise nach Holland anzutreten. Man lichtete unmittelbar darauf die Anker; und sie langten, ohne daß sich weiter etwas Merkwürdiges ereignet hätte, den 1sten des Weinmonats 1597 zu Amsterdam, in eben der Kleidung und mit eben den Mützen von weißen Fuchsfellen an, welche sie auf Nowa Zembla getragen hatten. Ihre glückliche Wiederkehr erregte Verwunderung, und die Erzählung ihrer Schicksale allgemeines Erstaunen.

II.

Merkwürdige Abenteuer
vier
Russischer Bootsmänner
auf
Spitzbergen.

Ein Anhang
zur
vorhergehenden Erzählung.

Wenn die vorstehende Erzählung meinen jungen Lesern Vergnügen gemacht hat, so darf ich hoffen, daß ihnen die Zugabe einer kleinen Geschichte ähnlichen Inhalts gleichfalls nicht unangenehm sein werde. Hier ist sie!

In der Russischen Stadt Metzen, am Weißen Meere belegen, rüstete ein Kaufmann im Jahre 1743 ein Schiff aus, um es nach Spitzbergen auf den Wallfisch- oder Robbenfang zu senden. Dies Schiff hatte einen so anhaltenden günstigen Wind, daß es schon am achten Tage nach seiner Abfahrt in der Gegend von Spitzbergen ankam. Die Absicht des Schiffers war, unter diesem Lande hinzusegeln, und sich dann an die westliche Küste desselben zu legen, wohin auch die Schiffe anderer Völker in gleicher Absicht sich zu wenden pflegen. Allein plötzlich drehete sich der Wind, und man konnte nicht verhindern, daß das Schiff an die östliche Küste verschlagen wurde.

Diesen Zufall sah man höchst ungern; denn man wußte aus wiederholter Erfahrung, daß auf dieser Seite des Landes mehr Eis, als auf der andern, zu sein pflegt. Dies bestätigte sich auch gar bald; denn es währte nicht lange, so sahen sie sich rund umher mit mächtigen Eisbänken umgeben, zwischen welchen das Schiff wie eingemauert sitzen blieb.

Meine jungen Leser wissen nun schon aus der vorigen Erzählung, was es mit einem solchen Festsitzen im Eise für eine Bewandniß hat. Ich kann also der Mühe

überhoben sein, eine abermahlige Beschreibung davon zu machen.

Man sah bald, daß die Lage des Schiffes höchst gefährlich sei, und wenig oder gar keine Hoffnung übrig lasse, daß es gerettet werden könne. Die Frage war also nur, was die Mannschaft zu thun habe, um, wo möglich, nur ihr Leben davon zu tragen.

Das Land, welches man im Gesichte hatte, war nicht eigentlich die große Insel Spitzbergen selbst, sondern eine an der östlichen Küste derselben liegende kleinere Insel, welche man Ostspitzbergen nennt. Auf der Homannischen Karte von Rußland könnt ihr sie neben dem eigentlichen Spitzbergen deutlich liegen sehn. Es ist von den beiden größern Inseln die kleinere.

Indem man nun die große Frage: was zu thun sei? in Erwägung zog, erinnerte sich der Steuermann, daß vor einigen Jahren gewisse Leute aus der nämlichen Stadt Metzen, woher sie selbst gekommen waren, sich entschlossen hatten, auf dieser Insel zu überwintern; daß sie in dieser Absicht alles zu einer Hütte erfoderliche Holz mit sich genommen und ihren Entschluß wirklich ausgeführt hatten. Man zweifelte nicht, daß die Hütte noch da stände, und man beschloß, sie aufzusuchen und in Besitz zu nehmen.

In dieser Absicht rief der Steuermann — Alexey Himkof war sein Name — drei Bootsmänner auf, ihn zu begleiten, indem er selbst ans Land gehen wollte, um diesen Vorsatz auszuführen. Die Namen der drei Männer waren: Ivan Himkof, Stepan Scharapof und Feodor Weriguin. Meine Leser wundern sich vielleicht, daß ich ihnen diese geringen Leute so namentlich zuzähle; aber nur Geduld! Ich hoffe es zu erleben, daß man vor diesen jetzt noch unberühmten Na-

men das Haupt entblößen, und in diesen schlichten Bootsmännern Helden ehren wird, die mehr Achtung verdienen, als Mancher, welcher Schlachten gewann. Der Kampf mit Widerwärtigkeiten ist nämlich auch ein Kampf; und der Sieg darüber, den man durch Geduld und Standhaftigkeit davon trägt, verdient seinen Lorbeerkranz so gut, oft noch mehr, als ein anderer, der durch Menschenblut erkauft wird. Also weiter!

Bei ihrer Abreise vom Schiffe nahmen sie folgende Sachen mit: eine Flinte, ein Horn mit zwölf Schüssen Pulver und eben so viele Kugeln, eine Axt, einen kleinen Kessel, einen Beutel mit zwanzig Pfund Mehl, ein Feuerzeug, ein Stück Lunte, ein Messer, eine Blase voll Rauchtabak und — vier hölzerne Tabakspfeifen. Auch dies erzähle ich euch so umständlich nicht umsonst; die Folge wird mich rechtfertigen; wo nicht, so mögt ihr sagen, daß ich euch wie ein altes Mütterchen vorerzählt habe. Aber lest erst weiter!

Mit diesen wenigen Sachen bepackt, und noch etwa einen Stecken in der Hand, stiegen sie aus dem Schiffe auf das Eis. Der Weg von da bis nach der Küste mochte ungefähr eine gute halbe Deutsche Meile betragen; aber dieser Weg war mißlich. Er ging nämlich über Eisschollen, die noch nicht an einander festgefroren waren, sondern durch die wallenden Meereswogen hin und her geschaukelt wurden. Da mußten sie also von einer Scholle auf die andere springen, und sich jedesmahl wohl in Acht nehmen, daß sie nicht zu kurz sprangen oder abgleiteten, sonst war's um sie gethan. Sie bestanden indeß dieses erste Abenteuer glücklich, und langten, ohne irgend einen Unfall, auf der Insel an.

Ein ödes Land, voll Schnee, Eis und unfruchtbarer Felsen! Sie wanderten eine Strecke darauf fort, und

nicht lange, so wurde die gesuchte Hütte glücklich gefunden. Sie stand ungefähr eine Viertelstunde vom Gestade, und man merkte mit Vergnügen, daß die schadhaften Stellen derselben noch einer Ausbesserung fähig waren. Ihre Länge betrug fast sechs Klafter, und ihre Breite und Höhe jede drei. Sie hatte ein kleines Vorgemach, folglich auch zwei Thüren, eine, um dieses Vorzimmer, die andere, um die eigentliche Stube zu verschließen; eine Einrichtung, welche viel dazu beitragen konnte, die Wärme in dem Zimmer zu erhalten, wenn man eingeheizt hatte. Hiezu fand man in diesem Zimmer noch einen Ofen von Lehm, nach Russischer Bauart, d. i. eine Art von Backofen ohne Schorstein. Solche Oefen sind in Rußland sehr gebräuchlich, und sie dienen dem Landmanne nicht nur zum Einheizen, sondern auch zum Kochen, und zugleich — zur Bettstelle, indem ein Theil der Familie auf denselben zu schlafen pflegt. Zum Abzuge des Rauchs hat man kleine Oeffnungen in den Wänden des Zimmers angebracht, und diese mit Schiebern versehen, um sie nach Bedürfniß zu öffnen oder zuzuschieben. Diese Löcher vertreten zugleich die Stelle der Fenster, und sie bewirken, daß der Rauch in einer solchen Russischen Stube sich nie tiefer herabsenkt, als bis zur Höhe eines sitzenden Menschen.

Unsere vier Russen waren sehr erfreut, diese Hütte gefunden zu haben, und brachten, um sie einzuweihen, die erste Nacht, so gut sie konnten, darin zu. Mit Anbruch des folgenden Tages machten sie sich auf, um die angenehme Nachricht von der gefundenen Hütte nach dem Schiffe zu bringen. Sie kamen an den Strand; aber wer vermag das Entsetzen dieser armen Leute zu beschreiben, da sie nicht nur das Meer weit und breit offen, sondern auch — das Schiff verschwunden sahn!

Ein heftiger Sturm, der die Nacht hindurch geweht hatte, war die Ursache dieser Widerwärtigkeit.

Sie standen eine Zeitlang ganz betäubt, und warfen einer dem andern Blicke voll Bekümmerniß und Schrecken zu. Endlich ermunterten sie sich durch die Hoffnung, daß das Schiff vielleicht nur vom Sturmwinde verschlagen sei, und wieder zurückkehren werde. — Aber eitle Hoffnung! Es kehrte nie zurück; auch in Rußland hat man nie wieder etwas davon erfahren; es war also ohne Zweifel untergegangen.

Sobald unsere vier Russen zu dieser schrecklichen Gewißheit gekommen waren, so übersahen sie ihren ganzen hülflosen Zustand mit Schaudern. Unter einem so rauhen Himmelsstriche, auf einer wüsten Insel, mit einem so kleinen Vorrathe von Mehl und mit so wenigen Hülfsmitteln zu ihrer Vertheidigung gegen wilde Thiere und zur Erwerbung irgend einer menschlichen Nahrung, fern von aller menschlichen Gesellschaft, und fast ohne Hoffnung einer möglichen Erlösung leben zu sollen — das war eine Vorstellung, welche auch den beherztesten Mann mit Schrecken erfüllen konnte.

Aber unsere Russen waren Männer, die da wußten, daß durch Winseln und Wehklagen nichts ausgerichtet wird. Sie erholten sich also bald von ihrer anfänglichen Betäubung, und fingen an zu überlegen, was sie zu thun hätten, um bei aller Hülflosigkeit ihres Zustandes ihr Leben so lange zu fristen, als es Gott gefallen werde. Das Erste, woran sie in dieser Absicht denken mußten, war die Ausbesserung der schadhaften Hütte. Als Russen, welche gewohnt sind, sich, ohne Hülfe eines Zimmermanns, ihre Wohnungen selbst zu erbauen, konnte es ihnen nicht schwer fallen, das Schadhafte derselben wieder herzustellen, sobald sie nur die benöthigten Stoffe,

Holz und Moos zum Ausstopfen der Ritzen, hatten. Aber woher dieses auf einer kahlen, mit Schnee und Felsen bedeckten Insel, auf welcher man nicht einmahl Gesträuch, vielweniger Bäume sah?

Die Vorsehung hatte indeß für Beides schon gesorgt. Unter dem Schnee und zwischen den Felsen fanden sie Mooses die Fülle, und an dem Strande erblickten sie hier und da Ueberbleibsel gescheiterter Schiffe und — zu ihrer großen Freude auch Treibholz, welches zum Theil aus großen Bäumen mit Wurzel und Aesten bestand. Ich habe von diesem Treibholze schon in der vorigen Erzählung geredet.

Noch machten sie eine andere Entdeckung, die ihnen nicht weniger Freude verursachte. Sie bemerkten nämlich, daß es sehr viele Rennthiere auf dieser Insel gab, die hier von Moos lebten. Weil nun der Hunger sich bei ihnen zu regen begann, so wandten sie einen der zwölf mitgebrachten Schüsse sogleich dazu an, eins dieser Thiere zu erlegen, welches ihnen auch mehre Tage Nahrung gewährte. Und nun schritten sie mit gestärktem Muth und neuer Kraft zur Ausbesserung der Hütte, womit sie denn auch in einigen Tagen glücklich zu Stande kamen.

Ihre zweite Sorge war die Herbeischaffung eines nöthigen Vorraths von Brennholz, um sich in ihrer Wohnung gegen die grimmige Kälte zu schützen. Ich enthalte mich billig, euch von dieser Kälte hier abermahls eine Beschreibung zu machen. Ihr habt sie schon in der vorhergehenden Erzählung hinlänglich kennen gelernt.

Auch dieses Geschäft ging gut von Statten, und da sie von Zeit zu Zeit wieder ein Rennthier schossen, so waren ihre vornehmsten Bedürfnisse befriediget, und ihr Zustand war für Leute, die sich durch keine weich-

liche und wollüstige Lebensart verwöhnt hatten, noch ziemlich erträglich. Aber wie lange konnte dieses währen? Pulver und Blei gingen zu Ende, und andere Waffen hatten sie nicht; womit sollten sie nun die Rennthiere erlegen? Noch mehr, wie sollten sie sich gegen die Angriffe der weißen Bären schützen, von welchen sie alle Augenblicke angefallen zu werden besorgen mußten, weil sie Spuren derselben schon häufig in ihrer Nachbarschaft bemerkt hatten?

Jetzt also fing ihre Noth erst eigentlich an, und jetzt galt es, Kopf und Herz zu haben, um in dieser unbeschreiblich großen Verlegenheit den Muth nicht sinken zu lassen, sondern neue Hülfsmittel zur Erhaltung ihres Lebens zu ersinnen. Denkt einmahl nach, ihr jungen Freunde, was wol ihr an der Stelle dieser unglücklichen Männer würdet erfunden haben, um sowol den Hunger, als auch die fürchterlichen Bären von euch abzuhalten? Ich gebe euch drei Tage Zeit dazu; denn länger dürfen unsere Leute auch nicht warten, weil ihr letzter Schuß schon verschossen ist, und sie also jetzt von dem letzten Rennthiere zehren.

Ihr denkt vielleicht, sie hatten eine Axt, womit sie sich im Nothfall gegen die Bären wehren konnten? Schon gut; aber diese konnte jedesmahl nur Einer von ihnen führen, und wie glücklich hätte dieser hauen müssen, wenn er seinen Bären jedesmahl auf den ersten Hieb hätte erlegen sollen. Gelang ihm aber dieses nicht, so ließ ihm der Bär nicht Zeit, einen zweiten Hieb zu vollführen, und so war er, so waren auch seine unbewaffneten Gefährten verloren. Und wenn nun vollends zwei, drei oder mehr Bären auf einmahl kamen: wie da?

Aber wir wollen das Unmögliche annehmen, wollen einmahl voraussetzen, daß die einzige Axt hinreichend

gewesen wäre, sie gegen alle Anfälle der Bären zu sichern, so waren sie zwar von dieser Seite geschützt; aber woher nun den nöthigen Unterhalt? Wie wollten sie den Rennthieren beikommen, welche nicht, wie die Bären, selbst angreifen, sondern vor dem Angreifenden mit einer solchen Geschwindigkeit fliehen, daß kein Mensch sie einzuholen im Stande ist? — Vielleicht sagt ihr weiter: laß sie Spieße, laß sie Bogen und Pfeile machen, um mit jenen sich gegen die Bären zu vertheidigen, und mit diesen Rennthiere zu schießen! Leicht gesagt; aber auch gethan? Sollten Spieße und Pfeile brauchbar sein, so mußten sie eine scharfe eiserne Spitze haben; aber unsere armen Abenteurer hatten kein anderes Eisen, als ihr einziges Beil, ihr einziges Messer und einen einzigen Stahl zum Feueranschlagen: lauter ganz unentbehrliche Werkzeuge, an welchen die Erhaltung ihres Lebens hing; wie durften sie Eins oder das Andere derselben aufopfern? Und hätten sie auch anderes Eisen gehabt, konnten sie es schmieden, da sie weder Amboß, noch Zange, noch Hammer hatten?

Ihr seht, daß ihre Verlegenheit die größte war, die man nur erdenken kann, und ich gestehe gern, daß auch ich hier an meinem Pulte kein Mittel zur Rettung dieser armen Leute zu ersinnen weiß. Aber der Mensch ist ein bewundernswürdiges Geschöpf, unerschöpflich an Hülfsquellen, sobald er nur von Bedürfnissen angespornt und von der Noth getrieben wird. Und seht, bloß daran liegt's, daß wir, die wir hier zwischen unsern vier Wänden von keiner Noth etwas wissen, uns so unfähig fühlen, Etwas zu erdenken, was jenen armen Leuten Schutz und Unterhalt gewähren konnte. Aber man sollte uns nur in ihre ganze bedrängte Lage versetzen, und ich bin versichert, auch wir würden reich an An-

schlägen sein, und Hülfsmittel ersinnen, die wir jetzt mit aller Anstrengung unsers Geistes nicht zu finden vermögen. Freilich würde dazu auch dieses erfodert, daß die allesregierende Vorsehung unser Nachdenken segnete, und Umstände herbeiführte, die uns zur Erfindung solcher Hülfsmittel behülflich wären. Aber der Mensch thue nur das Seinige, und vertraue Gott, dann darf er zuversichtlich hoffen, daß die göttliche Vorsehung das Uebrige thun werde. Laßt uns diese großen Wahrheiten in dem ferneren Schicksale unserer armen Russen recht augenscheinlich bestätiget sehn.

Ueberzeugt, daß man, auch in dem hoffnungslosesten Zustande, nicht die Hände in den Schooß legen und in unthätige Verzweiflung hinsinken müsse, gingen sie an den Strand und suchten — sie wußten selbst nicht eigentlich was. Hier fanden sie unter einigen andern Trümmern ehemahls gescheiterter Schiffe, die das Meer wieder ausgeworfen hatte, ein schlechtes Brett; aber an diesem Brette einen großen und dicken eisernen Haken, nebst einigen gleichfalls starken Nägeln; ein unbedeutender Fund für uns, die wir so etwas, so bald wir es gebrauchen, alle Tage haben können, aber für sie ein Schatz, den sie sicher nicht gegen eine Tonne Goldes würden haben vertauschen wollen.

Sie fanden noch eine zweite Kostbarkeit, die wir freilich nicht des Aufhebens werth achten würden, die aber ihnen, welche jetzt bloß auf den wirklichen, nicht auf den eingebildeten Werth der Dinge sahn, viel schätzbarer, als der unschätzbare Edelstein in der Portugiesischen Krone war. Es war — eine etwas starke und biegsame Tannenwurzel.

Mit diesen großen Schätzen eilten sie nun wieder ihrer Hütte zu. Beim Zurückgehn stießen sie auf einen

dicken, ziemlich harten und oben platten Stein, den sie gleichfalls mitnahmen. Dieser sollte ihnen zum Amboß dienen. Der gefundene große Haken war an seinem äußersten Ende rund und stark, und weiter unten hatte er ein Loch, vermuthlich um ihn annageln zu können. Man fing damit an, ihn ins Feuer zu legen, um ihn glühend zu machen, und verfertigte unterdeß eine Zange von Rennthiergeweihen, um ihn, wenn er durchgeglühet sein würde, damit anzufassen. Sobald dieses geschehen war, legte man den glühenden Haken auf den Amboß, und trieb in die darin befindliche Oeffnung den stärksten Nagel, um diese Oeffnung zu erweitern. Man machte ihn abermahls glühend, hieb hierauf mit dem Beile das dünnere gekrümmte Ende des Hakens ab, trieb nachher in die erweiterte Oeffnung des dicken Endes einen Stock, und man hatte — einen Hammer!

Jetzt schmiedeten sie das abgehauene gekrümmte Ende des Hakens zu einer geraden Spitze, schliffen und schärften dieselbe nachher auf Steinen, befestigten sie mit Riemen von Rennthierhäuten an einem dicken und langen Aste von einem der Bäume, welche das Meer herbeigeführt hatte, und es entstand — eine Lanze. Ein zweites Werkzeug dieser Art wurde aus einem der großen Nägel geschmiedet.

Nunmehr kam es darauf an, zu versuchen, ob diese Waffen auch wol die Probe halten würden? Und dazu fand sich bald Gelegenheit. Ein großer weißer Bär, der unsere Fremdlinge ausgekundschaftet hatte, näherte sich ihrer Hütte, und so bald man seiner gewahr wurde, beschloß man, ihm beherzt entgegenzugehn. Es geschah. Zwei, welche sich mit den Lanzen bewaffnet hatten, traten auf, rannten ihm mit den Spitzen in den weit aufgesperrten Rachen, und hatten, ungeachtet das Unge-

heuer sein Mögliches that, sich wieder frei zu machen, doch endlich, wiewol mit genauer Noth, das Glück, es zu erlegen. Die Helden wischten sich den Schweiß ab, und man schleppte die Beute nach der Hütte.

Das Fleisch des Bären diente ihnen nun auf eine Zeitlang zur Speise, und sie fanden es so wohlschmeckend, als Rindfleisch, es sei nun, daß es wirklich eine Aehnlichkeit damit hatte, oder daß der Hunger es ihnen würzte. Sein großes zottiges Fell gewährte ihnen ein Mittel mehr, sich in ihrer Hütte gegen die Kälte zu schützen. Noch fanden sie in den Bestandtheilen seines Körpers Etwas, welches ihnen den größten Nutzen zu versprechen schien, und worauf sie daher ihre ganze Aufmerksamkeit richteten. Das waren die Flechsen und Sehnen des Thiers. Sie fanden nämlich, weil sie jetzt angefangen hatten, mit Allem, was ihnen vorkam, allerlei Versuche anzustellen — eine Gewohnheit, die ich meinen jungen Lesern nicht genug zur Nachahmung empfehlen kann! — sie fanden, sage ich, daß diese Flechsen, wie dicker Zwirn oder Bindfaden, sich in mehre dünne Fäden zertheilen ließen; eine Entdeckung, die ihnen jetzt die größte Freude und in der Folge eben so großen Nutzen gewährte.

Indem sie weiter darüber nachdachten, bemerkten sie auf einmahl, daß sie durch Hülfe dieser Flechsen sich ein Werkzeug zur Erlegung der Rennthiere bereiten könnten, und sogleich legten sie Hand ans Werk. Es bedurfte nur einer kleinen Nachhülfe mit dem Messer, um der neulich gefundenen Tannenwurzel die Gestalt eines Bogens zu geben, und die Flechsen waren sehr geschickt, die Stelle einer tüchtigen Sehne zu vertreten. Nun fehlte es nur noch an Pfeilen; aber auch mit diesen kam man bald und glücklich zu Stande. Aus vier

Nägeln schmiedete man eben so viel Pfeilspitzen, schärfte sie durch Abschleifen und befestigte sie mit Bindfaden von Bärenflechsen an Tannenstäbchen, deren anderes Ende man mit Federn von Wasserhühnern und Meerschwalben befiederte. Bogen und Pfeile waren fertig.

Ich wiederhole es: der Mensch ist ein erstaunliches Geschöpf; er weiß aus Allem Vortheil zu ziehn; er weiß sich in alle Lagen und Umstände zu fügen und in allen Verlegenheiten zu helfen, wenn er den schönen, großen, heiligen Schatz, den der Schöpfer in seine Seele gelegt hat — die Vernunft! nur nicht ungebraucht und ungenützet liegen läßt. Seid stolz darauf, ihr jungen Freunde, daß ihr Menschen seid; aber ehret auch die hohe menschliche Natur in jedem Andern, der euer Bruder, der ein Theilnehmer an den erhabenen und bewunderuswürdigen Fähigkeiten ist, mit welchen der allgemeine Vater der Menschen dieses sein Lieblingsgeschöpf auf Erden ausgerüstet hat!

Wer hätte geglaubt, wenn die Erfahrung es nicht gewiesen hätte, daß ein elender eiserner Haken, einige Nägel und eine Tannenwurzel vier Männern mehre Jahre lang Schutz gegen zehnmahl stärkere grimmige Thiere und Unterhalt die Fülle verleihen könnten? Und doch geschah es so. Denn unsere wackern Russen, mit den beiden Spießen bewaffnet, nahmen es jetzt mit jedem Bären auf, und durch Hülfe der von ihnen verfertigten vier Pfeile erlegten sie in der Zeit, die sie auf diesem öden Eilande zubrachten, nicht weniger — als zweihundert und funfzig Rennthiere, eine große Menge weißer und blauer Füchse ungerechnet. Leser, wird dir das Herz nicht groß bei dem Gedanken, daß die Bootsmänner mit dir von einerlei Geschlechte waren? Nicht? Nun so gehe hin, und erkrieche und er-

schleiche dir eins von jenen schimmernden Unterscheidungszeichen, die, wenn sie nicht durch auszeichnende Verdienste erworben werden, dem Menschenkenner nur ein Merkmahl mehr sind, daß der sich damit Blähende nicht verdiene, ein Mensch zu sein! —

Den dringendsten Bedürfnissen unserer Freunde war nunmehr glücklich abgeholfen. Sie konnten sich gegen ihre fürchterlichen Feinde, die Bären, wehren, und sie konnten Rennthiere und Füchse erlegen, um ihren Hunger zu stillen. Wasser schöpften sie entweder aus den Quellen, welche hie und da zwischen den Felsen hervorsprudelten, oder sie schmelzten, wenn die Kälte alles Wasser in Eis verwandelt hatte, den Schnee, und versorgten sich auf diese Weise mit Getränk. Gleichwol fehlte ihnen noch Manches, um ihres Daseins in dieser unfreundlichen Weltgegend nur einigermaßen froh zu werden.

Sie hatten zwar Holz, um ihre Hütte zu erwärmen, aber sie mußten sparsam damit umgehn, weil man nicht mit Gewißheit voraussehen konnte, ob wohlthätige Stürme sie mit Treibeis jedesmahl von neuen wieder versorgen würden. Sie hatten einen kleinen Kessel, aber da dieser ihr einziges Gefäß war, dessen sie zum Schöpfen und Aufbewahren des Wassers und zum Schneeschmelzen auf keine Weise entbehren konnten, so wäre es zu viel gewagt gewesen, wenn sie diesen auch zum Kochen hätten gebrauchen wollen. Sie mußten sich daher begnügen, ihr Fleisch nur ein wenig zu rösten, und es dann ohne Brot und Zugemüse zu genießen. Aber wenn man eine solche Kost Tag für Tag, Morgens, Mittags und Abends genießt, so könnt ihr denken, daß man endlich anfangen müsse, sich nach einer Veränderung zu sehnen. Die strebsamen Männer strengten

Bayerische
Staatsbibliothek
München

daher abermahls ihren Verstand an, um irgend Etwas zu erfinden, welches die Stelle des Brots für sie vertreten könnte; und auch diesmahl blieb ihr Nachsinnen keineswegs fruchtlos.

Sie fingen damit an, einen Theil ihres vorräthigen Fleisches an die Decke ihrer Hütte in den Rauch zu hängen. War es hinlänglich durchgeräuchert, so hingen sie es an dem auswendigen Dache auf, doch so, daß es von Bären und Füchsen nicht erreicht werden konnte. Hier wurde es nun von der Luft und von dem Winde dergestalt ausgetrocknet, daß sie es zu ihrem frischen Fleische anstatt des Brotes essen konnten. Diese Verfahrungsart gewährte einen doppelten Vortheil; sie verhütete den Ekel an ihrer täglichen Fleischspeise, und diente zugleich zum Mittel, ihr überflüssiges, Fleisch für die Zukunft aufzuheben.

Ein neues Bedürfniß! Die lange traurige Winternacht nahete heran, die, wie wir aus der vorhergehenden Erzählung wissen, in dieser Weltgegend beinahe vier Monate währt. Was sollten sie nun machen, wenn sie keine Lampe hatten? Und wie sollten sie es anfangen, um eine Lampe zu bekommen? Es dürfte vielleicht Jemand denken: laß sie nur ihr Feuer unterhalten, dieses wird ihnen Wärme und Licht zugleich gewähren! Wol wahr; aber wie? wenn unglücklicher Weise ihnen das Feuer einmahl ausging, wie sollten sie es wieder anmachen? Ihr Feuerzeug konnte ihnen nur so lange dazu dienen, als sie Lunte hatten, und das Bißchen, welches sie davon mitgebracht hatten, ging zu Ende. Das Verfahren der Wilden, sich durch das Reiben zweier Hölzer Feuer zu verschaffen, war ihnen vielleicht nicht bekannt. Aber war es auch, so werden doch besondere Handgriffe und eine besondere Uebung dazu erfodert,

Bayerische Staatsbibliothek München

welche unsere Russen unmöglich haben konnten. Es gehört dazu auch zweierlei Holz, weiches nämlich und hartes, und das, was diese Leute hatten, war nur einerlei, und zwar durchwässertes Tannenholz. Also auch zur Unterhaltung des Feuers und zur Verhütung der Gefahr, es jemahls zu verlieren, war eine Lampe ihnen höchst unentbehrlich.

Sie strengten daher noch einmahl ihre ganze Erfindungskraft an, um auch diesem so großen und so dringenden Bedürfnisse abzuhelfen. Glücklicher Weise hatten sie in irgend einer Gegend der Insel eine Stelle bemerkt, welche eine fette Erde oder Thon enthielt. Diese im Vorbeigehn gemachte Beobachtung war ihnen genug; und sie schritten sogleich zum Versuch, ob sich aus diesem Thone nicht ein Gefäß formen ließe, welches ihnen zur Lampe dienen könnte. Sie kneteten den Thon, gaben ihm die Form einer Lampe, und ließen ihn am Feuer trocknen. Sobald dieses geschehen war, versahen sie das Gefäß mit einem Tochte, den sie aus alten Lappen bereiteten, und füllten es, statt des Oels, mit Rennthierfette an. Jetzt wurde die Lampe angezündet; aber kaum fing das darin befindliche Fett an, zu schmelzen, als sie den Kummer hatten, zu sehen, daß es den zu lockern Thon durchdrang und tropfenweise herabfiel. Das war ein eben so unerwarteter als trauriger Strich durch ihre Rechnung!

Aber sie ließen sich dadurch nicht abschrecken. Sie dachten vielmehr auf Mittel, die Zwischenräume des lockern Thones, welche das Fett durchließen, auszufüllen. In dieser Absicht verfertigten sie ein neues Gefäß, ließen es zuvörderst an der Luft wohl trocknen, machten es darauf im Feuer glühend, und warfen es endlich in gekochtes Mehl, welches sie glücklicher Weise noch nicht

verbraucht hatten. Dieses in kochendem Wasser aufgelös'te Mehl drang in jeden kleinen Zwischenraum des Thons und verstopfte ihn. Sie ließen hierauf die Lampe trocken werden, und da sie nun abermahls einen Versuch damit anstellten, hatten sie die unbeschreibliche Freude, zu sehn, daß das Mittel geholfen hatte, daß die Lampe fest geworden war und kein Fett mehr durchließ. Zu noch größerer Befestigung klebten sie durch Hülfe des Kleisters an die Außenseite der Lampe ein Stück Leinwand, welches einer von ihnen aus seinem Hemde dazu hergab. Aus Besorgniß aber, daß dieses, für ihre ganze jetzige Wohlfahrt so überaus wichtige Gefäß durch irgend einen Zufall zerbrochen werden könnte, verfertigten sie sogleich noch ein paar andere, um bei einem solchen Vorfalle nicht in Verlegenheit zu gerathen. Den nöthigen Tocht bereiteten sie von ihren Hemden und von altem Takelwerk, welches sie unter den Schiffstrümmern am Strande gefunden hatten.

Bis hieher haben wir an dem Beispiele dieser braven Leute gesehn, was Aufmerksamkeit, Nachdenken und Strebsamkeit vermögen; jetzt werden wir Gelegenheit haben, von ihnen zu lernen, wie wichtig es in manchem vorkommenden Falle für unsere Glückseligkeit sei, auch auf eigene und Anderer Erfahrungen geachtet zu haben.

Unsere guten Russen fingen an, den Scharbock zu bekommen. Es ist bekannt, daß diese Krankheit, der die Seefahrer so oft unterworfen sind, um so viel fürchterlicher zu sein pflegt, je weiter man in den kalten Erdgürteln hinauf gegen die Pole zu reiset. Sie bestehet in einer Fäulniß im Geblüt, die sich zuerst und vornehmlich dem Zahnfleische mittheilt, dann aber sich durch den ganzen Körper verbreitet, und Den, der da-

mit behaftet ist, in hohem Grade krank und elend macht. Es war vorauszusehen, daß unsere Russen in kurzer Zeit von diesem Uebel dergestalt würden angegriffen werden, daß sie sich nicht mehr von der Stelle würden bewegen, geschweige denn ausgehen, Rennthiere schießen, Bären erlegen oder Holz einholen können. Und war es dahin erst mit ihnen gekommen, so war ihr Untergang entschieden, so mußten sie, hülflos und elend, vor Kälte, Hunger und Durst des jämmerlichsten Todes sterben. Eine entsetzliche Aussicht!

Was half ihnen nun die bisherige Anstrengung ihres Verstandes, ihre Aufmerksamkeit auf Alles, was ihnen nützlich werden konnte, ihre ausdauernde Geduld, ihr Vertrauen auf Gott, ihr Muth — wenn nicht zu diesen schönen und unentbehrlichen Tugenden noch Etwas hinzukam, ohne welches sie in vielen Fällen nicht hinreichen würden, uns aus mancher großen Verlegenheit zu ziehn? Dieses Etwas ist — gesammelte Kenntniß und Erfahrung. Unser eigener Verstand kann nicht Alles erfinden, unser bester Fleiß kann nicht Alles leisten, und Gottes gütige und weise Vorsehung hilft nicht durch Wunder, sie schafft bloß Mittel, uns zu helfen, sie führt, wenn wir ihr vertrauen und unser Mögliches thun, diese Mittel zu rechter Zeit herbei; uns aber gebührt es, darauf zu merken, die Dinge in der Welt nach ihren Eigenschaften und Wirkungen kennen zu lernen, eigene und Anderer Erfahrungen darüber aufmerksam zu sammeln, und in dem uns von Gott verliehenen Gedächtnisse zu verwahren, um sie zu rechter Zeit wieder hervorzurufen. Dann segnet Der, dem das Streben seiner Menschen nach Vollkommenheit und Glückseligkeit angenehm ist, den Gebrauch solcher Mittel, und — uns wird geholfen.

Zum Glück für die Uebrigen hatte Einer von unsern vier Russen sich von Jugend auf gewöhnt, auf eigene und Anderer Erfahrungen sorgfältig zu achten, und jede gute Kenntniß, die er in seinem Stande zu erwerben Gelegenheit gehabt hatte, seinem Gedächtnisse tief einzuprägen, auch wenn er nicht voraussehen konnte, wozu sie ihm einmahl nützen würde. Dies war der Jüngste unter ihnen, Iwan Himkof, des Steuermanns Pathe. Zu seinem und seiner Gefährten großen Glücke fand dieser in seinem Gedächtnisse, unter mehren nützlichen Kenntnissen, die er eingesammelt hatte, auch einige Mittel gegen den Scharbock angeschrieben, wovon glaubwürdige Leute ihm versichert hatten, daß man sie heilsam befunden habe. Er rieth also den Gefährten, seinem Beispiele zu folgen, und sich täglich, auch wenn die Witterung noch so rauh, die Kälte noch so grimmig wäre, viel Leibesbewegungen zu machen; denn, fügte er hinzu, welcher unter uns dem Triebe zur Ruhe und zum Schlafe nachgiebt, und sich nur einige Tage lang auf die faule Seite legt, der wird nachher, wenn er auch gern wollte, nicht wieder aufstehen und sich rühren können. Dann, sagte er, müssen wir so viel Löffelkraut, als wir unter Schnee und Eise nur immer aufzukratzen vermögen, beizutreiben suchen, und, wohlverstanden! roh verzehren; denn so soll es, wie ich immer gehört habe, am allerwirksamsten sein. Aber das räth sich ja von selbst, weil wir es doch nicht kochen könnten, auch wenn wir wollten. Ferner müssen wir, so oft wir ein Rennthier erlegen, uns bequemen, das warme Blut desselben zu trinken; denn so machen es unsere ehemahligen Nachbaren, die Samojeden, und ich habe mir oft sagen lassen, daß sie dies nicht des Wohlgeschmacks wegen, sondern deßwegen thun,

weil sie aus Erfahrung wissen, daß auch das ein Mittel gegen den Scharbock ist. Endlich habe ich von ebendiesen Samojeden gehört, daß sie in derselben Absicht Fische und Fleisch tüchtig durchfrieren lassen, und dann Beides roh genießen. Fische bemerke ich nun zwar an unserer Küste nicht, und wenn es deren auch noch so viele gäbe, so könnten wir sie doch nicht fangen, weil wir keine Werkzeuge dazu haben; aber wir haben, Gottlob! Fleisch; von diesem wollen wir von Zeit zu Zeit etwas durchfrieren lassen und roh genießen, so sehr sich auch unsere an solche Speise nicht gewöhnte Natur dagegen sträuben mag. Bei Arzeneimitteln muß man nicht fragen, wie sie schmecken? sondern, wozu sie gut sind? Also frisch, Freunde, meinem Beispiele gefolgt, und auf! um Löffelkraut zu suchen.

Zwei seiner Gefährten, der Steuermann und der zweite Bootsmann, folgten seinem Rath und befanden sich wohl dabei. Der Vierte von ihnen, Feodor Weriguin, ein feister und daher auch träger Mann, konnte es unmöglich von sich erhalten, ein Gleiches zu thun. Er blieb so gern auf seinem weichen und warmen Lager in der Hütte liegen, indeß die Andern in tiefem Schnee umherwadeten; und das Rennthierblut zusammt dem rohen Fleische war seinem zärtlichen Gaume so sehr zuwider, daß er sich unmöglich entschließen konnte, Theil daran zu nehmen. Und die Folge davon war diese: die drei Ersten blieben gesund und stark! Iwan Himkof besonders, der sich am meisten übte, erlangte bald eine solche Fertigkeit im Laufen, daß er es nachher mit dem schnellsten Pferde aufnehmen konnte; Feodor Weriguin hingegen, der unterdeß der Ruhe pflegte, wurde von Tage zu Tage vom Scharbock mehr ergriffen, konnte in kurzer Zeit gar nicht mehr ausgehn, konnte sich end-

lich ganz und gar nicht mehr rühren, nicht einmahl so viel rühren, daß er die Hand hätte zum Munde bewegen können, so daß seine mitleidigen Gefährten sich genöthigt sahen, ihn wie ein neugebornes Kind zu füttern. Und in diesem jämmerlichen Zustande blieb er ganzer sechs Jahre lang, bis der Tod seinem Leiden ein Ende machte.

Das war abermahls ein überaus lehrreicher Zug in unserer Geschichte. Man sieht daraus, wie nöthig es ist, dem Rathe erfahrner Leute zu folgen, und man kann zugleich daraus lernen, wie höchst schädlich Trägheit und Verzärtelung in jeder Lage des Lebens sind. Der Mensch gleicht dem Wasser; so lange dieses fließt, bleibt es frisch; kaum hat es einige Tage still gestanden, so ist es verdorben, in Fäulniß übergegangen. So der Mensch, sobald er sich der trägen Ruhe überläßt. Thätigkeit, Thätigkeit, ihr jungen Freunde, ist das einzige sichere und allgemeine Mittel, uns an Leib und Seele gesund und froh zu erhalten! Faule Gemächlichkeit hingegen stürzt uns unvermeidlich in Krankheit, Unzufriedenheit und Elend. Merkt euch diese goldene Lehre!

Und sollte besonders Einer oder der Andere unter euch einmahl ein Seemann werden, der wisse — was ich von mehren alten und erfahrnen Seeleuten gelernt habe — daß es kein besseres Mittel giebt, sich gegen Scharbock und andere Seekrankheiten zu schützen, als in beständiger Thätigkeit zu bleiben, und der Neigung zur Ruhe und zum Schlafe, die man auf dem Meere stärker als auf dem Lande zu empfinden pflegt, so wenig als möglich nachzugeben. Ich hörte einst von dem Führer eines Russischen Kriegsschiffes, welches schon seit geraumer Zeit in See war, daß er keinen einzigen

Scharbockkranken an Bord hätte, und da ich ihn ersuchte, mir das Mittel zu nennen, welches seine Leute so gesund erhalten hätte, antwortete er: »Vermeidung der trägen Ruhe, Leibesbewegung und Munterkeit des Geistes! Ich sorge dafür, fügte er hinzu, daß meine Leute, so oft sie nicht zu arbeiten haben, auf dem Verdecke tanzen müssen, und ich habe immer gefunden, daß das ein gutes Mittel ist, sie gesund zu erhalten.«

Unsere Helden — von nun an aber rede ich nur von den drei Rüstigsten unter ihnen; der Vierte war für sich und für die Gesellschaft verloren, sobald er sich der Trägheit ergeben hatte — unsere drei Helden also hatten nun schon manchen sauren Berg glücklich erstiegen, aber noch war ihnen mancher andere zu ersteigen übrig. Ihre Hemden waren theils zu Tocht schon verbraucht, theils mußten sie dazu erspart werden, ihre Schuhe und Strümpfe waren abgetragen, um ihre übrigen Kleidungsstücke sah es nicht viel besser aus, und die größte Strenge des Winters war vor der Thür. Sie mußten also nothwendig darauf denken, den Abgang ihrer Kleidungsstücke durch andere zu ersetzen. Und woher nun diese?

Sie hatten freilich Felle von Bären, Rennthieren und Füchsen, aber diese waren ungegerbt. Wie sollten sie es anfangen, um sie geschmeidig und brauchbar zu machen? Und wenn sie hiemit auch zu Stande kamen, wie sollten sie, welche keine Schneider und Schuster waren, noch mehr, welche keine Schere, keine Nadeln, keinen Pfriem, keinen Zwirn und keinen Pechdraht hatten, wie sollten sie es anfangen, um Kleider, Schuhe oder Stiefel daraus zu machen? Abermahls eine schwere Aufgabe!

Sie fingen damit an, erst auf Mittel zu denken,

die Felle zu gerben. In dieser Absicht legten sie einige derselben mehre Tage lang in Wasser, um sie recht durchweichen und in Fäulniß gerathen zu lassen. Dann versuchten sie, die dadurch losgewordenen Haare auszuziehn und abzuschaben, und dieses gelang. Hierauf rieben sie das kahl gemachte, aber noch nasse Leder so lange zwischen ihren Händen, bis es unter dem Reiben trocken wurde. Nun schmierten sie es mit Rennthierfett ein, und rieben es von neuen, wodurch es endlich so weich und geschmeidig wurde, daß es sich bequem verarbeiten ließ. Dies sollte zu Schuhen und Stiefeln dienen.

Aber nun gebrauchten sie auch rauhes Pelzwerk zu Kleidern, um sich gegen die grimmige Kälte zu schützen. Die rohen Häute konnten sie hiezu abermahls nicht gebrauchen, sie mußten also noch eine zweite Art von Gerberei erfinden, wodurch die Häute geschmeidig gemacht wurden, ohne ihre Haare zu verlieren. Sie dachten darüber nach, machten einen Versuch, und zu ihrer großen Freude gelang auch dieser. Sie ließen nämlich die hiezu bestimmten Felle nicht länger, als einen Tag, im Wasser liegen, um sie nur erst durchweichen zu lassen, dann verfuhren sie auf die vorige Weise, nur daß sie die Haare nicht ausrauften. So verschafften sie sich in wenigen Tagen gute Stoffe zu Schuhen, Stiefeln und Kleidern.

Aber jetzt trat die größte Schwierigkeit hervor. Woher nun Pfriemen und Nähnadeln? Und wenn sie diese hatten, woher dann Pechdraht und Zwirn? Die letzte Frage war am leichtesten gelös't. Sie wußten ja schon, daß sie die Sehnen der Bären und Rennthiere in dickere und dünnere Fäden nach Belieben spalten und auseinander reißen konnten; aber die Nadeln, die Nadeln! Da steckte die allergrößte Schwierigkeit, welche in der That unüberwindlich zu sein schien.

Dennoch wurde sie überwunden. Unsere sinnreichen und emsigen Russen schmiedeten zuvörderst einen Nagel so dünn, daß er einem Drahte glich. Dann machten sie diesen Draht wieder recht glühend, und trieben hierauf ihr Messer, welches sie in dieser Absicht durch Abschleifen scharf zugespitzt hatten, in das eine Ende desselben dergestalt ein, daß es ein längliches Nadelöhr machte, wie man etwa an unsern sogenannten Stopfnadeln sieht. Hierauf hieben sie den abermahls glühend gemachten Draht in der Länge einer Stopfnadel ab, und durch Reiben und Schleifen auf Steinen machten sie nach und nach das abgehauene Ende so glatt, rund und spitzig, daß es vollkommen einer Nadel glich. Der einzige Fehler, den die so von ihnen verfertigten Nadeln hatten, war der, daß das Oehr immer etwas scharf blieb, und daher leicht den Faden zerschnitt. Allein diesem Uebel war nun einmahl nicht abzuhelfen.

Jetzt fingen sie an zu schneidern und zu schustern, daß es eine Lust war, es anzusehen. Der Eine machte ein Paar Stiefeln, der Andere Beinkleider, der Dritte einen Rock von einer ganz neuen Erfindung. Jenen dienten die alten Kleidungsstücke zu Mustern, dieser überließ sich seinem Erfindungsgeiste und erfand ein Kleid, welches dem kalten Erdstriche ihrer Insel nicht angemessener hätte sein können. Er ließ es nämlich nicht, wie unsere Röcke, vorn offen stehn, sondern nähete es fest zu, so daß man es, wie ein Hemde über den Kopf werfen mußte, wenn man es anziehen wollte. Er versah es außerdem mit einer Kappe, welche man über den Kopf ziehen und am Halse zubinden konnte, so daß vor dem Gesichte nur eben eine Oeffnung zum Sehen blieb. Ihr Messer mußte hiebei die Stelle einer Schere vertreten. Diesmahl machten sie lauter Kleider von Pelz-

werk, weil die Zeit der strengsten Kälte herannahete. Gegen den Sommer verfertigten sie andere von gegerbtem Leder, um sich in ihrem Anzuge nach der jedesmahligen Witterung richten zu können.

So wußten diese braven Männer, bei allem Mangel an Werkzeugen und Hülfsmitteln, jedem dringenden Bedürfnisse durch Nachdenken, Fleiß und Emsigkeit glücklich abzuhelfen. Ihr Zustand hätte nun einigermaßen erträglich scheinen können, wenn nicht die Betrachtung, welche sich ihnen oft in ihrer ganzen Bitterkeit aufdrang, daß Einer unter ihnen seine Gefährten überleben, und dann einsam und hülflos allein zurückbleiben, und am Ende kümmerlich würde hinsterben müssen, sie von Zeit zu Zeit wieder schwermüthig gemacht hätte. Der arme Steuermann hatte noch eine Ursache mehr zum Kummer. Er hatte bei seiner Abreise aus Rußland eine Frau und drei Kinder zurückgelassen, die ihm stündlich vor den Augen schwebten. So oft er von den mühseligen Arbeiten des Tages in der Hütte ausruhete, war seine Seele in Rußland, mitunter in dem kleinen Kreise seiner Lieben, und hing mit unaussprechlicher Sehnsucht bald an der treuen Gattin, bald an diesem, bald an jenem seiner geliebten Kleinen. O wie oft standen ihm die Augen noch voll Thränen, wenn die seiner Gefährten schon längst von süßem Schlummer geschlossen waren! Aber kaum galt es wieder, sich zu rühren und thätig zu sein, so war er so gut als Einer auf dem Platze, verbannte jeden kummervollen Gedanken aus seiner Seele, und arbeitete aus allen Kräften, so munter und guter Dinge, als wenn nicht Weib, nicht Kinder jemahls für ihn in der Welt gewesen wären.

Und seht, Kinder, wenn wir unsere Empfindungen so nach Zeit und Umständen einzuschränken, und, sobald

unsere Berufsgeschäfte uns zur Thätigkeit auffodern, sie männlich zu unterdrücken wissen, dann sind sie rechter Art, dann erschlaffen sie nicht, sondern veredlen unsere Seele, und in diesem Falle darf auch der gesetzte Mann sich einer Thräne nicht schämen, die irgend ein menschliches Gefühl ihm einmahl in das Auge preßt. Aber wenn wir von irgend einer, auch noch so guten und edlen Empfindung uns dergestalt überwältigen lassen, daß wir dadurch unfähig zu unsern Berufsgeschäften werden, und in ächzende oder winselnde Unthätigkeit hinsinken, so mögen wir übrigens noch so gute Leute sein, Männer sind wir nicht! Schwache empfindsame Weiberseelen sind wir, in Männertracht, und ist es nicht schimpflich, die Kleidung des stärkern Geschlechts zu tragen, und sich so zu benehmen, als gehöre man zu den schwächern?

Aber wieder zu unsern Russen! Da ihre dringendsten Bedürfnisse nunmehr befriediget sind, so haben wir Zeit, Eins und das Andere von den Eigenthümlichkeiten der Insel zu hören, worauf sie lebten.

Alles, was ich in der vorhergehenden Geschichte von Spitzbergen überhaupt erzählt habe, das gilt auch von dieser kleinen Insel, welche einen Theil davon ausmacht. Ihre Länge beträgt drei und zwanzig Deutsche Meilen, und ihre Breite beinahe eben so viel; aber sie wird, wie ganz Spitzbergen, nicht von Menschen, sondern nur von weißen Bären, Rennthieren, weißen und blauen Füchsen bewohnt. Die ganze Insel ist voller Berge und spitziger Felsen von erstaunlicher Höhe, welche Jahr aus Jahr ein mit Schnee und Eis bedeckt sind. Außer dem heilsamen Löffelkraute, welches hie und da, und dem Moose, welches überall in Ueberflusse vorhanden ist, fanden unsere Freunde auf der ganzen Insel kein

Gewächs. Zwischen den Felsen sprudelt überall Quellwasser hervor, und ergießt sich in kleinen Bächen ins Meer. Flüsse von einigem Belange bemerkten sie nicht. Die lange Winternacht dauert beinahe vier Monate, eben so auch der längste Tag. Der Mond läuft in der Abwesenheit der Sonne, das heißt in der langen Winternacht, ungefähr zwei Monate lang, unabläßig am Gesichtskreise herum, ohne unterzugehn, so wie die Sonne es zur Zeit des langen Tages macht. Die hellen Nordlichter sind eine große Wohlthat für diese nördlichen Gegenden in der Zeit, da sie des Sonnenlichts entbehren müssen.

Die Kälte ist hier, wie wir schon wissen, fürchterlich; doch wird sie, wie unsere Russen angemerkt haben, in der Mitte des Reifmonats durch ein anhaltendes Regenwetter unterbrochen, welches bis zu Anfange des Jänners, also ungefähr sieben Wochen währt. In dieser ganzen Zeit regnet es fast unaufhörlich, und dann ist die Witterung ziemlich gelinde, und ungefähr so, als wenn bei uns im Winter Regenwetter einfällt. Von Gewittern erfährt man hier selten etwas. Nur ein einziges Mahl in sechs Jahren hörten unsere Russen einen fernen und dumpfen Donner. Der Schnee häuft sich im Winter zu einer erstaunlichen Höhe an. Man kann sich einen Begriff davon machen, wenn man hört, daß die Hütte, welche drei Klafter hoch war, im Winter gewöhnlicher Weise ganz unter Schnee stand, so, daß sie keinen andern Ausgang hatten, als eine oben an der Decke angebrachte Oeffnung.

Noch haben unsere Russen als etwas Sonderbares angemerkt, daß sie, während ihres ganzen Aufenthaltes auf dieser Insel, nie einiges Ungeziefer an sich verspürt haben, ungeachtet es ihnen unmöglich war, Körper und

Kleider reinlich zu halten, und ungeachtet sie sowol vorher, als auch nachher mit kleinen Geschöpfen dieser Art in ziemlicher Vertraulichkeit lebten. Reisende, welche die Linie durchschnitten, wollen Ebendieses an sich bemerkt haben, und man versichert, daß Bootsleute, welche voller Ungeziefer waren, plötzlich davon befreit wurden, sobald ihr Schiff in jene Weltgegenden kam, aber auch wieder davon heimgesucht wurden, sobald sie auf ihrer Rückreise wieder diesseit dieses Kreises gekommen waren. Ich lasse die Wahrheit und Allgemeinheit dieser Beobachtung dahingestellt sein. Wäre sie indeß gegründet, so verdiente es wohl einer Untersuchung, woher es komme, daß eine Fahrt über die Linie hinaus mit der über den nördlichen Polkreis hin in diesem Betracht einerlei Wirkung hervorbringe?

So viel von der Beschaffenheit des Landes, welches unsere Russen jetzt bewohnten.

Meine lieben jungen Leser muthen mir nun wahrscheinlicher Weise wol nicht zu, daß ich ihnen über das armselige und höchst einförmige Leben, welches diese Leute hier führten, ein vollständiges Tagebuch verfertigen soll. Das wäre mehr gefodert, als ich leisten könnte, weil die armen Leute selbst, die keinen Schreibbedarf hatten und mit der kümmerlichen Erhaltung ihres Lebens genug beschäftigt waren, sich nicht konnten einfallen lassen, die Geschichte eines jeden Tages zu Papier bringen zu wollen. Wir müssen uns also mit der Nachricht begnügen, daß sie dieses traurige Leben über sechs Jahre lang fortsetzten, weil in der ganzen Zeit sich kein Schiff in dieser Gegend sehen ließ. Ueber sechs Jahre lang; man denke, was das sagen will!

Der unglückliche Weriguin hatte in dieser ganzen

langen Zeit für seine anfängliche Trägheit unaufhörlich und zwar sehr schmerzhaft büßen müssen. Ohne sich bewegen, ohne aufstehen, oder das Geringste vornehmen zu können, mußte er beständig da liegen unter großen Schmerzen, und von seinen treuen Gefährten sich füttern und bedienen lassen. Endlich kam der wohlthätige, längst gewünschte Tod, drückte ihm sanft die Augen zu, und befreite ihn von seinen Leiden. Die Gefährten begruben seinen Leichnam im Schnee. Bis dahin hatten sie seiner mit einer Sorgfalt gewartet, die ihnen und der Menschheit Ehre macht. Selbst elend zu sein, Mangel, Noth und Beschwerlichkeiten jeder Art zu leiden, und dann doch noch, mit eigner großer Unbequemlichkeit, eines kranken Bruders zu pflegen, und zwar sechs Jahre lang zu pflegen: Kinder! das will viel sagen. Dazu wird ein Grad von Tugend erfodert, dessen wol nur wenige reiche und im Ueberfluß lebende Menschen fähig wären. Aber so ist's, Widerwärtigkeiten erwecken und stärken Tugenden jeder Art, und eigene Leiden machen mitleidig und hülfreich gegen Andere. O, laßt uns Gott danken, auch wenn er uns Widerwärtigkeiten zuschickt, denn sie sind ein Balsam für unsere kranken Seelen, und machen sie genesen von mancher Schwachheit!

Man sollte denken, die drei Gesunden würden froh gewesen sein, des ihnen so sehr zur Last fallenden Kranken endlich los zu werden; aber nein! sie hätten sein trauriges Leben gern verlängert, hätten die Last, die er ihnen machte, gern noch sechs andere Jahre lang getragen. Denn er war, bei aller seiner Unfähigkeit, etwas für sie zu thun, doch immer eine menschliche Gesellschaft mehr für sie, und wenn man, wie sie, auf einer öden Insel lebt, und sich von der ganzen bewohnten

Welt durch weite Meere abgeschnitten sieht, o dann geizt man nach dem Vergnügen der Gesellschaft, und die bloße Gegenwart eines menschlichen Wesens ist ein unschätzbares Gut für uns. So hat der allgemeine Vater der Menschen seine Kinder alle durch den Trieb der Geselligkeit zu vereinigen gewußt! Hiezu kam bei unsern Russen noch die immer wiederkehrende traurige Betrachtung, daß Einer nach dem Andern so dahinsterben würde, und daß das schreckliche Loos, allein übrig zu bleiben, doch endlich Einen unter ihnen zuverlässig treffen müßte. Man setze sich in die Stelle dieser armen Leute, und fühle, was es mit diesem Gedanken auf sich hatte!

Aber es ist Zeit, das Ende dieser merkwürdigen Geschichte herbeizuführen.

Einst, da sie, um Treibholz aufzusuchen, nach dem Strande gegangen waren, und sehnsuchtsvolle Blicke über das Meer hin nach derjenigen Weltgegend warfen, in welcher ihnen Rußland lag, entdeckten sie ganz unvermuthet — und o, wer vermag das Uebermaß ihrer Freude zu schildern! — ein Schiff, welches in ziemlicher Entfernung von der Insel auf den Wellen schwebte. Sie waren einen Augenblick außer sich vor Entzücken. Aber schnell suchten sie sich wieder zu fassen, weil ihnen der Gedanke in die Seele schoß, daß das Schiff, wenn sie hier unthätig stehen bleiben, und sich einer unmäßigen Freude überlassen wollten, vielleicht davonsegeln und aus ihren Augen auf immer verschwinden könnte. Hurtig rannten sie nach der Hütte, holten Feuer, holten Holz herbei, und machten hier auf einem Hügel, und dort auf einem andern, ein hellloderndes Feuer an, daß Flamme und Rauch gen Himmel stiegen. Einer von ihnen lief, holte ein Rennthierfell, band es wie eine Fahne

an eine lange Stange, und rannte damit an den Strand, um durch die Bewegung dieser ledernen Flagge den Leuten auf dem Schiffe zu erkennen zu geben, daß hier Menschen wären, die um Erlösung fleheten. Glücklicher Weise bemerkte man auf dem Schiffe Beides, das Feuer und die Flagge, und der Schiffer, eingedenk der heiligen Pflicht der Menschlichkeit, steuerte der Küste zu. Jetzt legte sich das Schiff nicht fern vom Strande vor Anker, und jetzt stieß ein Boot mit Männern ab, um zu sehen, was es mit den drei Leuten am Lande für Bewandniß habe.

Stellt euch, wenn ihr könnt, das Entzücken der armen Männer und die Bewunderung der Leute vom Schiffe vor, drei ganz in Leder und Pelzwerk gehüllte menschliche Figuren vor sich zu sehen, und ihr Erstaunen, da sie, die sie selbst Russen waren, auf Russisch von ihnen angeredet wurden, und nun vollends hörten, daß diese armen Geschöpfe hier, auf diesem unwirthbaren Eis- und Schneelande, über sechs Jahre verlebt, und bis dahin sich erhalten hatten!

Das Schiff, welches von Archangel kam, hatte nach Westspitzbergen auf den Wallfischfang segeln sollen. Zum großen Verdruß des Schiffers, allein zum Glück für unsere Bootsmänner, wurde er durch widrige Winde nach Ostspitzbergen verschlagen. So gereicht oft eine kleine Widerwärtigkeit, die den Einen trifft, Einem oder mehren Andern zum Glück und Segen!

Man wurde bald eins, daß unsere drei Robinsone mit allen ihren Habseligkeiten an Bord genommen und so nach Rußland gebracht werden sollten. Der Schiffer verlangte dafür 80 Rubel, die man ihm mit Freuden zugestand. — Junger Leser! übereile dich nicht in deinem Urtheile. Ich sehe es dir an, daß du auf den

Schiffer zürnst, und ihn einen Unmenschen, einen Barbaren schelten willst, weil er fähig war, sich einen solchen Liebesdienst so theuer bezahlen zu lassen. Aber höre erst, was unsere Männer dafür an Bord bringen durften.

Sie waren nämlich in der Zeit ihres Hierseins reich geworden. Ihre gesammelten Schätze, welche ziemlich viel Raum einnahmen, bestanden in folgenden Dingen: 2000 Pfund Rennthierfett, über 200 Rennthierhäute, zehn Bärenfelle und eine große Menge blauer und weißer Fuchsbälge. Hiezu rechne man nun noch ihre ganze Sommer- und Winterkleidung, ihre Spieße, Bogen, Pfeile, ihre Lampen, ihre Axt, die fast bis auf den Stiel abgenützt war, ihr gleichfalls sehr verbrauchtes Messer, ihren Zwirn von Flechsen, ihre Pfriemen und Nähnadeln, welche sie in einem von ihnen selbst verfertigten, ungemein künstlich gearbeiteten knöchernen Büchschen verwahrten, und man wird es so sehr unbillig nicht mehr finden, daß der Schiffer für die Fortschaffung aller dieser Sachen, die in Rußland ihre 2000 Rubel werth waren, sich von so reichen Leuten 80 Rubel bezahlen ließ, da er überdas die drei Personen in Allem frei halten mußte. Er verdient also auch deßwegen nicht, daß man ihn einen Unmenschen schelte; und das war abermahls ein Beispiel, wie leicht man sich in der Beurtheilung seiner Nebenmenschen irren kann, besonders wenn man so rasch dabei verfährt, als junge Leute wol zu thun pflegen.

Alle jetzt benannten Sachen waren nun an Bord gebracht; der Schiffer lichtete die Anker, und unsere Freunde nahmen mit Freuden Abschied von dem Lande, wo sie sechs Jahre und drei Monate lang ein so armseliges und hoffnungsloses Leben geführt hatten. Nach einer Fahrt

von fünf Wochen kamen sie endlich glücklich zu Archangel an.

Bei ihrer Landung ereignete sich noch ein Auftritt, der beinahe übel abgelaufen wäre. Die Frau des Steuermanns Alexey Himkof, die ihren Mann, den sie zärtlich liebte, schon längst als todt beweint hatte, befand sich zufälliger Weise auf der Brücke von Archangel, als das Schiff sich neben derselben vor Anker legte. Sie erblickte ihren Mann auf dem Verdecke, erkannte ihn, that einen lauten Schrei, und sprang von der Brücke hinab, um ihm alsobald in die Arme zu fliegen; aber sie sprang zu kurz und fiel ins Wasser, und nur mit genauer Noth gelang es den Bootsleuten, sie wieder herauszuziehn, bevor sie ertrunken war. Armer Himkof! Welch ein Schicksal wäre das gewesen, wenn du nach so vielen überstandenen Mühseligkeiten nun gerade dazu hättest zurückkehren müssen, um dein liebes Weib, noch ehe du es umarmt hattest, vor deinen Augen ertrinken zu sehen.

Man sieht hieraus, zu welchen unvernünftigen Handlungen die Leidenschaften verleiten können, wenn man sich denselben ohne Zurückhaltung überläßt.

Unsere Helden traten jetzt ans Land, und zwar in ihrer Spitzbergischen Kleidung. Das zusammengelaufene Volk empfing sie mit Erstaunen und Frohlocken, und Männer von Einsicht ließen bald den Einen, bald den Andern von ihnen zu sich kommen, fragten ihnen jeden einzelnen Umstand ihrer abenteuerlichen Geschichte zu wiederholten Mahlen ab, ließen sich die mitgebrachten Sachen zeigen, und überzeugten sich dadurch vollkommen von der Wahrheit Dessen, was ich hier von ihnen erzählt habe.

III.

Vasko de Gama's
Reise nach Ostindien,

die erste,

welche um Afrika herum vollführt
wurde.

Einleitung.

Im funfzehnten Jahrhunderte hatten die Venediger fast allen Handel nach Indien allein an sich gerissen, und sich ausnehmend dadurch bereichert. Den Weg dahin nahmen sie durchs Mittelländische Meer nach Alexandrien in Aegypten, von da nach Suez, auf der Erdenge, welche Asien und Afrika verbindet, von wannen sie durch das Rothe und Arabische Meer nach Kalekut, oder nach einem andern Hafen an der Küste der ersten Ostindischen Halbinsel fuhren. Ich bitte meine jungen Leser, die genannten Meere und Oerter auf der Karte nachzusehn.

Andere Europäische Völker blickten mit neidischen Augen auf die unermeßlichen Reichthümer, welche durch diesen Handel nach Venedig strömten. Gern hätten sie einen Theil derselben abgeleitet; aber dazu war kein anderes Mittel vorhanden, als dieses: einen neuen Weg nach Indien durchs Meer zu finden. Die Portugiesen, damahls ein unternehmendes Volk, fielen zuerst darauf, dieses Mittel zu versuchen, und der neue Weg, den sie ausfindig machen wollten, sollte rund um Afrika herum durch diejenigen Meere gehn, wodurch man, wie meine jungen Leser wissen, jetzt wirklich nach Ostindien zu schiffen pflegt. Die Frage war nur noch, ob eine solche Fahrt auch thulich sei?

Zwar trug man sich mit einer alten Nachricht, daß schon vor grauen Zeiten ein gewisser König von Aegyp-

ten, Necho genannt, durch Phönizische Schiffe ganz Afrika habe umschiffen lassen; allein man war nicht so recht gewiß, ob diese Nachricht auch gegründet sei. Viele läugneten geradezu die Möglichkeit einer solchen Unternehmung, und zwar aus Gründen, welche heutiges Tages ein Kind widerlegen kann. Sie bildeten sich nämlich ein, daß Afrika nach Süden hin kein Ende habe, sondern sich bis zu dem Südpol erstrecke, daß es also unmöglich sei, dasselbe zu umschiffen. Daneben hielten sie es, gleichfalls irriger Weise, für ausgemacht, daß derjenige Theil unserer Erdkugel, welchen man den heißen Erdgürtel zu nennen pflegt, von der Sonne dergestalt versengt werde, daß kein Mensch im Stande sei, es darin auszuhalten. Ja, sie besorgten sogar, daß die Sonnenglut in jenen heißen Weltgegenden so groß sein dürfte, daß sie die Schiffe entzünden und mit Mann und Maus zu Asche brennen würde.

Lacht nicht, ihr jungen Freunde, über die große Unwissenheit, die man hiebei an den Tag legte. Damahls kannte man von unserer Erde und von der natürlichen Beschaffenheit derselben noch so wenig, daß wir Alle, wenn wir zu eben der Zeit gelebt hätten, wol nicht viel klüger geurtheilt haben würden. Jetzt, da schon so viel tausend Reisen nach allen Himmelsgegenden hin angestellt, und so viele derselben beschrieben worden sind, ist es keine große Kunst mehr, das Lächerliche jener Besorgnisse einzusehn. Jedes Kind ist jetzt dazu im Stande; aber damahls war es ganz ein anderes.

Dennoch wagten es die Portugiesen, jener abschreckenden Gründe ungeachtet, auf diese wichtige Entdeckung auszugehn. Ihre ersten Bemühungen erreichten

zwar noch nicht den abgezielten Zweck; allein sie erreichten doch Etwas, welches sie hinreichend belohnte. Sie entdeckten nämlich nach und nach die Inseln Porto Santo und Madera, die Azoren, das grüne Vorgebirge und endlich gar das Vorgebirge der guten Hoffnung, als die südlichste Spitze von Afrika. Derjenige, welcher diese letzte Entdeckung vollendete, und das besagte Vorgebirge wirklich umschiffte, war Bartholomäus Diaz.

Die Möglichkeit, um Afrika herum nach Indien zu segeln, schien nunmehr völlig erwiesen zu sein; dennoch gab es Leute, welche dieselbe noch immer bezweifelten, und die Hoffnung, diesen Zweck endlich zu erreichen, noch immer für ein tolles Hirngespinnst hielten. Daß man die Linie durchschneiden könne, ohne von der Sonne verbrannt zu werden, und daß Afrika nicht ins Unendliche fortlaufe, sondern irgendwo aufhöre, also auch umschifft werden könne, durften sie nun freilich nicht mehr läugnen; aber unglücklicher Weise hatte Diaz in der Gegend des Vorgebirges der guten Hoffnung einen schweren Sturm ausgestanden, und dem Vorgebirge deßwegen den Beinamen tormentoso, das stürmische, gegeben. Das war nun jenen kleinmüthigen Leuten genug, um den Schluß daraus zu ziehen, daß es in dieser Weltgegend immer stürme, und daß es daher unmöglich sei, weiter daselbst vorzudringen. Was doch Kleinmüthigkeit und Furchtsamkeit sich für übereilte Schlüsse erlauben!

Zu jenen kleinmüthigen Zweiflern gehörte indeß nicht der König Emanuel von Portugal, der nicht sobald zur Regierung gelangt war, als er schon mit Eifer darauf dachte, den Plan seiner Vorfahren, Ostindien zur See zu entdecken, völlig auszuführen. Er ließ

daher ungesäumt eine Flotte ausrüsten, und zum Anführer derselben wählte er einen Mann, der die zu einem so großen Unternehmen erfoderliche Geschicklichkeit und Herzhaftigkeit in hohem Grade besaß. Er hieß Vasko de Gama; und hier ist die Geschichte seiner merkwürdigen Entdeckungsreise!

1.

Reise von Belem nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung, und von da nach Mosambik, an der östlichen Küste von Afrika.

Die Flotte, welche Vasko de Gama bei dieser Unternehmung anführen sollte, bestand aus drei ziemlich kleinen Schiffen, welche zusammengenommen nicht mehr als 160 Mann an Bord hatten. Die Namen der Schiffe waren St. Gabriel, St. Raphael und Berrio. Die Führer der letzten beiden hießen Paul de Gama, des Vasko Bruder, und Nikolas Nunez. Auf dem St. Gabriel ließ Vasko seine eigene Flagge wehen. Außerdem wurde dieses kleine Geschwader noch von einem Vorrathsschiffe begleitet, dessen Anführer Gonzalo Nunez war.

Es war am 8ten des Heumonats 1497, also fünf Jahre nach der von Kolumbus geschehenen Entdeckung von Amerika, als Vasko de Gama bei Belem, einem unter Lissabon am Tejo liegenden Flecken, die Anker lichten ließ und unter Segel ging. Da mehre Schiffe, welche zusammen nach einerlei Bestimmungsorte abgehn, niemahls sicher sind, daß sie immer beisammen bleiben werden, weil Stürme und andere gewöhnliche Zufälle sie oft von einander zu trennen pflegen, so setzt der Anführer allemahl einen gewissen Ort oder eine gewisse Gegend fest, wo sie sich in solchen Fällen einander

erwarten wollen, um sich wieder zu sammeln. De Gama bestimmte bei seiner Abreise zum nächsten Sammelplatze das grüne Vorgebirge an der westlichen Küste von Afrika.

Diese Vorsicht kam ihnen wohl zu Statten. Denn, als sie in die Gegend der Kanarischen Inseln gekommen waren, überfiel sie ein heftiger Sturm, in welchem der Admiral selbst von den übrigen Schiffen weit verschlagen wurde. Allein, da nunmehr Jeder wußte, wohin er sich zu wenden hatte, um mit den Uebrigen wieder zusammenzutreffen, so fanden sie sich acht Tage danach an dem festgesetzten Sammelplatze Alle wieder vereiniget. Sie steuerten hierauf nach St. Jago, einer von den Inseln des grünen Vorgebirges, theils um den Schaden auszubessern, den die Schiffe in dem Sturme gelitten hatten, theils um Wasser und andere Erfrischungen einzunehmen.

Die Insel St. Jago, welche noch jetzt den Portugiesen gehört, und die größte von den Inseln des grünen Vorgebirges ist, verdient wol, daß meine jungen Leser sie auf der Karte aufsuchen, weil sie seit kurzem durch zwei wichtige Begebenheiten ungemein merkwürdig geworden ist. Vor nicht langer Zeit nämlich erfuhren die Bewohner dieser Insel eine so schreckliche Hungersnoth, daß 16,000 derselben davon aufgerieben wurden; und in dem Englisch-Amerikanischen Kriege fiel auf einer Rhede dieser Insel ein Treffen zwischen einer Englischen und Französischen Flotte vor, welche beide nach Ostindien bestimmt waren.

Den dritten August lichtete man abermahls die Anker, und fuhr fort, längs der Afrikanischen Küste gen Süden zu steuern. Weil man damahls über die in dieser Weltgegend gewöhnlichen Windstriche noch ganz

und gar keine Erfahrung gesammelt hatte, so war die Schiffahrt daselbst mit vielen Beschwerlichkeiten und Widerwärtigkeiten verknüpft, die man heutiges Tages größtentheils zu vermeiden weiß. Sie brachten daher, mit widrigen Winden und Stürmen kämpfend, drei volle Monate zu, bevor sie von den Inseln des grünen Vorgebirgs bis in diejenige Gegend des Aethiopischen Meeres kamen, in welcher die Insel St. Helena liegt, welche meine jungen Leser gleichfalls auf der Karte von Afrika finden werden. Heutiges Tages kann man diese Reise in einigen Wochen vollenden.

Es war am vierten des Reismonats oder Novembers, als sie diese damahls noch nicht bekannte Insel zu Gesicht bekamen, und ihr den Namen gaben, den sie noch jetzt führt, ungeachtet sie jetzt nicht den ersten Entdeckern derselben, den Portugiesen, sondern den Engländern gehört. Die Insel selbst ist nicht von großer Wichtigkeit, aber sie ist ihren Besitzern gleichwol viel werth, weil die nach Ostindien fahrenden oder von Ostindien zurückkommenden Engländer sich hier mit frischem Wasser versorgen können.

Auch unsern Reisenden, welche schon seit einiger Zeit großen Mangel an trinkbarem Wasser litten, kam diese Entdeckung wohl zu Statten. Sie fanden auch Einwohner auf dieser Insel, und zwar Schwarze von kleinem Wuchse und unangenehmer Bildung. Diese gingen, nach Art der Wilden in heißen Ländern, größtentheils unbekleidet, nur daß sie ein Thierfell, wie einen Mantel, um die Schultern geworfen hatten. Ihre Waffen bestanden in Bogen und Pfeilen und in hölzernen Stäben, die am Feuer gehärtet und an den Enden mit Spitzen von Thierhörnern versehen waren. Sie lebten übrigens von Wurzeln, Seethieren, be-

sonders Wallfischen — deren es in dieser Gegend viele giebt — Meergeflügel und wilden Ziegen. Man fand auch Hunde bei ihnen, welche denen in Portugal glichen.

Der Anführer der Flotte ging selbst ans Land, theils um die Beschaffenheit desselben kennen zu lernen, theils um die Lebensart und Sitten der Eingebornen zu beobachten. Er traf im Umhergehn Einen derselben an, welcher Honig suchte — denn hier, wie in ganz Afrika, giebt es sehr viele Bienen, welche vortrefflichen Honig sammeln. Er wollte sich mit ihm unterhalten, aber man verstand von beiden Seiten kein Wort von Dem, was der Eine zu dem Andern sagte. Er nahm ihn hierauf mit an Bord; allein auch hier konnte man nichts von ihm herausbringen. Man behielt ihn die Nacht auf dem Schiffe, und setzte ihn am folgenden Morgen wohlbekleidet ans Land. Die gute Begegnung, die er erfahren hatte, und der Anblick der ihm geschenkten Kleidungsstücke reizten viele Andere, sich gleichfalls nach den Schiffen zu begeben. Der Admiral zeigte ihnen allerlei Spezereien, Gold und Perlen, um zu sehen, was für Mienen sie dabei machen würden, allein er fand, daß ihnen diese Dinge gänzlich unbekannt waren, und daß sie wenig darauf achteten. Er beschenkte sie hierauf mit kleinen Glöckchen, zinnernen Ringen und Rechenpfennigen, worüber sie eine große Freude ausdruckten.

So freundschaftlich indeß der Ton war, auf den man von beiden Seiten gestimmt zu sein schien, so zeigte es sich doch bald, daß diesen schwarzen Herren nicht sehr zu trauen sei. Denn da ein kleiner Trupp Portugiesen sich etwas weiter ins Land hineinwagte, um die Einwohner in ihren Wohnungen zu besuchen, so glaub-

ten sie einige Anstalten zu Feindseligkeiten zu bemerken. Sie hielten es daher für rathsam, sich nach den Schiffen zurückzuziehn. Die Wilden setzten ihnen nach, und es würde wahrscheinlicher Weise zu Thätlichkeiten gekommen sein, wenn nicht der Admiral die Gefahr, welche seinen Leuten drohete, vom Schiffe aus bemerkt hätte, und mit den Böten ihnen zu Hülfe geeilt wäre. Sobald die Schwarzen dieses sahen, liefen sie mit großem Geschrei zurück.

Allein diese scheinbare Flucht war im Grunde wol nur eine Kriegslist, welche zur Absicht hatte, die Portugiesen zum Nachsetzen zu bewegen, um sie nachher zu überfallen. Denn da sie sahen, daß ihnen Keiner folgen wollte, kehrten sie sogleich zurück, und griffen den Admiral und seine Leute mit Pfeilen und andern Waffen grimmig an, wodurch man genöthigt wurde, sich nach den Schiffen zurückzuziehn. Vier Portugiesen wurden verwundet, und der Admiral selbst erhielt eine Verletzung am Schenkel.

Nachdem man sich zwölf Tage hier verweilt hatte, segelte man mit einem Südwestwinde weiter, und schon zwei Tage darauf hatte man die Freude, das Vorgebirge der guten Hoffnung zu erblicken. Allein ein widriger Wind, welcher ihnen jetzt entgegenblies, hinderte sie, sich dem Lande zu nähern, und zwang sie, in die hohe See zu stechen. Erst zwei Tage danach war es ihnen möglich, sich um das Vorgebirge herumzuschwingen. Es geschah dies unter Trompetenschall und vielen andern Freudensbezeigungen. An der Küste des Vorgebirges bemerkte man, wiewol nur von fern, eine Menge großes und kleines Vieh von gutem Ansehn, und Menschen, welche denen auf St. Helena glichen. Allein es belohnt sich nicht der Mühe, meinen Lesern

die wenigen dürftigen Beobachtungen zu erzählen, welche die Portugiesen hier im Vorbeifahren machen konnten, weil wir künftig oft nach diesem Vorgebirge zurückkehren, und von Leuten, welche sich länger daselbst aufgehalten, umständlichere und zugleich bestimmtere Nachricht darüber erhalten werden.

Jetzt steuerten sie längs der östlichen Afrikanischen Küste gegen Nordost. Nachdem sie ungefähr sechzig Meilen weit fortgesegelt waren, legten sie sich in Gesicht des Landes vor Anker, und hatten Gelegenheit, folgende Bemerkungen zu machen. Die Eingebornen glichen denen auf St. Helena und auf dem Vorgebirge. Die Gegend schien reich an Elephanten und Ochsen zu sein. Der letzten bedient man sich hier zum Reiten, nachdem man ihnen ein Kissen von Stroh und einen hölzernen Sattel auf den Rücken gelegt, und ein Holz durch die Nase gezogen hat.

Einige Tage nach ihrer Ankunft erschienen ungefähr neunzig Eingeborne, Einige am Gestade, Andere auf den Bergen. Der Admiral setzte darauf nach dem Lande aus, ließ aber seine Leute sich vorher wohl bewaffnen, damit es ihnen nicht abermahls ginge, wie auf St. Helena. Indem man sich nun dem Lande näherte, ließ er Glöckchen auswerfen, welche die Schwarzen aufhoben, und hierauf so nahe kamen, daß sie deren mehre aus seiner Hand empfingen. Er wagte sich nun mit seinen Leuten ans Land, und tauschte von den Schwarzen elfenbeinerne Armringe für einige rothe Nachtmützen ein. Diese erste Zusammenkunft endigte sich, wie sie angefangen hatte, in vollkommenem Frieden.

Einige Tage danach fanden sich an zweihundert Schwarze ein, welche zwölf Ochsen und vier Schafe mitbrachten, und als die Portugiesen zu ihnen ans Land

gingen, fingen sie an, auf Flöten zu blasen, und dieses Spiel mit einigen Stimmen zu begleiten. Um diese Höflichkeit zu erwiedern, ließ der Admiral seine Trompeter gleichfalls blasen, und seine Leute mußten dazu tanzen. Dies belustigte die Schwarzen sehr, und so verging auch dieser Tag unter lauter Vergnügen und gegenseitigen Freundschaftsbezeigungen.

Aber dieses freundliche Benehmen währte nicht immer, denn da einige Tage danach eine noch größere Menge sich einstellte, und die Portugiesen ihnen einen Ochsen abhandelten, bemerkte man, daß einige junge Schwarze sich mit den Waffen der Alten hinter einem Gebüsche versteckt hielten. Der Admiral, welcher einen hinterlistigen Ueberfall besorgte, befahl hierauf seinen Leuten, sich nach einem sichern Platze zurückzuziehn. Es geschah; die Portugiesen setzten sich in ihre Böte, und fuhren längs dem Ufer nach einem freien Orte hin, wo man weit genug um sich sehen konnte. Die Schwarzen brachen hierauf gleichfalls auf, und gingen, den Böten gegenüber, eben dahin. Hier rotteten sie sich zusammen, und schienen Anstalten zum Gefecht zu machen. Allein der Admiral, welcher menschlich dachte, wollte es gern vermeiden, ein Blutbad unter ihnen anzurichten, und zog sich daher in den Böten nach den Schiffen zurück. Um indeß den muthwilligen Schwarzen einige Ehrerbietung einzuflößen, ließ er ein paar Kanonenschüsse thun, wodurch sie denn auch dergestalt erschreckt wurden, daß sie in größter Unordnung davonliefen und ihre Waffen von sich warfen.

Nach diesem sandte de Gama einige Leute ans Land, welche ein Kreuz nebst einer Säule mit Sr. Portugiesischen Majestät Wappen errichten und durch diese Handlung von dem Lande, wie man sagt, Besitz nehmen

mußten, ungeachtet es schon seine Besitzer hatte, welchen es rechtmäßig zugehörte. Allein die klugen und mächtigen Europäer haben nun einmahl festzusetzen geruht, daß ihre einfältigern und schwächern Brüder in entfernten Welttheilen ganz und gar kein Eigenthum an Lande haben können, daß man daher ohne Umstände ihnen Dasjenige nehmen dürfe, was seit Jahrhunderten das Ihrige war, und daß, um diese Handlung rechtmäßig zu machen, weiter nichts erfodert werde, als daß man der erste Europäer sei, der ein solches Land entdeckt, und unter einigen feierlichen Gebräuchen erkläre, daß man Besitz davon genommen habe. Ich wünsche, daß meine jungen Leser über diese sonderbare Meinung einen Augenblick nachdenken, und sich selbst die Frage vorlegen mögen: ob dieses Verfahren auch wol ein gerechtes und billiges genannt zu werden verdiene?

Die Schwarzen wußten vermuthlich nicht, was das Kreuz und die Säule bedeuten sollten; aber es mußte ihnen doch bedenklich vorkommen, so etwas von fremden Leuten, die sie nicht eingeladen hatten, dahinpflanzen zu lassen. Sie machten sich also, sobald die Portugiesen wieder an Bord waren, darüber her, und rissen Kreuz und Säule vor ihren Augen nieder.

Man segelte weiter, und näherte sich von Zeit zu Zeit wieder der Küste, um das Land in Augenschein zu nehmen. Der Admiral hatte bei seiner Abreise aus Portugal verschiedene Missethäter mitgenommen, um sie bei vorfallender Gelegenheit zu solchen Geschäften zu gebrauchen, welche am meisten mit Lebensgefahr verbunden wären. Von diesen ließ er jetzt zwei an die Küste setzen, mit dem Befehl, daselbst zu bleiben, um das Land und die Bewohner desselben genauer kennen lernen. Er versprach ihnen hiebei, daß er sie bei

seiner Zurückkunft, dafern sie alsdann noch lebten, wieder aufnehmen und nach Portugal zurückführen wolle, da man sie denn von jeder andern Strafe freisprechen werde.

Wie gefällt meinen Lesern diese Züchtigung? Ich für meinen Theil wünschte, daß man darauf denken möchte, jede andere Strafe auf eine ähnliche Weise dergestalt einzurichten, daß der Missethäter nicht für die menschliche Gesellschaft verloren ginge, sondern vielmehr sich für dieselbe nützlich zu machen gezwungen würde. Aber wieder zu unsern Reisenden.

Am 11ten Jänner 1498 legten sie sich abermahls unweit der Küste vor Anker, und der Admiral schickte einige seiner Leute ans Land, um über die Beschaffenheit und die Bewohner desselben Bemerkungen zu machen. Diese wurden sowol von den Eingebornen, als auch von dem Oberhaupte derselben aufs freundschaftlichste aufgenommen. Deßwegen sandte der Admiral dem Letzten aus Erkenntlichkeit ein rothes Wamms, nebst einem Paar Strümpfen und einer Mütze von gleicher Farbe, wie auch ein kupfernes Armband, welches Alles mit großem Vergnügen angenommen wurde. Der dankbare schwarze König lud hierauf den Admiral und dessen Leute ein, in seine Stadt zu kommen, mit der Versicherung, daß ihnen Alles, was sein Land hervorbringe, zu Dienste stehen solle.

Der Admiral nahm diese Einladung zwar nicht für sich, aber doch für einige seiner Leute an. Diese gingen also mit dem Könige fort, dessen Unterthanen ihn in seiner neuen Kleidung überall mit großer Verwunderung betrachteten, und vor Freude in die Hände schlugen. Nachdem sie zur Stadt gekommen waren — wenn man anders mehre zusammenstehende elende Hütten mit die-

sem Namen belegen will — ging Se. schwarze Majestät zuvörderst darin umher, damit die Einwohner ihn in seinem neuen Putze sehen und bewundern sollten. Alsdann verfügte man sich nach seinem Hause, wo eine Henne mit gekochter Hirse zur Mittagsmahlzeit aufgetragen wurde. Man speisete im Angesichte vieler Zuschauer, welche bald ihren schöngeputzten König, bald die weißen Fremdlinge bewunderten. Die Portugiesen verweilten hieselbst bis zum folgenden Tage.

Bei ihrer Rückkehr nach dem Schiffe wurden sie von einigen Schwarzen begleitet, durch welche der König dem Admiral Hühner zum Geschenk schickte. Dieser nannte aus Dankbarkeit die Gegend, wo man ihm so freundlich begegnet war, das Land der guten Leute. Es ist dies ein Theil der Afrikanischen Küste, welche dem südlichen Ende der großen Insel Madagaskar gegenüberliegt.

Man fand unter diesen Leuten bei weiten mehr Weiber als Männer. Vielleicht hätten sie mit benachbarten Völkerschaften blutige Kriege geführt, wodurch ein Theil der streitbaren Männer aufgerieben war. Ihre Waffen bestanden aus langen Bogen, nebst Pfeilen und Wurfspießen mit eisernen Spitzen. Sie führten auch Dolche mit zinnernen Gefäßen und Scheiben von Elfenbein, woraus erhellet, daß außer dem Kupfer auch viel Zinn in diesem Lande sein müsse. Salz bereiteten sie aus Seewasser, welches sie in ausgehöhlten Kürbissen in Gruben trugen, um es daselbst ausdampfen zu lassen, da denn das darin befindlich gewesene Salz zurückbleibt. Es ist bekannt, daß man in mehren Ländern, wie z. B. in Portugal, auf eben diese Weise Salz aus Seewasser zieht. Europäische Leinwand gefiel ihnen so wohl, daß sie für ein Hemde gern eine große Menge Kupfer gaben.

Uebrigens waren sie — was man an so ungebildeten Menschen bewundern muß — so ausnehmend gefällig und dienstfertig, daß sie den Portugiesen das benöthigte Trinkwasser eine Viertelmeile weit aus einem Flusse holten.

Von hieraus schiffte man in dem Kanal zwischen Afrika und Madagaskar fort, und langte acht Tage darauf bei der Mündung eines Stroms an, den wir auf den Karten von Afrika unter dem Namen Kuama finden. Man fuhr auf diesem Strome eine Strecke in den Böten hinauf, und fand überall das Land niedrig und mit starken Bäumen bewachsen. Es begegneten ihnen verschiedene Eingeborne in Kähnen, die mit Segeln von Palmblättern versehn waren, und es gereichte den Portugiesen zu nicht geringer Ermunterung, nun schon Leute vor sich zu sehn, welche den Gebrauch der Segel kannten, dergleichen ihnen bis dahin noch nicht vorgekommen waren. Verschiedene dieser Eingebornen kamen auch nach den Schiffen, gingen ohne Furcht an Bord, und bezeigten sich so vertraut, als ob die Portugiesen alte Bekannte von ihnen gewesen wären. Sie waren von guter Leibesgestalt, aber schwarz, und gingen größtentheils unbekleidet. Eine Art von Schürze, die sie vorhatten, machte ihren ganzen Anzug aus.

Man bezeigte sich freundlich gegen sie, beschenkte sie mit Glöckchen und andern dergleichen Siebensachen. Dies munterte sie auf, in Begleitung vieler Andern wiederzukommen und den Portugiesen Lebensmittel zu bringen. Es befanden sich auch einige Weibsbilder dabei. Diese zeichneten sich von den Männern durch drei Löcher in den Lippen aus, worin sie eben so viele Stücken Zinn, als einen unter ihnen gebräuchlichen Schmuck, hängen hatten. Das gegenseitige Betragen war so freund-

schaftlich, daß einige Portugiesen kein Bedenken trugen, sie nach ihren Wohnungen zu begleiten.

Am dritten Tage ihres Hierseins kamen zwei Vornehme in ihren Böten, den Admiral zu besuchen. Diese waren nicht besser gekleidet, als die Uebrigen; nur daß ihre Schürzen breiter waren. Doch trug der Eine auch auf seinem Kopfe ein mit Seide durchwirktes Schnupftuch, und der Andere eine Kappe von grünem seidenen Zeuge.

De Gama nahm sie freundlich auf, nöthigte sie zu essen, und beschenkte sie mit Kleidungsstücken und andern Sachen; aber man konnte sehen, daß sie sich nicht viel daraus machten. Sie gaben durch Zeichen zu verstehn, daß sie aus einem fremden Lande wären, und daß sie eben so große Schiffe, als diejenigen, worin sie sich jetzt befänden, schon anderwärts gesehen hätten. Der Admiral schloß hieraus, daß er nun bald zu Leuten kommen würde, welche Handel nach Ostindien trieben, und nannte deßwegen den Strom, in dessen Mündung er vor Anker lag, Rio de buenas Sinays, d. i. den Strom der guten Anzeigen.

Die Schiffe, welche nun so lange schon in See gewesen waren, bedurften einer großen Ausbesserung. Man legte sie daher auf die Seite, welches in der Schiffersprache kielholen genannt wird, um sie zu kalfatern, d. i. die Ritzen mit Hanfwerg zu verstopfen, und hierauf mit geschmolzenem Pech und Theer zu beschmieren. Indessen wurden verschiedene von dem Schiffsvolke krank, weil entweder die Luft, oder die Speisen, die sie hier genossen, ungesund waren. Sie kriegten geschwollene Hände und Füße, das Zahnfleisch lief ihnen auf, und gerieth dermaßen in Fäulniß, daß es einen unerträglichen Gestank verursachte, und daß sie nichts ge-

nießen konnten, was gekauet werden mußte. Man wußte kein anderes Mittel, dieser Fäulniß Einhalt zu thun, als sie auszuschneiden, und Viele starben daran. Man sieht, daß diese Krankheit im Scharbock bestand.

Nach vollendeter Ausbesserung der Schiffe segelte man weiter. Acht Tage darauf befanden sie sich im Angesichte einiger Inseln, welche unfern der Küste lagen, und von einer derselben stießen Leute in sieben oder acht Böten ab, näherten sich den Portugiesischen Schiffen, und verlangten, an Bord zu kommen. Man nahm sie willig auf, und sie bezeigten sich außerordentlich zutraulich. Es waren Leute von gutem Wuchse, etwas schwarz, und mit baumwollenem gestreiften Zeuge bekleidet. Auf dem Kopfe trugen sie Turbane von Leinewand mit Seide und Gold durchwirkt. Sie trugen auch Schwerter und Dolche, und brachten Tonwerkzeuge mit, die sie Sagburs nannten; ihre Sprache war die Arabische. Sie aßen und tranken, was man ihnen vorsetzte, und als Einer, welcher ihre Sprache verstand, sie fragte, wie das Land, von woher sie gekommen waren, heiße? antworteten sie: Mosambik. Sie fügten hinzu, es befinde sich daselbst eine Stadt voll Kaufleute, die nach Indien mit Spezereien, Edelgesteinen und andern Sachen handelten. Sie erboten sich, die Schiffe in den Hafen zu führen, und dieses Anerbieten wurde mit Vergnügen angenommen.

2.

Aufenthalt zu Mosambik. Reise von da bis nach Kalekut, auf der Malabarischen Küste in Ostindien.

Die Stadt Mosambik, bei welcher unsere Reisenden jetzt vor Anker gingen, liegt auf einer Insel an

der östlichen Küste von Afrika, und zwar unterm 15ten Grade südlicher Breite, d. i. funfzehn mahl funfzehn Meilen jenseit des Gleichers oder derjenigen Kreislinie, welche man, in gleicher Entfernung von den beiden Polen, in Gedanken rund um den Erdball zieht. Man fand, daß sie größtentheils von Arabern bewohnt wurde, welche dem Muhamedischen Glauben zugethan waren, und sowol nach dem Rothen Meere, als auch nach Indien Handel trieben. Dergleichen aus Arabien und dem nördlichen Afrika durch ganz Indien verbreiteten Muhamedern, welche ursprünglich Mauren, auch Sarazenen hießen, pflegt man daselbst den Namen Mohren beizulegen, welchen man bei uns den eigentlichen Schwarzen oder Negern giebt. Diejenigen von dieser Völkerschaft, welche man hier vorfand, bedienten sich damahls zu ihrem Handel ziemlich großer Schiffe, die aber kein Verdeck hatten, und ohne Nägel gebaut waren, indem man das Holzwerk nur mit Seilen aus Kokosschalen verband. Die Segel bestanden aus Matten von Palmblättern. Man fand übrigens, daß sie schon Kompaß und Seekarten kannten, und sich Beider auf ihren Reisen zu bedienen wußten.

Die eigentlichen Eingebornen dieser Gegend sind Schwarze. Ihr Land ist niedrig und ungesund. Alle Häuser, welche man damahls hier vorfand, waren Hütten aus geflochtenen Hürden; nur die Wohnung des Scheikh, d. i. des Oberhaupts oder Fürsten der hier wohnenden Araber, wie auch die Moschee, oder der Muhamedische Tempel, hatten Wände von Lehm.

So fand man es damahls hier. Jetzt, da Mosambik ein Portugiesischer Pflanzort ist, sieht es ganz anders daselbst aus. Denn nunmehr sieht man hier eine große, schöne und wohlbefestigte Stadt mit einem, durch

eine Beifeste beschützten, guten Hafen, welcher den Portugiesen eben so wichtig ist, als den Holländern das Vorgebirge der guten Hoffnung. Denn hier können sie nicht allein alle Nothwendigkeiten zur Fortsetzung ihrer Reise bekommen, sondern sie finden daselbst auch allen Baubedarf zur Ausbesserung ihrer Schiffe, und in dem dortigen Hafen können sie jedesmahl die zur Schiffahrt bequemen Zeiten abwarten. Auch findet man jetzt an diesem Orte ein Pflegehaus für Kranke, welches an guter Einrichtung wenig seines Gleichen haben soll.

Der Scheikh — Andere sprechen dieses Wort auch Schach oder Schah aus — hielt die angekommenen Portugiesen für Mohren oder Türken von einem andern Platze, schickte ihnen daher Geschenke, und bezeigte ein Verlangen, bei ihnen an Bord zu kommen. De Gama sandte ihm zur Dankbarkeit rothe Hüte, kurze Röcke, Korallen, metallene Becken, kleine Schellen und andere dergleichen Dinge, und ließ ihm dabei anzeigen, daß sein Besuch willkommen sein würde. Allein der Mohrische Prinz sah dieses Geschenk mit Verachtung an, und fragte, wozu dergleichen Siebensachen nützten, und warum der General ihm keinen Scharlach sende? De Gama sah daraus, daß er es jetzt nicht mehr mit Wilden zu thun habe, und entschuldigte sich damit, daß er keinen Scharlach mit sich führe.

Um sich indeß auf den angemeldeten Besuch vorzubereiten, ließ er alle Kranken auf die Seite schaffen, und Alle, welche gesund waren, von den andern Schiffen auf das seinige kommen. Diese ließ er zugleich heimlich sich bewaffnen, auf den möglichen Fall, daß der Scheikh oder dessen Leute vielleicht hinterlistig verfahren sollten.

Der Scheikh erschien. Er sowol, als auch sein Ge-

folge waren wohlgeputzt, und trugen Kleider von Seide. Er selbst war lang und hager, hatte eine Art von Hemde an, das ihm bis an die Fersen ging, und über demselben trug er ein Oberkleid von Sammet. Den Kopf hatte er mit einer seidenen Kappe von mancherlei Farben bedeckt, die mit Gold besetzt war. Am Gürtel trug er ein Schwert und einen Dolch, und an den Füßen Schuhe von Seide. Seine Leute hatten Trompeten von Elfenbein und andere Tonwerkzeuge mitgebracht, auf welchen sie bei ihrer Ankunft eine gute Weile spielten, worauf der Admiral den Scheikh in seine Kajüte führte.

Dieser sowol, als auch seine Begleiter ließen sich Alles, was ihnen vorgesetzt wurde, trefflich schmecken. Er fragte den Admiral, ob sie nicht Türken wären, wie ihre weiße Farbe vermuthen lasse, und verlangte ihre Gesetzbücher zu sehn. De Gama erwiederte: sie wären nicht aus der Türkei selbst, sondern aus einem großen Königreiche, welches daran grenze; ihre Gesetzbücher hätten sie nicht bei sich. Er zeigte ihm aber einige Armbrüste und andere Waffen, über deren Wirkung der Mohrenfürst seine Verwunderung zu bezeigen geruhete.

De Gama erfuhr bei dieser Zusammenkunft, daß von da nach Kalekut noch neunhundert Meilen wären, und daß er nothwendig einen Lootsmann *) mitnehmen müsse, wenn er nicht Gefahr laufen wolte, auf Sandbänke zu gerathen. Er ersuchte den Scheikh, ihm, statt Eines, lieber Zwei derselben zu überlassen,

*) Ein der Schifffahrt in einer gewissen Gegend kundiger Mann, welcher weiß, wo gefährliche Stellen sind, und die Schiffe zwischen denselben hinführt.

auf den Fall, daß der Eine etwa krank werden oder gar mit Tode abgehen sollte, und seine Bitte wurde ihm gewährt.

Allein aller dieser scheinbaren Freundschaft ungeachtet, mußte de Gama bald darauf erfahren, daß er große Ursache habe, sich vor diesen Leuten in Acht zu nehmen. Denn durch einen der beiden Lootsmänner, die der Scheikh ihm zusandte, wurde ihm unter der Hand gesteckt, daß dieser treulose Mann damit umgehe, sich der Portugiesischen Schiffe zu bemächtigen, und den Admiral mit seinen Leuten aus der Welt zu schaffen, weil man nunmehr wisse, daß sie keine Türken, sondern Christen wären. Seht da, meine jungen Freunde, wozu Aberglaube und falscher Religionseifer die Menschen verleiten kann! Solche und noch viel schwärzere Beispiele von Unmenschlichkeit gegen fremde Glaubensverwandte, oder solche, welche in Glaubenssachen zu irren schienen, hat die Geschichte der meisten Völker, besonders die der Christen, aufzuweisen. Das ist ein Schandfleck in der Geschichte des christlichen Glaubens, den jeder aufgeklärte und wahre Christ durch eine uneingeschränkte milde Duldsamkeit gegen Jeden, der in Glaubenssachen anders denkt, als er, nach Möglichkeit wieder auszutilgen suchen muß. —

De Gama hielt, nachdem er diese Nachricht eingezogen hatte, für rathsam, sich nach einer kleinen Insel zurückzuziehn, welche ungefähr eine Meile von Mosambik entfernt lag. Allein da der eine Lootsmann noch am Lande war, und da die Schiffe noch nicht alles Wasser eingenommen hatten, dessen sie bedurften, so sah er sich genöthiget, selbst in den Böten nach Mosambik zurückzukehren. Die Art, wie er diesmahl daselbst empfangen wurde, schien die erhaltene Nachricht von den ver-

rätherischen Absichten der Mohren zu bestätigen. Er glaubte daher berechtiget zu sein, ihnen zuvorzukommen, und ließ unter eine Menge derselben, die am Gestade versammelt war, Feuer geben, bemächtigte sich einiger, unter welchen glücklicherweise ein Lootsmann war, mit Gewalt, zerstörte hierauf, da Alles die Flucht ergriffen hatte, ihre Stadt, und ließ sodann die Anker lichten, um seine Reise fortzusetzen.

Das Merkwürdigste, was ihnen auf dieser neuen Fahrt begegnete, bestand darin, daß die beiden mitgenommenen Lootsmänner sich einigemahl hinterlistigerweise bemüheten, die Schiffe irre zu leiten, bald um sie scheitern zu lassen, bald um sie in solche Gegenden zu führen, wo die Mohren sich ihrer bemächtigen könnten. Allein die Wachsamkeit des Admirals wußte die Absicht zu vereiteln, und die Verräther wurden mit Stockschlägen gezüchtiget.

Den 7ten des Wandelmonats oder Aprils kam man bei einer, nahe an der Küste liegenden Insel an, welche Mombassa (Mombaza) heißt, und welche meine Leser auf den gewöhnlichen Karten von Afrika unter dem vierten Grade südlicher Breite finden werden. Diese Insel wird durch einen Strom gemacht, welcher hier in zwei Mündungen sich ins Meer ergießt.

Die Luft in dieser Gegend ist außerordentlich gesund. Denn kaum war man hieher vor Anker gekommen, als Alle, welche zu Masambik krank geworden und noch nicht gestorben waren, plötzlich wieder genesen. Die Insel ist sehr angenehm, voll Pflanzungen, die aus Granatäpfeln, Feigen und Orangenbäumen bestehen. Außer dem schönsten Trinkwasser fand man hier auch Lebensmittel in Menge, besonders Reiß, Hirse, Federvieh und sehr fette Schafe. Die Bewohner der, auf einer felsigen Anhöhe liegenden Stadt waren gleich-

falls Muhameder oder sogenannte Mohren, einige weiß, andere braun. Die meisten Häuser derselben waren von Steinen aufgeführt. Sie selbst, und besonders ihre Weiber, gingen prächtig gekleidet, indem sie in seidenen Kleidern, mit Gold und Juwelen besetzt, einherstolzten. Die Portugiesen merkten hieraus, daß sie den Indischen Quellen des Reichthums immer näher kämen.

Die Insel hatte einen schönen Hafen; allein de Gama hielt es der Klugheit gemäß, die Schiffe außerhalb desselben so lange vor Anker zu legen, bis er erst über die Sitten und Gesinnungen der Bewohner dieses Landes die nöthigen Beobachtungen gemacht haben würde; und es zeigte sich bald, daß diese Vorsicht nicht überflüssig gewesen war. Denn, nachdem es Nacht geworden, näherte sich ihnen eine Barke mit ungefähr hundert Mann, die mit Schwertern und Schilden bewaffnet waren und an Bord zu kommen verlangten. De Gama ertheilte diese Erlaubniß nur Vieren von ihnen, und auch diese mußten zuvor ihre Waffen niederlegen. Man nahm sie nun höflich auf, und sie berichteten dem Admiral, daß ihr Scheikh oder Fürst ihn den folgenden Tag gleichfalls zu besuchen gedenke. Sie fügten hinzu, es wären verschiedene Christen unter ihnen, und die Schiffe könnten hier eine ganze Ladung von Spezereien einnehmen. Diese Nachricht stimmte mit der Aussage der Lootsmänner überein; man hatte also Ursache, sie für wahr zu halten.

Den folgenden Tag erschienen ordentliche Gesandte des Scheikh, welche den Admiral wegen seiner Ankunft begrüßen und ihm einige Geschenke von Früchten überreichen mußten. Diese wiederholten die Nachricht, daß verschiedene Christen auf der Insel lebten, stellten sich auch, als wenn sie selbst dergleichen wären, und luden

hierauf den Admiral ein, in den Hafen zu kommen, wo man nicht nur alle seine Bedürfnisse befriedigen, sondern ihm die Gelegenheit verschaffen würde, seine Schiffe mit Spezereien und andern kostbaren Waaren zu befrachten.

De Gama, welcher noch keine Ursache zum Mißtrauen hatte, überhäufte die Abgesandten mit Höflichkeiten, schickte sie mit Danksagungen und Gegengeschenken zurück, und ließ zugleich einige seiner Leute ans Land gehn, um Alles selbst in Augenschein zu nehmen. Diese kehrten mit Bestätigungen der erhaltenen Nachrichten zurück, und man machte daher sogleich Anstalt, in den Hafen einzulaufen. Allein, da eins der Schiffe noch vor der Einfahrt auf den Grund stieß, und man sich deßhalb genöthiget sah, die Anker wieder auszuwerfen, so glaubten die an Bord befindlichen Mohren, daß man den Vorsatz, sich des Hafens zu bedienen, wieder aufgegeben habe, und verließen alsbald das Schiff, um wieder an das Land zu gehn. In demselben Augenblicke sah man die beiden von Mosambik mitgebrachten Lootsmänner in die See springen und den Mohren nachschwimmen. Diese nahmen sie in ihre Böte auf, und fuhren darauf mit ihnen ans Land, ungeachtet man sie auf alle mögliche Weise zu bewegen suchte, sie wieder zurückzugeben.

Dies erweckte Verdacht. Es waren noch zwei andere Mohren an Bord, die man gleichfalls von Mosambik mitgenommen hatte. Von diesen hoffte man Licht zu erhalten. Man setzte ihnen daher zu, daß sie gestehen sollten, was ihnen von dem Vorhaben der hiesigen Mohren bekannt geworden sei, und da sie in der Güte nichts bekennen wollten, so setzte man sie einer grausamen Folter aus, um sie zum Reden zu bewegen. Man träu-

felte ihnen nämlich geschmolzenen und siedend-heißen Speck aufs Fleisch. Unter der ihnen dadurch verursachten Marter gestanden sie endlich: »daß die hiesigen Mohren die Absicht hätten, Dasjenige zu rächen, was die Portugiesen an ihren Glaubensgenossen zu Mosambik gethan; daß man deßwegen den Untergang der Schiffe mit den beiden Lootsmännern hätte verabredet gehabt, und daß diese bloß deßwegen geflohen wären, weil sie besorgt hätten, daß ihr Anschlag schon entdeckt wäre.«

Auf diese unangenehme Nachricht gab man den Vorsatz, in den Hafen einzulaufen, auf, und blieb an der Stelle, wo man war, vor Anker liegen. In der Nacht bemerkte die Wache, daß das Ankertau bewegt wurde, und glaubte anfänglich, diese Bewegung rühre von einem Thunfische *) her, deren es in diesem Gewässer viele giebt. Allein bei genauerer Aufmerksamkeit entdeckte man einige Mohren, welche im Schwimmen das Ankertau zu kappen suchten, in der Hoffnung, daß das Schiff alsdann auf den Strand laufen werde. Andere hatten Ebendieses bei den übrigen Schiffen bewerkstelligen wollen; allein sobald sie sahen, daß man sie entdeckt habe, machten sie sich eilig davon.

---

*) Thunfische oder Makrelen finden sich, und zwar in verschiedenen Unterarten, in vielen Meeren. Diejenigen, welche in der Ostsee gefangen werden, sind nicht groß, aber überaus wohlschmeckend. In andern Meeren soll es deren geben, die wol einige Zentner wiegen. Diese sollen eben so gefräßig als der Haifisch sein, und, wie dieser, schwimmende Menschen anfallen. Man erzählt von ihnen, daß sie, um kleinere Fische zu fangen, in großer Geschwindigkeit zirkelförmig herumschwimmen, wodurch ein Strudel entsteht, der die kleinen Fische haufenweise zusammentreibt.

De Gama fand nicht für rathsam, sich bei so feindlichgesinnten Leuten länger aufzuhalten, und segelte weiter. Nach einer Fahrt von ungefähr sieben Meilen entdeckte man zwei kleine Mohrische Schiffe, welche ihnen zu entwischen suchten. Allein man machte Jagd darauf, und eins derselben, welches siebzehn Mohren und eine Menge Gold und Silber an Bord hatte, wurde wirklich eingeholt, und für eine gute Prise, d. i. für eine rechtmäßige Beute erklärt, weil man gegründete Ursachen zu haben glaubte, die Mohren als eine feindselige Völkerschaft zu behandeln. Noch an eben dem Tage langte die Flotte vor Melinda an.

Dieser Ort, welcher achtzehn Meilen nordwärts von Mombassa, und unter dem dritten Grade südlicher Breite auf der Afrikanischen Küste liegt, war ebenfalls eine Pflanzstadt Muhamedischer Handelsleute. Die Stadt liegt auf einer felsigen Anhöhe, und ist mit Wäldern von Palmen, Orangen und andern Fruchtbäumen umgeben. Man fand sie groß, mit breiten Straßen und steinernen Häusern, welche einige Stockwerke hoch, und oben platt waren. Die Portugiesen glaubten einen Europäischen Ort zu sehn.

Die hier wohnenden Mohren schienen Leute zu sein, die durch Handel reich geworden waren. Einige derselben waren mit seidenen, Andere mit baumwollenen Zeugen gekleidet, und auf dem Kopfe trugen sie eine Art von Turban, mit Seide und Gold durchwirkt. Ihre Säbel und Dolche waren schön gearbeitet.

Als etwas Eigenthümliches dieser Leute bemerkte man, daß sie sämmtlich links waren. Man fand übrigens, daß sie gute Reuter und treffliche Bogenschützen wären, und sich unablässig darin übten. Ihr Fürst oder

Scheikh, gleichfalls ein Muhameder, wurde mit größerer Pracht bedient, als die Oberhäupter derjenigen Plätze, wo man vorher gewesen war.

De Gama und seine Leute waren sehr erfreut, eine Stadt zu sehn, die einer Portugiesischen so ähnlich war, und warfen eine Meile davon die Anker aus. Sie erwarteten, daß Leute vom Lande an Bord kommen würden; allein vergebens. Es ließ sich Niemand blicken. Man hatte hier schon Nachricht von der Wegnahme des Schiffes mit den siebzehn Mohren erhalten, und besorgte daher, daß die Portugiesen auch hier feindselig verfahren möchten.

De Gama ließ hierauf einen der gefangenen Mohren, einen alten Mann, welcher versprochen hatte, ihm hier einen Lootsmann zu verschaffen, auf eine der Stadt gegenüber liegende Sandbank aussetzen, in der Erwartung, daß seine Landsleute ihn von da abholen würden. Dies geschah. Der Alte wurde vor den König der Stadt geführt, dem er anzeigte, daß der Admiral gekommen sei, ein Freundschaftsbündniß mit ihm zu schließen. Dieser bezeigte darüber seine Zufriedenheit, und sandte dem Admiral ein Geschenk, welches aus drei Schafen, einigen Zuckerröhren und Früchten bestand; worauf ein Gegengeschenk von einem Hute, zwei Korallenästen, drei metallenen Becken, zwei Gürteln und verschiedenen Glöckchen erfolgte. Die Portugiesischen Schiffe näherten sich hierauf der Stadt, und legten sich neben vier Fahrzeugen vor Anker, welche von Indischen Christen geführt wurden.

Diese sogenannten Christen waren Leute, welche aus Indien hieher gekommen waren, um Handlung zu treiben. Sie waren bräunlich von Farbe, übrigens aber

wohlgestaltet, trugen lange Röcke von baumwollenem Zeuge, große Bärte und Turbane. Um sie auf die Probe zu stellen, ob sie wirklich Christen wären, ließ man ein Gemählde herbeiholen, welches die Jungfrau Maria und die Apostel vorstellte, und als sie davor niederfielen, um diesen Bildern ihre Verehrung zu bezeigen, so waren sie in den Augen der Portugiesen vollkommene Christen; denn die Verehrung der Heiligen war damahls der wesentlichste Theil der christlichen Religion so wie er es bei vielen schlecht unterwiesenen Katholiken noch jetzt ist. Ob Jemand eine gute Erkenntniß von Gott und seinen Pflichten habe, und ob er sich bestrebe, sein ganzes Leben nach den Vorschriften Jesu Christi einzurichten, danach wurde damahls nicht gefragt, wenn man nur dem Marienbilde und andern Abbildungen sogenannter Heiligen eine abgöttische Ehrfurcht bezeigte. Das war eine traurige Unwissenheit und ein beweinenswürdiger Aberglaube! Gott sei Dank, daß in unsern Tagen ein großer Theil der Christen vernünftigere Begriffe hat, von welchen zu hoffen steht, daß sie sich immer mehr und mehr verbeiten werden.

Den Tag darauf stieß der König von Melinda in einem großen Boote vom Lande ab, und der Admiral, welcher benachrichtiget war, daß der Besuch ihm gelten solle, fuhr ihm in einem mit Flaggen gezierten Boote entgegen. Jener trug ein Kleid von karmosinfarbenem Damaste mit grüner Seide gefuttert, und sein Kopf war mit einer reichen Binde umwunden. Er saß auf einem prächtigen Stuhle, mit seidenen Kissen belegt, und ihm zur Seite stand ein alter Mann, der ein kostbares Schwert mit silberner Scheide trug. Neben ihm lag sein karmosinfarbener Hut auf einem seidenen Kissen. Sein Gefolge bestand aus ungefähr zwan-

zig reich gekleideten Mohren, welche Musik machten, und sich dazu unter andern einer langen Flöte aus Elfenbein bedienten, welche das Mundloch in der Mitte hatte.

Nach einigen gegenseitigen Höflichkeitsbezeigungen mußte der Admiral in des Königs Boot kommen, wo er wie ein Fürst geehrt wurde. Der König betrachtete ihn und seine Leute mit der größten Aufmerksamkeit, und erkundigte sich nach dem Lande, woher er komme, nach dem Namen seines Königs und nach der Absicht seiner Reise. Als der Admiral ihm diese Fragen durch Hülfe eines der Arabischen Sprache kundigen Mannes beantwortet hatte, versprach ihm der König einen Lootsmann nach Kalekut, und lud ihn ein, ans Land zu kommen, um sich in seinem Palaste bewirthen zu lassen. Das Erste wurde mit Dank angenommen, das Letzte aber verbeten; worauf diese Zusammenkunft sich damit endigte, daß de Gama dem Könige diejenigen Mohren schenkte, die er als Gefangene mitgebracht hatte; ein Geschenk, wovon der Muhamedische Fürst zur Ehre seines Herzens versicherte, daß es ihm mehr Vergnügen mache, als wenn der Admiral ihm eine Stadt, wie Melinda, geschenkt hätte.

Der König fuhr hierauf unter die Schiffe, die er mit Verwunderung betrachtete. Sein Vergnügen wurde noch größer, da man ihm zu Gefallen die Kanonen lösete, und er versicherte, daß die Portugiesen ihm ausnehmend wohl gefielen. Da er endlich ans Land zurückkehren wollte, mußte der Admiral ihm zwei von seinen Leuten mitgeben, wofür er ihm seinen eigenen Sohn und einen Kadi, d. i. eine Magistratsperson, zum Unterpfande zurückließ.

Den folgenden Tag begab der Admiral sich in ei-

nem bewaffneten Boote ans Gestade, um die Reiter des Königs zu sehn, welche kriegerische Uebungen anstellten; und nicht lange, so ließ auch der König sich auf einem Tragsessel herbeitragen, um sich abermahls mit ihm zu unterhalten, und noch einmahl zu bitten, sich mit ihm nach seiner Wohnung zu verfügen, weil sein Vater, ein alter, lahmer Mann, ein großes Verlangen trage, ihn kennen zu lernen. Er erbot sich sogar, selbst zusammt seinen Kindern so lange an Bord des Schiffes zu bleiben, bis der Admiral wieder zurückgekehrt sein würde. Allein dieser fand es der Klugheit gemäß, diese dringende Einladung abermahls auszuschlagen, und zwar unter dem Vorwande, daß er keine Erlaubniß dazu von seinem Könige habe.

Es vergingen hierauf zwei Tage, ohne daß der König wieder etwas von sich hören ließ, und de Gama fing schon an, zu besorgen, daß er ihn durch die abschlägige Antwort beleidigt haben möchte, als eine Person von Ansehn erschien, und ihm abermahls Freundschaftsversicherungen von Seiten des Königs brachte. Dieser theilte der Admiral seine Besorgniß mit, welche sich besonders darauf gründete, daß ihm der vorsprochene Lootse noch nicht zugeschickt war. Der Hofbediente kehrte darauf ans Land zurück, und kurze Zeit danach hatte man das Vergnügen, den Lootsen ankommen zu sehn. Das Betragen des Königs schien also in der That aufrichtig zu sein.

3.

Reise von Melinda nach Kalekut in Indien. Erster Besuch bei dem Könige von Kalekut,

Die Hoffnung, den großen Zweck dieser Reise zu erreichen, war jetzt nicht mehr zweifelhaft. Den ansehn-

lichsten und mißlichsten Theil des Weges nach Indien hatte man nun schon glücklich zurückgelegt, und diejenige Strecke, welche jetzt davon noch übrig war, lief durch Gewässer, welche von handelnden Mohren und Indiern schon häufig waren durchkreuzt worden. Es war daher erlaubt, zu hoffen, daß man auch diese letzte Fahrt glücklich endigen werde.

Den 22sten des Wandelmonats verließ die Flotte ihren Ankerplatz vor Melinda, mit dem Vorsatze, die Küste von Afrika, an der man sich bis hieher immer gehalten hatte, zu verlassen, und unter der Leitung des mitgenommenen Lootsmanns quer durchs Meer zu stechen. Zum Ziel der Reise hatte man, wie uns bereits bekannt ist, den Indischen Handelsplatz Kalekut bestimmt, welcher, wie meine jungen Leser wissen, oder auf der Karte mit leichter Mühe finden werden, auf der ersten ostindischen Halbinsel, und zwar auf der westlichen Küste derselben liegt.

Den 28sten erblickten sie zum erstenmahl wieder den Nordpol oder nördlichen Pol-Sern, welchen sie in langer Zeit nicht mehr gesehen hatten. Sie merkten daraus, daß sie abermahls den Gleicher oder den Aequator durchschnitten hatten, und sich nun wieder auf der nördlichen Halbkugel der Erde befanden.

Diese letzte Reise ging ungemein glücklich von Statten. Sie durchkreuzten den großen Meerbusen zwischen Afrika und der diesseitigen Halbinsel, dessen Durchschnitt auf siebenhundert Meilen geschätzt wird, in drei und zwanzig Tagen, und zwar ohne Sturm und Ungewitter. Den 17ten Mai entdeckte man Land, welches eine hohe Küste hatte, und ungefähr acht Meilen entfernt war. Der Lootse steuerte hierauf südostwärts, und schloß aus der Beschaffenheit der Witterung, daß sie nahe an der

Indischen Küste wären. Den 20sten entdeckte er die hohen Hügel, welche über Kalekut sind, lief freudig zum Admiral und foderte eine Belohnung, weil er ihn jetzt wirklich nach dem von ihm und seinen Leuten so sehr gewünschten Lande hingeführt habe. De Gama gewährte ihm seine Bitte mit großem Vergnügen; er ließ zugleich ein festliches Mahl für die ganze Schiffsgesellschaft anrichten, und die Schiffe legten sich unter allgemeinem Freudengeschrei in einer Entfernung von zwei Meilen unter Kalekut vor Anker.

So hatte man nunmehr glücklich ausgeführt, was seit vielen Jahren so eifrig gewünscht, so oft vergeblich versucht, und von so Vielen, als ein unvernünftiges Unternehmen, mit Bitterkeit war getadelt worden! Diese Begebenheit hatte die wichtigsten Folgen für ganz Europa. Portugal wuchs dadurch an Macht und Reichthum; es erlangte ansehnliche Besitzungen in Indien, und gewann daselbst das Uebergewicht über die Muhamedaner, welche besonders damahls in diesem Welttheile zu einer für alle andere Völker sehr gefährlichen Macht gelangt waren, und vielleicht von da aus ganz Europa überschwemmt und unterjocht haben würden, wenn die Portugiesen nicht die wichtigste Quelle ihrer Reichthümer abgeleitet, und ihre furchtbare Macht durch glückliche Kriege in Indien gebrochen hätten. —

Sobald man die Anker ausgeworfen hatte, fanden sich einige Indische Fischer bei den Schiffen ein. Sie waren braun von Farbe, und gingen nackt; nur daß sie um die Mitte des Leibes ein Stück Leinwand trugen. De Gama empfing sie freundlich, und ließ ihnen ihre Fische abkaufen. Er befahl hierauf einem der Verbrecher, die er an Bord hatte, mit diesen Leuten ans Land zu gehn, um Nachrichten von dem Platze einzuziehn, und

zu versuchen, was für eine Aufnahme man sich daselbst versprechen dürfe.

Dieser war kaum ans Land getreten, als eine große Menge Volks sich um ihn drängte, ihn begaffte, und hundert Fragen that, die er nicht verstand und also auch nicht beantworten konnte. Man führte ihn hierauf in ein Haus, welches zweien Mohren gehörte, deren einer Bontaybo hieß und Spanisch reden konnte. Dieser, welcher ehemahls zu Tunis gewesen und daselbst mit Europäern umgegangen war, erkannte ihn für einen Portugiesen, und redete ihn mit folgenden feinen Worten an: »der Teufel hole euch, wie seid ihr hieher gekommen?« Er war erstaunt, zu hören, daß man die ganze Reise zur See gemacht habe, und verlangte hierauf zu wissen, warum man denn eigentlich hierher gekommen sei? Der Portugiese antwortete: um Kristen und Spezereien zu suchen. »Aber, fragte Bontaybo weiter, warum senden denn die Könige von Frankreich und Spanien und der Doge von Venedig nicht in gleicher Absicht Flotten aus?« — Weil, versetzte der Andere, der König von Portugal ihnen das nicht erlauben würde. »Da thut er recht daran!« erwiederte der Mohr, und ging mit dem Portugiesen, um den Admiral auf dem Schiffe zu besuchen.

Bei seiner Annäherung rief er demselben laut auf Spanisch zu: »Gut Glück! gut Glück! viel Rubinen! viel Smaragden! Du hast Ursache, Gott zu danken, daß er dich hieher geführt hat, wo alle Arten von Spezereien und Edelgesteinen mit allen Reichthümern der Welt sind.« Der Admiral und seine Leute waren so bestürzt, in einer so weiten Entfernung von Hause Jemand vorzufinden, der ihre Sprache redete, daß ihnen die Thränen in die Augen traten. Ersterer umarmte

hierauf den Bontaybo, setzte sich mit ihm nieder und erkundigte sich, ob er ein Krist sei?

Meine jungen Leser werden sich vielleicht wundern, daß de Gama einem Manne, den er noch nie gesehen hatte, sogleich beim ersten Worte, welches er mit ihm wechselte, ein Glaubensbekenntniß abfoderte, eine Zumuthung, welche heutiges Tages, besonders wenn sie in Europa geschähe, allerdings befremdend sein würde. Allein in einem wildfremden Lande, und unter Menschen, deren Gesinnung, Religion und Sitten man noch nicht kennt, muß es ja wol erfreulich sein, einen Menschen anzutreffen, der in der milden Lehre Jesu unterwiesen ist, und von dem also zu erwarten steht, daß er, nach den Foderungen dieser Lehre, sanftmüthig, gerecht, milde und menschenfreundlich sein werde. Hiezu kam nun auch noch Dieses, daß man damahls durchgängig in der irrigen Meinung stand, daß der allgemeine Vater der Menschen nur diejenigen unter seinen Kindern, welche Kristen wären, lieben könne, alle andere hingegen nothwendig hassen und zu endlosen Qualen verurtheilen müsse. Auch glaubte man damahls, eben so irriger Weise, steif und fest, daß es unmöglich sei, ein recht guter Mensch zu sein, wenn man nicht ein Krist sei; so wie man auch von einem solchen Menschen weder Liebe und Gerechtigkeit erwartete, noch ihm von seiner Seite Liebe und Gerechtigkeit schuldig zu sein wähnte. Deßwegen war es damahls für Jedermann so sehr wichtig, zu wissen, ob Derjenige, von dem er Gefälligkeiten und Dienstleistungen hoffte, ein Krist sei, oder nicht, und deßwegen ließ auch de Gama dies seine erste Frage an den Bontaybo sein.

Bontaybo gestand freimüthig, daß er ein Muhamedaner sei. Er erzählte, daß er sich zu Tunis nachher zu

Kairo in Aegypten aufgehalten habe, und von da endlich über das rothe Meer nach Indien gekommen sei. Er schloß mit der Versicherung, daß er immer ein großer Freund der Kristen gewesen sei, und sich als einen solchen auch gegen die Portugiesen beweisen werde.

De Gama dankte ihm mit der Versicherung, daß er ihn für seine guten Dienste reichlich belohnen werde. Er erfuhr hierauf, daß der Beherrscher von Kalekut, den man Samorin nannte, sich jetzt zu Panane, einem fünf Meilen von Kalekut entfernten Orte, aufhalte, und Bontaybo rieth ihm, dahin zu schicken, und seine Ankunft melden zu lassen. Der Admiral folgte diesem Rathe, und sobald der Samorin erfahren hatte, daß ein Abgesandter von einem entfernten Könige angekommen sei, ließ er ihn bewillkommen, und sandte ihm einen Lootsen, der die Schiffe nach dem Hafen Padarane führen sollte, weil man bei Kalekut selbst keinen Hafen, sondern nur eine offene Rhede hat. Er ließ dabei sagen, daß er selbst nach Kalekut kommen wolle, um den Admiral daselbst zu empfangen.

Einige von der Schiffsgesellschaft, und unter diesen besonders des Admirals Bruder, waren der Meinung, daß er nicht selbst dahin gehen, sondern einen Andern an seiner Statt schicken müsse, weil man noch nicht wissen könne, was der Samorin vielleicht im Schilde führe, und weil von dem Leben des Admirals das Leben Aller und also der fernere glückliche Fortgang ihrer Reise abhange. Allein de Gama erklärte: es möge ihm bevorstehen, was da wolle, so müsse er doch selbst hingehn, weil er lieber sterben, als zurückkehren wolle, ohne zu Kalekut gewesen zu sein. Er verordnete indeß auf allen Fall, daß, wofern ihm ein Unglück zustoßen

sollte, die Schiffe alsobald zurücksegeln und die Nachricht von der glücklichen Entdeckung Indiens nach Hause bringen sollten.

Er ging hierauf wirklich ans Land, und zwar in einem mit Kanonen bepflanzten Boote, mit fliegenden Flaggen und unter Trompetenschalle. Am Ufer harrete seiner der Kutwal, d. i. der Minister des Samorin, mit 200 Nayren oder Edeln des Landes, nebst einer großen Menge Volkes. Ersterer empfing ihn beim Anlanden mit vieler Höflichkeit, und nöthigte ihn, sich auf einen für ihn dastehenden Tragsessel zu setzen. Er selbst ließ sich auf einem andern nieder; worauf sie von Menschen aufgehoben und sehr geschwind davon getragen wurden. Die Uebrigen folgten zu Fuße.

Man kam zu einer Pagode, das heißt zu einem Indischen Tempel, der einen großen Umfang hatte. Er war von gehauenen Steinen aufgebaut, und mit Ziegeln gedeckt. Ueber dem Eingange hingen sieben Glocken, und vor demselben stand eine Säule aus Metall, von der Höhe eines Mastbaums. Beim Eintritt wurden sie von Männern empfangen, welche vom Gürtel aufwärts nackt gingen, und unterwärts bis an die Knie mit baumwollenem Zeuge bedeckt waren. Unter den Achseln trugen sie etwas von ebendemselben Zeuge, welches durch einen Faden befestiget war, der ihnen über die linke Schulter und unter dem rechten Arme hinlief. Dies waren die Priester des Tempels. Sie standen beim Eingange, und besprengten die Ankommenden mit einem in Wasser getauchten Schwamm, und gaben hierauf Jedem etwas gepulvertes Holz, um es auf den Kopf und die Arme zu streuen.

Der Admiral und seine Begleiter wurden hiedurch zu glauben verleitet, daß dieses Gebäude eine kristliche

Kirche sei, weil das Besprengen mit sogenanntem Weihwasser, d. i. geheiligtem Wasser, und das Bestreuen mit Asche zu den gottesdienstlichen Gebräuchen der Römisch-katholischen Kirche gehört. Man trat nunmehr hinein, und erblickte an den Wänden des Tempels verschiedene gemahlte Bilder von scheuslichem Ansehen, welche vermuthlich Indische Götzen vorstellten. Einige hatten lange Zähne, die ihnen, wie die Hauer eines Ebers, aus dem Munde hervorragten; andere waren mit vier Armen, Alle aber mit furchtbaren Angesichtern vorgestellt. Bei Erblickung dieser widrigen Figuren fingen die Portugiesen an zu zweifeln, daß sie in einer kristlichen Kirche wären; allein da man ihnen hierauf ein anderes, oben in der Mauer des Tempels an einem dunkeln Orte befindliches Bild zeigte, und dabei das Wort Mari aussprach, so fielen sie davor auf die Knie, weil sie es für eine Abbildung der Jungfrau Maria hielten, die, wie meine jungen Leser wissen werden, in der Römisch-katholischen Kirche als eine Mutter Gottes geehrt, und von schlecht unterrichteten Katholiken oft mehr und brünstiger, als das unendliche Wesen selbst, angebetet wird. Ein Einziger unter ihnen hatte noch einige Zweifel dabei, und sagte, indem er niederkniete: wenn das der Teufel ist, so bete ich Gott an; welches den Admiral zum Lächeln bewegte. Die Indier fielen vor diesem Bilde dreimahl mit ausgestreckten Armen der Länge nach zu Boden, und verrichteten darauf ihr Gebet stehend.

Man näherte sich der Stadt. Die Menge des begleitenden Volks nahm erstaunlich zu, und das Gedränge wurde so stark, daß der Kutwal mit den Fremden in ein Haus treten mußte. Hier versammelten sich verschiedene Nayren oder Vornehme, die der König abge-

geschickt hatte, den Admiral zu empfangen, und ihn an den Hof zu führen. Der Zug dahin nahm jetzt seinen Anfang. Auf ein von des Kutwals Bruder gegebenes Zeichen wich die unzählbare Menge der Zuschauer ehrerbietig zurück, und 3000 Bewaffnete begleiteten den Zug. De Gama war über diese prächtige Aufnahme außerordentlich vergnügt, und sagte scherzend zu seinen Begleitern: in Portugal läßt man sich wol nicht träumen, was für Ehre wir hier genießen!

Endlich kam man bei des Königs Palaste an, der zwar größtentheils nur von Lehm gebaut, aber sehr weitläufig und von gutem Ansehn war. Angenehme Gärten, mit Springbrunnen geziert, umgaben ihn, und man mußte, bevor man zu der Wohnung selbst kam, durch fünf große Höfe mit Thoren gehn, wobei zehn Thorhüter genug zu thun hatten, das Volk mit Stöcken zurückzutreiben, um für den feierlichen Einzug der Portugiesen Platz zu machen.

An der Thür des Palastes wurde de Gama von dem Vornehmsten unter den Priestern des Landes, die man Braminen nennt, mit einer Umarmung empfangen und hineingeführt. Das Volk, welches bei dieser Gelegenheit seinen König, der nur selten sichtbar wird, zu Gesicht zu bekommen hoffte, drängte sich hier mit solchem Ungestüm, daß Verschiedene erdrückt wurden. Einigen Portugiesen würde es nicht besser gegangen sein, wenn nicht die Thürhüter unbarmherzig zugeschlagen hätten, um ihnen Platz zu verschaffen. In dem Innern des Palastes erblickte man, wie in einem Schauspielhause, rings umher Sitze, welche sich stufenweise erhoben; der Fußboden war mit grünem Sammet belegt, und die Wände mit seidenen Zeugen von allerlei Farbe bekleidet. Der König, ein schon ziemlich bejahrter und

etwas starker Mann, war, wie die übrigen Indier, braun von Farbe, aber majestätisch von Ansehn, und lag, rückwärts gelehnt, auf Polstern von weißer, mit Gold durchwirkter Seide. Ueber ihm war ein kostbarer Himmel, und seine Kleidung bestand in einem kurzen seidenen Kamisole, mit Zweigen und Rosen von geschlagenem Golde besetzt. Die Knöpfe waren große Perlen, und die Knopflöcher von Golddraht. Um die Mitte des Leibes trug er ein weißes seidenes Zeug, welches bis an die Knie reichte, auf dem Kopfe eine mit Perlen und Diamanten besetzte Mütze, und in den Ohren sowol, als auch um die Finger und Zehen eine Menge Juwelenringe. Seine Arme und Füße waren bloß, und mit goldenen Bändern geziert.

Neben dem Samorin sah man auf einem hohen goldenen Gestelle ein goldenes Becken, woraus ihm einer der Bedienten von Zeit zu Zeit Betel und Areka reichte, woran Se. Majestät, nach Indischem Gebrauche, zu kauen geruhete. Aber meine jungen Leser wissen vielleicht noch nicht, was Betel und Areka ist; ich muß also wol erst eine Beschreibung davon geben. Betel ist eine Indische Pflanze, die besonders wegen ihrer Blätter geschätzt wird, welche einen rothen Saft von bitterem Geschmacke enthalten. Der Gebrauch dieser Blätter ist durch ganz Indien eben so allgemein, oder vielmehr noch allgemeiner, als bei uns der Gebrauch des Tabaks. Man nimmt dieselben entweder allein, oder in einer Vermischung mit Areka-Nuß, einem andern Indischen Gewächse von der Größe einer Haselnuß, auch wol mit Kalk oder gebrannten Austerschalen und allerlei Gewürz, in den Mund, um unaufhörlich daran zu kauen. Der Speichel wird davon ganz roth gefärbt, und der Athem wohlriechend gemacht; allein die Zähne leiden

dabei so sehr, daß sie zuletzt kohlschwarz und mürbe werden, als wenn sie zu Kohlen gebrannt wären. Jedermann führt hier eine Schachtel mit Betel bei sich, gerade so, wie man bei uns den Schnupftabak in Dosen bei sich trägt, und es ist eine eingeführte Höflichkeit unter Personen beiderlei Geschlechts, sich bei Zusammenkünften dergleichen anzubieten, so wie man es für eine Beschimpfung hält, wenn man entweder nicht damit beehrt wird, oder wenn jemand sich weigert, davon anzunehmen. Anfangs soll man eine Art von Betäubung oder Trunkenheit danach empfinden, endlich aber sich eben so daran gewöhnen, wie man bei uns sich an die betäubenden Wirkungen des Tabaks gewöhnt, so daß man nichts mehr davon verspürt. — Ein zweites goldenes Gefäß stand neben dem Könige, um die Ueberbleibsel des ausgekauten Betels aufzunehmen, und ein drittes mit Wasser, um sich jedesmahl den Mund auszuspülen.

An allen Anwesenden bemerkte man, daß sie die linke Hand vor den Mund hielten, und dies geschah in der Absicht, zu verhüten, daß nicht etwa mit dem Athem des Königs der ihrige sich vermischen möchte. Ich kann mich hiebei nicht enthalten, zu wünschen, daß die feinen Europäer in der Sorge, Niemand durch einen übelriechenden Mund beschwerlich zu fallen, den Indiern nachahmen möchten. Was kann peinlicher sein, als eine Unterredung mit Leuten, welche einen stinkenden Athem haben, und was ist gleichwol in unsern gesitteten Gesellschaften gewöhnlicher als dieses?

De Gama beugte sich, indem er vor den Samorin trat, dreimahl mit in die Höhe gehobenen Händen, weil man ihm gesagt hatte, daß der Landesgebrauch es so erfodere. Seine Indische Majestät warf hiebei einen gnädigen Blick auf ihn, erwiederte aber seine Verbeu-

gungen so wenig, daß die Bewegung des Hauptes kaum zu merken war. Der Admiral mußte sich hierauf neben ihn niedersetzen.

Unterdeß waren auch die Uebrigen hineingetreten, und bezeigten auf die ebenerwähnte Weise ihre Ehrerbietung, und nachdem auch diese dem Samorin gegenüber sich hatten setzen müssen, so wurde Wasser gebracht, um, der Landesgewohnheit gemäß, die Hände darin abzukühlen. Nachher wurden Feigen und andere Früchte herumgereicht, und der Samorin vergnügte sich sehr, die Fremden speisen zu sehn. Als sie sich Wasser dazu ausbaten, wurde ihnen ein goldenes Trinkgefäß mit einer Schnauze gereicht, und weil man ihnen gesagt hatte, daß die Indier es für unanständig hielten, das Gefäß beim Trinken mit den Lippen zu berühren, so wollten sie sich nach dieser Gewohnheit richten, hielten es in einiger Entfernung vom Munde, und ließen das Wasser in denselben hineinlaufen. Allein, weil sie dieser Art zu trinken nicht gewohnt waren, so begossen sie sich entweder, oder es kam ihnen Wasser in die Luftröhre und machte sie weidlich husten, welches für die hohe Versammlung ein herrliches Schauspiel abgab.

De Gama bat sich hierauf ein geheimes Gehör aus, und der Samorin begab sich mit ihm und einem Dolmetscher in ein anderes Zimmer. Hier wurde ihm die Frage vorgelegt: aus was für einem Lande er komme, und was die Absicht seiner Reise sei? Die Antwort war: der König von Portugal, der mächtigste und reichste Monarch des Abendlandes, habe ihn in der Absicht hergesandt, um mit dem Könige von Kalekut, dem Haupte der Indischen Fürsten, ein Freundschafts- und Handlungsbündniß zu schließen. Er fügte hinzu, daß er Briefe von seinem Monarchen bei sich habe, die er den folgen-

den Tag übergeben wolle, und daß er hoffe, der Samorin werde an den König von Portugal, seinen Freund und Bruder, gleichfalls einen Gesandten schicken, um das Band einer gegenseitigen Freundschaft fest zu knüpfen.

Der Samorin erwiederte hierauf: er sei ihm willkommen, und weil der König von Portugal ein Verlangen bezeige, sein Freund und Bruder zu sein, so wolle er es gleichfalls sein, und einen Abgesandten nach Portugal schicken.

Der Admiral wurde hierauf von dem Kutwal und einem Geschäftsführer des Samorin nach der für ihn bestimmten Wohnung geführt.

4.

Unangenehme Vorfälle zu Kalekut. Rückreise nach Portugal.

Am folgenden Morgen ließ de Gama den Kutwal und den Geschäftsführer zu sich bitten, um sie die Geschenke in Augenschein nehmen zu lassen, die er für den Samorin bestimmt hatte. Diese bestanden in vier Stücken Scharlach, sechs Hüten, vier Korallenzinken, einem Stück Kupfer, einer Kiste Zucker, zwei Faß Oel, zwei Faß Honig und einigen andern Sachen von eben so geringem Werthe. Der Kutwal und der Geschäftsführer brachen bei Erblickung dieser Dinge in ein höhnisches Lachen aus, und sagten dem Admiral rund heraus, daß das kein Geschenk sei, welches sich für einen König schicke. Der ärmste Kaufmann, der in den Hafen dieses Landes einlaufe, pflege etwas Besseres zu geben. Wenn er dem Samorin ein Geschenk anbieten wolle so müsse es in Gold bestehn; ein anderes werde nicht angenommen werden.

De Gama war betroffen, und sagte etwas aufge-

bracht: er sei kein Kaufmann, sondern ein Abgesandter, und das Geschenk komme von ihm, nicht von seinem Könige. Dieser wisse nicht einmahl, daß ein Fürst, wie der Samorin, in der Welt sei, sonst würde er, wenn er ein Geschenk hätte machen wollen, unstreitig Gold, Silber und andere Kostbarkeiten geschickt haben. De Gama vergaß, indem er dieses sagte, seine gestrige Versicherung, daß sein Herr ihn ausdrücklich hergesandt habe, um mit dem Samorin ein Freundschaftsbündniß zu schließen; eine gewöhnliche Wirkung der Leidenschaft, welche gemeiniglich macht, daß man ohne Ueberlegung redet.

Man antwortete ihm: das könne wol sein; aber der Landesgebrauch bringe es nun einmahl so mit sich, daß jeder Fremde, der den König zu sprechen verlange, ihm ein seinem Range gemäßes Geschenk machen müsse; und da der Admiral hierauf erwiederte, daß er sein Geschenk, wenn man fortfahre es zu verschmähn, wieder an Bord schaffen wolle, so versicherte man ihm, daß er wohl daran thun werde. Er erklärte hierauf, noch aufgebrachter als zuvor, daß er selbst zum Samorin gehn, und den ganzen Vorgang anzeigen wolle. Der Kutwal und der Geschäftsführer waren hiemit zufrieden; doch baten sie ihn, so lange zu verziehn, bis sie zurückkommen würden, weil sie vorher ein gewisses Geschäft abzuthun hätten.

Und dieses Geschäft war denn wol kein anderes, als dieses, den Admiral beim Samorin in üblen Geruch zu bringen, wozu sie, wie de Gama nachher erfuhr, von den sogenannten Mohren waren bestochen worden. Diese hatten nämlich in Erwägung gezogen, daß die Ankunft der Portugiesen auf dieser Küste für ihren eigenen Handel mit der Zeit sehr nachtheilige Fol-

gen haben könnte, und sie hatten daher den Anschlag gefaßt, es theils durch Bestechungen, theils durch erweckten Verdacht dahin zu bringen, daß man den Admiral mit allen seinen Leuten aus dem Wege räume, um zu bewirken, daß Keiner von ihnen nach Portugal zurückkäme und von der gemachten Entdeckung Nachricht brächte.

In dieser Absicht wurde dem Samorin vorgestellt, daß de Gama kein Abgesandter, sondern ein Seeräuber sei, vor dem man auf seiner Hut sein müsse; und um diese Nachricht wahrscheinlich zu machen, erzählten sie ihm die Gewaltthätigkeiten, die er auf der Afrikanischen Küste verübt habe, wovon ihnen durch ihre Handlungsgenossen Nachricht zugekommen war. Als einen zweiten Beweis der Wahrheit dieser Verleumdung, führten sie das elende Geschenk an, welches er ihm habe machen wollen, und fragten: ob es wahrscheinlich sei, daß ein König dem andern solche Armseligkeiten verehren wolle?

Durch diese und ähnliche Vorspiegelungen erreichten sie ihren Zweck. Der Samorin wurde aufgebracht, und der Kutwal ließ den Admiral bis zum folgenden Mittag warten, bevor er wieder zu ihm ging. Dieser wollte seinen Unwillen darüber äußern; allein man achtete nicht darauf. Der Wunsch, zum Samorin geführt zu werden, wurde ihm indeß gewährt.

Allein der Samorin ließ ihn, nachdem er gemeldet worden war, drei volle Stunden warten, und fragte ihn, da er endlich vorgelassen wurde, mit ziemlich unfreundlicher Miene: warum er gestern nicht gekommen sei? Der Admiral wollte sich entschuldigen; allein der König fiel ihm ins Wort, und verlangte zu wissen: warum er, wenn er von einem so großen und mächtigen

Monarchen als ein Gesandter geschickt worden sei, kein Geschenk mitgebracht habe? Auf die Antwort, daß dergleichen künftig mitgebracht werden solle, erwiederte der Samorin, daß er denn für jetzt das Marienbild von Golde haben wolle, wovon man ihm gesagt habe, daß der Admiral es mit sich führe. Der Admiral, dem der Aberglaube seiner Zeit nicht gestattete, sich von diesem eingebildeten Heiligthume zu trennen, antwortete mit einiger Verlegenheit: das Bild, dessen er erwähne, sei nicht von Gold, sondern nur von Holz und übergoldet, er aber habe ihm seine Erhaltung auf der See zu danken, und deßwegen könne er es nicht weggeben. Er zog hierauf seine Beglaubigungsbriefe hervor, deren einer in Portugiesischer, der andere in Arabischer Sprache geschrieben war, und verlangte, weil er den übrigen Mohren nicht traute, daß sein Freund Bontaybo sie verdolmetschen solle. Es wurde darauf dem Samorin Folgendes vorgelesen: der König von Portugal habe erfahren, daß der König von Kalekut, der mächtigste unter den Indischen Fürsten, ein Krist sei; er wünsche deßwegen, ein Freundschafts- und Handlungs-Bündniß mit ihm zu schließen, um Portugiesische Waaren, oder auch Gold und Silber, gegen Indische Spezereien umzutauschen. Der Admiral, sein Abgesandter, werde weitläufigere Nachricht ertheilen.

Der Inhalt dieses Briefes machte Sr. Indischen Majestät Vergnügen, weil der mit den Portugiesen zu errichtende Handel ihm Vortheil versprach. Sein Gesicht klärte sich daher zusehends auf; er erkundigte sich, was das für Waaren seien, die man herzuführen denke? und da de Gama zu erkennen gab, daß er von allen

einige Proben mitgebracht habe, so ermunterte er ihn, sie ans Land zu bringen, um sie, so vortheilhaft, als er könne, zu verkaufen.

Den Mohren war dieses ein unerwarteter Strich durch ihre Rechnung. Sie setzten daher dem Kutwal durch Vorstellungen und Bestechungen zu, daß er den Admiral unter irgend einem Vorwande in Verhaft nehmen möge. Der Kutwal willigte in ihr Verlangen, und folgte dem Admirale, welcher schon auf dem Wege nach dem Hafen Padarane war, eiligst nach. Als er ihn erreicht hatte, machte er ihm Vorwürfe über die große Eilfertigkeit seiner Reise, welche das Ansehn einer Flucht habe, und da der Admiral bei seiner Ankunft zu Padarane alsobald ein Boot verlangte, um noch denselben Abend an Bord zu gehn, so widerrieth er ihm dieses, unter dem Vorwande, daß die Schiffe weit vom Lande lägen, und im Finstern leicht verfehlt werden könnten.

De Gama, welcher jetzt wol merkte, was man mit ihm vorhabe, bestand um so viel mehr darauf, daß man ihm ein Boot schaffen solle, und drohete, daß er sich gegen den Samorin beklagen werde, wofern man ihm das geringste Hinderniß in den Weg lege. Man that hierauf, als ob man ihm willfahren wolle, und schickte Leute nach einem Boote aus. Allein vergebens! Der Kutwal hatte schon vorher allen Schiffern andeuten lassen, daß sie mit ihren Böten oder Kähnen sich entfernen sollten. Die Ausgesandten kehrten also unverrichteter Sache zurück, und de Gama mußte sich entschließen, am Lande zu bleiben.

Am folgenden Morgen nahm der Kutwal die Larve vollends ab, und deutete dem Admiral mit gebieterischer Stimme an, daß er seine Schiffe näher ans Land kom-

men lassen solle, weil man ihm sonst nicht erlauben werde, an Bord zu gehn. Die Absicht dieser Foderung ging dahin, sich der übrigen Portugiesen und der Schiffe eben so, wie der Person des Admirals, zu bemächtigen.

De Gama, dem diese Absicht nicht verborgen bleiben konnte, äußerte über die Art, wie man ihn hier behandelte, seinen tiefen Unwillen, und wiederholte die Drohung, daß er zum Samorin gehn und sich beschwören werde. Man stellte dies, dem Scheine nach, in sein Belieben; allein da er sich aufmachen wollte, fand er die Thür seines Zimmers verschlossen. Vor dieselbe hatte man eine Wache mit bloßen Schwertern gestellt.

De Gama's und seiner Gefährten Lage war nunmehr in der That nicht sehr gemächlich; allein er war fest entschlossen, lieber Alles, sogar sein Leben aufs Spiel zu setzen, als dem Verlangen des Kutwals zu willfahren, weil seine eigne Erhaltung ihm nicht so wichtig, als die Erhaltung der Schiffe war. Er blieb also unbeweglich, und stellte den Drohungen des Kutwals eine unerschrockene Standhaftigkeit entgegen. Dieser ließ daher von seiner Foderung etwas nach, und verlangte nur, daß die Schiffsgeräthschaft — Segel, Tauwerk, Ruder u. s. w. — ans Land gebracht werden solle. Allein auch dieses wurde ihm standhaft abgeschlagen, weil es leicht zu begreifen war, daß die Schiffe selbst in seiner Gewalt sein würden, sobald man ihnen die zur Schifffahrt erfoderliche Geräthschaft übergeben hätte.

Auf so viel Entschlossenheit hatte der Kutwal denn wol nicht gerechnet. Er stimmte daher seine Foderung abermahls herab, und verlangte nunmehr bloß, daß der Admiral die Waaren, die er mit sich führe, ans Land schaffen solle, um Handel damit zu treiben. Er fügte hinzu, daß man ihn, sobald dieses g schehen sein werde, weiter

nicht abhalten wolle, zu seinen Schiffen zurückzukehren. De Gama willigte in dieses Begehren, weil er dadurch Gelegenheit erhielt, seinen Bruder von Dem, was vorgefallen war, zu benachrichtigen, und ihm seinen Willen kund zu thun. Dieser bestand darin: er solle einen Theil der Ladung ans Land schicken; fahre hierauf der Kutwal dennoch fort, ihn gefangen zu halten, so sei sein ernstlicher Wille, daß die Schiffe ohne ihn nach Portugal zurückkehren sollten, um die Nachricht von der glücklich bewerkstelligten Entdeckung zu überbringen, und den König zu bewegen, eine stärkere Flotte herzusenden, um diese wichtige Entdeckung nicht ungenützt zu lassen. Man sieht, daß der Mann sich selbst hiebei aus dem Auge verlor, weil die Ehre, welche ihm, und der Nutzen, welcher seinem Vaterlande aus der von ihm vollendeten Entdeckung eines neuen Weges nach Ostindien erwachsen konnte, ihm mehr als seine eigene Freiheit, und sogar mehr als sein Leben galten. Seht da, ihr jungen Leser, einen Zug, woran man einen wirklich großen Mann erkennen kann.

Paul de Gama, des Admirals Bruder, that unverzüglich, wie ihm befohlen war, und schickte einige Güter ans Land; schrieb aber auch zugleich seinem Bruder, daß er ohne ihn nicht zurückkehren, sondern vielmehr mit bewaffneter Hand erscheinen werde, um ihn frei zu machen. Allein es bedurfte einer solchen gewaltthätigen Befreiung nicht; denn sobald die Güter am Lande waren, erfüllte der Kutwal sein Versprechen, und de Gama ging an Bord. Die Mohren hatten nämlich ihren Plan geändert. Da es ihnen nicht sowol um die Person des Admirals, als vielmehr um die Aufhebung seiner Schiffe zu thun war, und da

sie nunmehr wol sahen, daß sie durch List diesen Zweck nicht erreichen würden, so hatten sie beschlossen, die Portugiesen sicher zu machen, und sie, wo möglich, so lange aufzuhalten, bis eine von Mekka erwartete Flotte zurückkäme, die alsdann mit einigen andern Fahrzeugen, die der Samorin heimlich ausrüsten ließ, sich vereinigen, und der Portugiesischen Schiffe sich bemächtigen sollte.

In dieser Absicht suchten sie den Verkauf der ans Land gebrachten Waaren, so viel möglich, aufzuhalten. De Gama ließ sie deßwegen nach Kalekut schaffen, weil er glaubte, daß es zu Padarane an Kaufleuten fehlte; allein auch hier ging der Verkauf derselben schlecht von Statten. Indeß rückte die zur Abfahrt bestimmte Zeit heran. Er schickte deßwegen zwei seiner Gefährten, den Diaz und Braga, zum Samorin, die ihm, mit der Nachricht von der bevorstehenden Abreise, ein Geschenk überbringen und ihn zugleich ersuchen mußten, einen Abgesandten an den König von Portugal mitzusenden. Allein diese Abgeordneten fanden eine schlechte Aufnahme. Der Samorin, den man unterdeß noch mehr überredet hatte, daß die Portugiesen Seeräuber seien, fragte sie mit finsterem Gesichte: was sie wollten? und da sie ihm hierauf das Geschenk, welches in Leibbinden, seidenen Zeugen und andern Sachen bestand, überreichen wollten, wandte er das Gesicht davon ab, und befahl, es einem seiner Leute zu übergeben. Er fügte eben so ungnädig hinzu: der Admiral könne reisen, sobald er wolle, nur müsse er vorher, dem Landesgesetze gemäß, eine gewisse Summe für den Gebrauch des Hafens entrichten. Hiemit wurden die Abgeordneten entlassen.

Sie kehrten hierauf nach den Schiffen zurück. Al-

lein ehe sie das Gestade erreichen konnten, bemächtigte man sich unvermuthet ihrer Personen, und brachte sie in sichere Verwahrung.

Der Admiral, welcher durch seinen Freund Bontaybo von diesem Vorgange benachrichtiget wurde, hielt seinen Unwillen zurück, in der Hoffnung, daß es ihm vielleicht gelingen werde, einige vornehme Indier in seine Gewalt zu bekommen, für deren Freigebung er seine eigenen Leute aus ihrer Gefangenschaft wieder losmachen könne. Das Glück begünstigte diesen Plan. Sechs vornehme Hofbediente, die aus der freundlichen Aufnahme, welche einige geringere Indier auf den Schiffen gefunden hatten, den Schluß machten, daß dem Admiral die Gefangennehmung seiner Abgeordneten noch nicht kund geworden sein müsse, wagten es, in Begleitung von funfzehn gemeinen Indiern, einen Besuch bei ihm abzulegen, und man empfing sie als Gäste, welche über die Maßen willkommen waren. Allein kaum waren sie an Bord, so nahm man sie in Verhaft; und der Admiral schrieb dem Samorin, daß er diese Indier nicht eher wieder auf freien Fuß setzen werde, bis man seine eigenen Leute ihm werde zurückgeschickt haben.

Drei Tage waren schon verflossen, ohne daß er eine Antwort erhalten hatte. Endlich erschien ein Boot mit der Nachricht, daß seine Leute in des Königs Palaste seien und den folgenden Tag wieder zu ihm zurückkehren würden. Allein de Gama erwiederte mit zornigem Gesichte, er verlange seine Abgeordneten alsobald zurück; widrigenfalls er denjenigen Indiern, die er in seiner Gewalt habe, die Köpfe werde abschlagen lassen.

Den Tag darauf erschienen sieben kleine Fahrzeuge,

in deren einem man mit vielem Vergnügen den Diaz und Braga erblickte. Allein die Indier, welche sie führten, getrauten sich nicht, bis an die Schiffe zu kommen. Es mußte ihnen ein Schiffsboot entgegengeschickt werden; diesem überlieferten sie die beiden Abgeordneten, und ruderten hierauf furchtsam zurück.

Diaz brachte ein im Namen des Samorin für den König von Portugal beschriebenes Palmblatt folgendes Inhalts mit: Vasko de Gama, ein Edelmann von deinem Hause, kam in mein Land; seine Ankunft erfreute mich. In meinem Lande ist Ueberfluß von Zimmt, Nelken, Pfeffer und Edelsteinen. Die Dinge, die ich aus deinem Lande verlange, sind Silber, Gold, Korallen und Scharlach.

Der Admiral gab hierauf die sechs Nayren, oder vornehmen Indier, frei; die übrigen Gefangenen behielt er zum Unterpfande für die noch am Lande befindlichen Waaren zurück. Mittlerweile kam auch Freund Bontaybo an Bord und bat, daß man ihn mit nach Portugal nehmen möge, weil er seinen Landsleuten, den Mohren, wegen der den Portugiesen bewiesenen Freundschaft so verhaßt geworden sei, daß sie ihm, wenn er da bliebe, vermuthlich das Leben nehmen würden, so wie sie schon jetzt ihn aller seiner Güter beraubt hätten. De Gama nahm ihn mit Freuden auf, und gab ihm die Versicherung, daß man ihm in Portugal den Verlust seiner Güter reichlich ersetzen, und ihn für die den Portugiesen bewiesene Ergebenheit anständig belohnen werde.

Nachdem man hierauf einige Tage vergebens erwartet hatte, daß die am Lande gelassenen Waaren

würden zurückgebracht werden, so gab der Admiral das Zeichen zur Abreise, und man lichtete die Anker.

Die Rückreise ging zwar langsam, aber doch ziemlich glücklich von Statten, und es ereigneten sich auf derselben eben keine Vorfälle und Begebenheiten, welche hier erzählt zu werden verdienten. Ich begnüge mich daher, nur noch hinzuzufügen, daß Vasko de Gama im Herbstmonate des 1499sten Jahrs, nach einer Abwesenheit von zwei Jahren und zwei Monaten, wieder bei eben dem Orte vor Anker ging, von wannen er abgefahren war, und daß er von 160 Leuten, die er mitgenommen hatte, nur einige funfzig zurückbrachte. Die übrigen waren durch Krankheiten aufgerieben worden. Unter diesen befand sich auch sein eigener Bruder, Paul de Gama, der kurz vor dem Ende der Reise, auf Terceira, einer der Azorischen Inseln, an der Auszehrung starb.

Die glückliche Zurückkunft des Admirals, und die Nachricht von der durch ihn vollendeten großen Entdeckung, verursachte bei Hofe und durchs ganze Land eine ausnehmende Freude. Der König schickte ihm verschiedene Leute von Stande entgegen, die ihn mit den ausgezeichnetesten Ehrenbezeigungen empfangen und ihn, unter einem unbeschreiblichen Gedränge der Zuschauer, nach Hofe führen mußten. Hier wurde ihm für die dem Königreiche geleisteten Dienste auf die ehrenvollste Weise gedankt, und man bewilligte ihm, außer dem Ehrentitel Don, ein Jahrgeld von 3000 Dukaten, welches damahls eine beträchtliche Summe war. Jeder seiner übriggebliebenen Gefährten wurde verhältnißmäßig belohnt. Der König selbst vermehrte wegen dieser wichtigen Entdeckung seine Titel, und nannte sich einen Herrn der Eroberung und Schiff-

fahrt von Aethiopien, Arabien, Persien und Indien.

Durch das ganze Königreich wurden öffentliche Dank- und Freudenfeste angeordnet, und die Geschichte schrieb den Namen Vasko de Gama neben den von Kolumbus in das Verzeichniß der merkwürdigsten Männer dieses Jahrhunderts.

IV.

Traurige Schicksale
der Frau
Godin Desodonais,
auf
einer Reise
von
Rio-Bamba, unweit Quito in Peru,
durch das
Amazonenland.

Ich widme diese kleine Erzählung vornehmlich euch, ihr jungen Leserinnen; weil Das, was die Heldinn dieser Geschichte that und litt, ein großes und ehrenreiches Beispiel gewährt, daß auch Personen eures zarteren Geschlechts einer Standhaftigkeit und eines Muthes fähig sind, welche unsere höchste Bewunderung verdienen. Möchte das Schicksal der Frau Godin euch recht nachdrücklich erinnern, daß auch Frauenzimmer in Lagen und in Umstände gerathen können, wo sie Entschlossenheit, Herz und körperliche Abhärtung nöthig haben; und möchte Jede unter euch sich dadurch bewegen lassen, nach der Erwerbung dieser Eigenschaften zu streben, deren Besitz eben so rühmlich, als zu einer glücklichen Vollendung der oft rauhen und dornigen Lebensbahn nicht selten unentbehrlich ist!

Denn auch ihr, meine jungen Freundinnen, werdet zuverlässig — weß Standes ihr auch sein möget — einst in Umstände gerathen, wo ihr körperliches Ungemach und, was noch viel niederdrückender ist, innerlichen Gram und Kummer über Ungerechtigkeiten und Kränkungen werdet zu ertragen haben. Auch ihr könnt daher nicht zu sehr dahin streben, euren Körper durch eine einfache, natürliche und arbeitsame Lebensart abzuhärten, euch an die Einwirkungen einer jeden Witterung zu gewöhnen, und vornehmlich euren Geist durch frühe Uebungen in geduldiger Ertragung einer jeden

Widerwärtigkeit mit Muth und Standhaftigkeit zu bewaffnen. Möchte ich so glücklich sein, den Vorsatz hiezu durch die nachfolgende Erzählung in euch zu erwecken; und möchte es Jeder unter euch gelingen, eine so rühmliche und nöthige Entschließung von dem Tage an, da ihr dies lesen werdet, ununterbrochen zur Wirklichkeit zu bringen! Dann würde ich die Stunde, in welcher ich dieses schrieb, und ihr diejenige, in welcher ihr es laset, als eine der glücklichsten unseres Lebens zu segnen Ursache haben. — Zur Sache!

Im Jahre 1735 wurden drei Französische Gelehrte — Condamine, Godin und Bouguer — nach Quito, einer Südamerikanischen Stadt in der Provinz Peru, gesandt, um in jener Weltgegend gewisse Ausmessungen vorzunehmen, wodurch die wahre Gestalt der Erde, die bis dahin zweifelhaft gewesen war, mit einiger Zuverlässigkeit bestimmt werden könne. Wie sie das anfangen sollten, und worauf es dabei ankam, das werden meine jungen Leser entweder schon wissen, oder es dann erfahren, wann man ihnen die mathemathische Erdbeschreibung lehren wird. Es hier auseinanderzusetzen, würde nicht zweckmäßig sein. — Eine zweite Gesellschaft von Gelehrten — Maupertuis, Clairaut, Camus, le Monnier und Outhier — wurde in gleicher Absicht nach dem Schwedischen Lapplande gesandt

Beide Parteien hatten während dieses Geschäfts mit unbeschreiblich großen Ungemächlichkeiten und Beschwerlichkeiten zu kämpfen. Jene mußten ihre Ausmessungen auf den hohen Peruanischen Gebirgen, den

sogenannten Cordilleras, anstellen, die mit ewigem Schnee und Eise bedeckt sind, wo sie also einer schneidenden Kälte und zugleich den heftigsten Winden ausgesetzt waren, welche oft die Gezelte, worunter sie die Nächte zubringen mußten, zusammt dem ganzen Vorrathe ihrer Meßwerkzeuge, dahinrissen und in den Abgrund schleuderten. Diese wanderten über Schnee und Eis, oft auch über Moräste und Sümpfe bis nach dem nördlichen Polzirkel hin, wo die Kälte so grimmig war, daß ihnen zuweilen das Glas an den Mund, der Maßstab an die Hand fror, und daß der Speichel, den sie auswarfen, oft in Eis verwandelt wurde, bevor er auf die Erde fiel. Solchen Mühseligkeiten setzten diese edlen Männer sich aus, um ihren Durst nach Kenntnissen zu befriedigen und die Masse der menschlichen Wissenschaften mit Entdeckungen zu bereichern, welche auf einem bequemern Wege nicht gemacht werden konnten.

Einer der obgenannten Herren, welche nach Peru gingen, Herr Godin nämlich, hatte seine Gattinn dahin mitgenommen. Die Arbeit der Ausbesserungen nahm mehre Jahre hin; und als man endlich im Jahre 1742 glücklich damit zu Stande gekommen war, so wurde Herr Godin durch häusliche Umstände gehindert, seine Gefährten auf ihrer Rückreise nach Frankreich zu begleiten. Sein Aufenthalt in Peru verlängerte sich nachher von einem Jahre zum andern, bis er endlich im Jahre 1749 allein abreisete, um von der Insel Cayenne aus, wohin er ging, allerlei Anstalten zu einer bequemern Reise für seine Gattinn zu treffen.

Von Cayenne schrieb er nach Paris an den Minister des Seewesens, und bat ihn um Empfehlungsbriefe an den Portugiesischen Hof, um von diesem Pässe und ein Fahrzeug zu erhalten, womit er den Amazo-

nenstrom hinaufschiffen, seine Frau aus Peru abholen, und den nämlichen Strom hinunter nach der Insel Cayenne führen könne. — Aber ehe ich weiter erzähle, muß ich meine jungen Leser recht sehr bitten, erst die Karte von Südamerika aufzuschlagen, um zu sehen, wie der Amazonenstrom, einer der größten in der Welt, das sogenannte Amazonenland durchströmt und sich endlich in das Atlantische Weltmeer ergießt. Sie werden sich dann ungefähr einen Begriff machen können, was es mit einer solchen Reise auf sich habe, wenn sie hinzudenken, daß die Länge dieses Stroms gegen 500 Deutsche Meilen *) beträgt, und daß das Land, welches er durchfließt, fast durchgängig eine noch nicht angebaute, und nur von äußerst rohen Indiern bewohnte Wildniß ist.

Zufälle, deren Erzählung gar zu langweilig sein würde, machten, daß nicht weniger als 15 Jahre verflossen, bevor der arme Herr Godin seinen Wunsch erfüllt sah. So lange blieb er also von seiner Frau getrennt; sie lebte in Peru, er in Cayenne.

Endlich hatte er die Freude, eine Galiotte **) ankommen zu sehn, die auf Befehl des Königs von Portugal ausgerüstet war und nach Cayenne kam, um ihn zu der längst gewünschten Reise abzuholen. Er schiffte sich augenblicklich ein; aber ehe man die Mündung des Amazonenstroms erreichte, wurde er von einer so schwe-

*) In vielen Erdbeschreibungen wird die Länge dieses Stroms auf 1000 Deutsche Meilen und darüber angegeben. Das ist ein Irrthum, welcher daher entstanden zu sein scheint, daß man Französische Meilen (Lieues) für Deutsche nahm.

**) Eine kleine Art von Galeeren, welche auf jeder Seite 16 bis 20 Ruderbänke haben und daher zu geschwinden Fahrten bequem sind.

ren und langwierigen Krankheit überfallen, daß er sich genöthigt sah, zu Oyapok, einem Fort zwischen Cayenne und dem Ausflusse des Amazonenstroms, zurückzubleiben und einem gewissen Tristan, den er für seinen Freund hielt, den Auftrag zu geben, statt seiner hinzureisen, um die Frau Godin abzuholen. Er gab diesem, außer dem benöthigten Gelde, auch noch verschiedene Sachen mit, um sie für ihn zu verkaufen. Die Abrede aber, die er mit ihm nahm, war folgende:

Die Galiotte hatte Befehl, ihn ungefähr die Hälfte des Amazonenstroms hinauf, bis nach Loreto, dem ersten Spanischen Pflanzorte, zu bringen. Von da sollte er nach Laguna, einem nur ein paar Meilen weiter hin gelegenen Pflanzorte der Spanier gehn, um Herrn Godins Briefe an seine Frau einem dortigen Geistlichen zu übergeben, der sie dann bis zu dem Aufenthalte derselben befördern würde. Er sollte hierauf der Ankunft der Frau Godin zu Laguna warten.

Die Galiotte segelte ab, und kam glücklich nach Loreto. Allein der treulose Tristan begnügte sich, statt selbst nach Laguna zu gehn, oder die Briefe dahin zu schicken, das Packet einem Spanischen Jesuiten, der nach einer ganz andern Gegend reisete, zu gelegentlicher Bestellung anzuvertrauen. Er selbst schwärmte unterdeß an Portugiesischen Pflanzörtern herum, um Handlung zu treiben.

Auf diese Weise geriethen Herrn Godins Briefe aus einer Hand in die andere, erreichten aber den Ort ihrer Bestimmung nie. Indeß verbreitete sich, ich weiß nicht wie, ein dunkles Gerücht von der Absicht des zu Loreto wartenden Portugiesischen Schiffes bis nach Peru, und kam endlich, wiewol ohne alle Zuverlässigkeit, bis zu den Ohren der Frau Godin. Sie erfuhr durch

ebendieses Gerücht, daß Briefe von ihrem Manne an sie unterweges seien, allein alle Bemühungen, dieser Briefe habhaft zu werden, blieben fruchtlos.

Endlich entschloß sie sich, einen treuen Neger in Gesellschaft einiger Indier den Amazonenstrom hinabzuschicken, um, wo möglich, sichere Nachrichten darüber einzuziehn. Dieser ehrliche Kerl drang durch alle Hindernisse und Schwierigkeiten, welche sich seiner Reise entgegensetzten, muthig hindurch, kam bis nach Loreto, sprach daselbst den Tristan, und kehrte mit der Nachricht zurück, daß es mit der Ausrüstung des Portugiesischen Schiffes seine vollkommene Richtigkeit habe.

Nunmehr entschloß sich Frau Godin, die höchstmühsame und gefährliche Reise dahin anzutreten. Sie wohnte damahls zu Rio-Bamba, ungefähr 20 Deutsche Meilen südlich von Quito, wo sie ein eigenes Haus, nebst Garten und Ländereien hatte. Diese, nebst allen andern Sachen, die sie nicht mitnehmen konnte, suchte sie, so gut es gehen wollte, zu verkaufen. Ihr Vater, Hr. von Grandmaison, nebst zweien Brüdern, welche bisher auch in Peru gelebt hatten, waren bereit, sie zu begleiten. Ersterer reisete vorauf, um Alles auf dem Wege seiner Tochter, bis zu einem Orte jenseit der hohen Cordilleras, wo sie zu Schiffe gehen sollte, anzuordnen.

Frau Godin erhielt um diese Zeit einen Besuch von einem gewissen Herrn R., der sich für einen Französischen Arzt ausgab, und sie ersuchte, daß sie ihn mitnehmen möchte. Er versprach dabei, für ihre Gesundheit zu sorgen und nach Vermögen dazu beizutragen, die Mühseligkeiten einer so langen und beschwerlichen Reise für sie zu erleichtern. Sie antwortete ihm, daß sie über das Fahrzeug, welches sie abholen solle, nicht zu befehlen habe, und daß sie daher nicht dafür

stehen könne, daß er einen Platz darauf für sich finden würde. Herr R. wandte sich hierauf an die Brüder der Frau Godin, und diese, welche es für sehr wichtig hielten, einen Arzt bei sich zu haben, bewogen ihre Schwester, daß sie endlich darein willigte, ihn in ihre Gesellschaft aufzunehmen.

So reisete sie also von Rio-Bamba, ihrem bisherigen Wohnorte, den ersten des Weinmonats 1769, in Begleitung der obgenannten Personen, ihres Schwarzen und dreier Indischer Mägde, ab — so viel Zeit war nämlich seit der Einfahrt der Galiotte in den Amazonenstrom bis dahin schon verflossen! Dreißig Indier, welche ihr Gepäcke trugen, vergrößerten den Zug. O, hätte die Unglückliche gewußt, welche Widerwärtigkeiten, Gefahren und Unglücksfälle auf sie warteten, sie würde davor zurückgebebt sein, und selbst an der Möglichkeit, dieselben zu überleben und das gewünschte Ziel ihrer Reise zu erreichen, verzweifelt haben.

Der Zug ging nun zuvörderst durch das Gebirge nach Canelos, einem Indischen Dorfe, wo man sich auf einem kleinen Flusse, der sich in den Amazonenstrom ergießt, einzuschiffen gedachte. Der Weg dahin ist so rauh und ungebahnt, daß er nicht einmahl für Maulthiere gangbar ist; er mußte also zu Fuß gemacht werden.

Herr von Grandmaison, der einen ganzen Monat früher abgereiset war, hatte sich zu Canelos nicht länger aufgehalten, als erfodert wurde, um für seine Tochter und ihre Reisegefährten die nöthigen Vorkehrungen zu treffen. Dann war er sogleich zu Schiffe gegangen, um weiter vorauszureisen und an allen andern Orten, wo sie vorbeikommen sollten, das Nöthige anzuordnen. Allein kaum hatte er Canelos verlassen, als die Blattern — eine Krankheit, welche den Amerikanern

noch schrecklicher, als die Pest in Europa, ist — daselbst ausbrachen, einen Theil der Einwohner in einigen Wochen dahinrafften, und dadurch die Uebrigen dergestalt erschreckten, daß sie den Ort verließen und sich weit davón in die Wälder zerstreuten. Als daher Frau Godin mit ihrem Gefolge allda ankam, fand sie zu ihrem Schrecken nur noch zwei Indier daselbst, welche die Wuth der Seuche verschont hatte, übrigens aber nicht die mindeste Anstalt, weder zu ihrer Aufnahme, noch zur Fortsetzung ihrer Reise. Das war die erste beträchtliche Widerwärtigkeit, welche sie erfuhr, und welche sie auf die größern Leiden, denen sie nun entgegenging, vorbereiten sollte.

Eine zweite folgte jener auf dem Fuße nach. Die dreißig Indier nämlich, welche bis dahin das Gepäck getragen und ihre Bezahlung vor der Abreise schon empfangen hatten, machten sich plötzlich aus dem Staube; es sei nun, daß sie vor der Blatterseuche erschraken, oder daß sie besorgten, man werde sie, welche nie, als nur von weiten, einen Kahn gesehen hatten, zwingen, mit zu Wasser zu gehn. Da stand also nun die verlassene und getäuschte Gesellschaft niedergeschlagen da, und wußte nicht, wie sie sich rathen und helfen sollte. Das Sicherste wäre wol gewesen, das ganze Gepäck in Stich zu lassen, und wieder umzukehren, wo sie hergekommen war. Allein die Sehnsucht der Frau Godin nach ihrem lieben Gatten, von dem sie nun schon zwanzig Jahre getrennt lebte, gab ihr Muth, allen Hindernissen, die ihr im Wege lagen, und beinahe der Unmöglichkeit selbst, Trotz zu bieten.

Sie suchte daher die beiden oberwähnten Indier zu bewegen, ihr einen Nachen zu verfertigen, und durch Hülfe desselben sie und ihre Gesellschaft bis nach An-

doas zu schaffen, einem Orte, welcher zwölf Tagereisen von da entfernt war. Diese ließen sich bereitwillig dazu finden; sie empfingen ihre Bezahlung zum voraus; der Nachen wurde fertig, und Alle reiseten, von den beiden Indiern geführt, darin ab.

Nachdem man zwei Tagereisen glücklich zurückgelegt hatte, wurde angelegt, um die Nacht am Lande zuzubringen. Hier machten die treulosen Indier sich den Schlaf der ermüdeten Gesellschaft zu Nutze, und als diese am andern Morgen erwachte, waren Jene verschwunden. Ein neuer, unvorhergesehener Unglücksfall, wodurch ihre Lage um einen guten Theil bedenklicher wurde!

Ohne Kenntniß des Stroms und der Gegend, und ohne Führer, setzten sie sich nun wieder in das Fahrzeug und fuhren weiter. Der erste Tag verfloß ohne widrige Vorfälle. Am zweiten trafen sie einen Nachen an, welcher neben einem Karbet*) am Ufer lag. Sie fanden daselbst auch einen Indier, der eben genesen war, und bewogen ihn durch Geschenke, daß er sich mit ihnen einschiffte, um das Ruder zu führen. Aber das Schicksal beneidete ihnen diesen Fund; denn als am folgenden Tage der Hut des Hrn. R. ins Wasser fiel, und der Indier denselben wieder ergreifen wollte, stürzte er selbst hinein und — ertrank, weil er nicht Kräfte genug hatte, ans Ufer zu schwimmen.

Nun war das Schiff wieder ohne Steuermann, und wurde von Leuten regiert, deren Keiner sich im mindesten darauf verstand. Es währte nicht lange, so wurde

*) So nennt man in den Französischen Kolonien eine Hütte von Laub, welche den Wilden zur Wohnung und den Reisenden zum Einkehren dient.

es leck; die unglückliche Gesellschaft sah sich daher genöthiget, ans Land zu gehn und sich eine Hütte daselbst zu bauen.

Sie waren jetzt von Andoas, ihrem nächsten Bestimmungsorte, noch fünf bis sechs Tagereisen entfernt. Hr. R. erbot sich, nebst einem andern Franzosen, den er bei sich hatte, dahin zu gehn, und dafür zu sorgen, daß binnen 14 Tagen von dorther ein Kahn kommen solle, um sie dahin abzuholen. Sein Vorschlag wurde genehmiget. Frau Godin gab ihm ihren treuen Schwarzen mit; er selbst aber sorgte dafür, daß von seinen sämmtlichen Habseligkeiten nichts zurückgelassen würde.

Vierzehn Tage waren jetzt verflossen, aber vergebens sah man sich die Augen müde, um das Fahrzeug kommen zu sehn, welches Hr. R. zu schicken versprochen hatte. Sie warteten noch zwölf andere Tage; aber umsonst! Ihre Lage wurde immer grauenvoller.

Endlich, da sie alle Hoffnung von dieser Seite verloren hatten, hieben sie Bäume um, befestigten dieselben aneinander, so gut sie konnten, und verfertigten auf diese Weise eine Flöße. Nachdem sie damit zu Stande gekommen waren, luden sie ihre Sachen darauf, setzten sich daneben, und überließen sich dem Strome. Allein auch dieses zerbrechliche Fahrzeug wollte einen der Schifffahrt kundigen Führer haben, und dieser fehlte ihnen. Es währte daher nicht lange, so stieß es gegen einen versenkten Ast, und schlug um; Menschen und Sachen versanken im Strome. So groß indeß die Gefahr auch war, so kam doch Keiner darin um. Frau Godin ging zwar zweimahl zu Grunde, allein sie wurde beide Mahle von ihren Brüdern glücklich gerettet.

Durch und durch naß, abgemattet und halbtodt von Schrecken kamen sie endlich Alle ans Ufer. Aber

nun stelle man sich ihre traurige, fast verzweiflungsvolle Lage vor! Alles war verloren, ein neues Flößholz zu machen, unmöglich, sogar ihr Vorrath von Lebensmitteln dahin! — Und wo befanden sie sich unter diesen Umständen? In einer gräulichen Wildniß, welche so dicht verwachsen ist, daß man nicht anders, als mit Axt und Sichel in der Hand sich einen Weg dadurch bahnen kann; welche von der grimmigsten Art von Tigern und von einer der gefährlichsten Arten von Schlangen, den sogenannten Klapperschlangen, allein bevölkert ist! Und dabei ohne irgend ein Werkzeug, ohne Waffen! Wen schaudert nicht bei dieser Vorstellung?

Die Unglücklichen hatten jetzt nur unter zwei gleich verzweiflungsvollen Entschließungen die Wahl; sie mußten entweder da, wo sie waren, das Ende ihres mühseligen Lebens, den Tod, erwarten, oder den fast unmöglichen Versuch wagen, sich, längs dem Ufer hin, durch das undurchdringliche Dunkel zu arbeiten, um so endlich nach Andoas zu kommen. Sie entschlossen sich zu dem Letzten, suchten aber vorher erst ihre verlassene Hütte wieder zu erreichen, um einige, daselbst zurückgelassene Lebensmittel mitzunehmen. Nachdem sie dies bewerkstelliget hatten, traten sie die eben so beschwerliche als gefahrvolle Reise an.

Sie merkten, da sie dem Ufer des Flusses nachgingen, daß die Krümmungen desselben ihren Weg gar sehr verlängerten. Um dieses zu vermeiden, suchten sie, ohne sich an den Lauf des Flusses zu kehren, sich in gerader Richtung durchzuarbeiten. Darüber verloren sie sich in dem dichtverwachsenen Gehölze, und jede Bemühung, sich wieder zurechtzufinden, blieb vergeblich. Ihre Kleider waren bald zerfetzt, und fielen in Lappen vom Leibe, ihre Körper wurden von Dornen und Disteln jämmerlich

zeritzt und zerstochen, und da der kleine Vorrath von Lebensmitteln bald verzehrt war, so blieb ihnen nichts mehr übrig, als ihr jammervolles Leben mit wilden Früchten, Samenkörnern und Palmenkohl hinzuhalten.

Endlich erlagen sie unter der endlosen Mühseligkeit. Ermüdet von den Beschwerden einer solchen Wanderschaft, zerfetzt und blutrünstig an allen Theilen ihres Körpers, und erschreckt von Hunger, Schrecken und Bangigkeit, verloren sie den kleinen Ueberrest ihrer Kräfte, und konnten nicht weiter. Sie setzten sich nieder, und es war ihnen unmöglich, wieder aufzustehn. In drei bis vier Tagen starb Einer nach dem Andern auf der nämlichen Stelle hin. Frau Godin lag zweimahl 24 Stunden lang neben ihren schon erstarrten Brüdern und den übrigen Leichen sterbend da; sie fühlte sich betäubt, verwirrt und ohnmächtig, aber auch zugleich von einem brennenden Durste gequält. Endlich gab die Vorsehung, welche sie erhalten wollte, ihr den Muth und die Kraft, sich wieder aufzuraffen, und die Errettung, die ihrer wartete, zu suchen, ungeachtet sie nicht wußte, wo sie dieselbe finden würde.

Rund um sie her lagen die Leichen ihrer Brüder und ihrer übrigen Gefährten, ein Anblick, der zu jeder andern Zeit ihr das Herz gebrochen haben würde! Sie selbst war beinahe nackt; zwei Mäntelchen und ein von Dornen zerrissenes Hemde machten ihre ganze noch übrige Bedeckung aus. Sie schnitt daher ihren todten Brüdern die Schuhe ab, band die Sohlen davon unter ihre eigenen Füße, und stürzte sich hierauf wieder in das Dickicht, um Wasser und Lebensmittel zur Stillung ihres brennenden Durstes und Hungers zu suchen. Der Schrecken, sich nun so ganz allein in einer so fürchterlichen Einöde und von aller Welt verlassen zu sehen, und die

Furcht vor einem ihr beständig vor Augen schwebenden gräulichen Tode, machten einen solchen Eindruck auf sie, daß ihr Haar davon ganz weiß wurde.

Erst am zweiten Tage, nachdem sie wieder angefangen hatte umherzuirren, fand sie Wasser, und einige Zeit danach auch einige wilde Früchte und Eier von Vögeln. Aber ihr Schlund war durch das lange Fasten schon so verengt, daß sie die letzten kaum mehr hinunterschlucken konnte. Dies war indeß hinreichend, um ihr Gerippe zu erhalten.

Acht lange Tage irrte sie auf diese Weise hoffnungslos umher, und suchte ihr klägliches Dasein zu erhalten. Läse man etwas Aehnliches in einer Geschichtsdichtung, so würde Jedermann den Verfasser der Uebertreibung und der Unwahrscheinlichkeit beschuldigen. Hier redet die Geschichte, und so unglaublich auch ihre Aussage klingen mag, so ist sie doch der reinsten Wahrheit und allen den Umständen angemessen, welche man nachher aus dem Munde der Frau Godin selbst erfahren hat.

Am achten Tage ihres hoffnungslosen Umherirrens erreichte die Unglückliche das Ufer des Bobonosa, eines Flusses, der sich in den Amazonenstrom ergießt. Beim Anbruch des Tages hörte sie in einer mäßigen Entfernung ein Geräusch, und wurde dadurch erschreckt. Sie wollte fliehen; aber gleich darauf bedachte sie, daß ihr etwas Schlimmeres, als ihr gegenwärtiger Zustand war, doch nun einmahl nicht begegnen könne. Sie faßte also Muth, und ging nach der Gegend hin, von wannen sie das Geräusch vernommen hatte. Und hier fand sie zwei Indier, welche eben beschäftiget waren, ihren Nachen ins Wasser zu schieben.

Frau Godin näherte sich ihnen, und wurde freundlich von ihnen empfangen. Sie äußerte ihnen hierauf

den Wunsch, nach Andoas gebracht zu werden, und die ehrlichen Wilden ließen sich bereitwillig finden, sie in ihrem Nachen dahin zu führen. Es geschah, und nun erfuhr sie an diesem Orte, daß die schändlichste und niederträchtigste Schurkerei des Hrn. R. die einzige Ursache ihres bis dahin überstandenen Elendes gewesen sei. Dieser schlechte Kerl hatte nämlich sein Versprechen, ihr einen Kahn zu schicken, aus fühlloser Unmenschlichkeit in den Wind geschlagen, und war von da mit seinen Sachen und seinem Französischen Begleiter sofort nach Omaguas, einem Spanischen Missionsorte *), abgereiset, ohne sich um die Erfüllung seines gegebenen Worts und um die Rettung der Zurückgelassenen im mindesten zu bekümmern. Der treue Schwarze war indeß gewissenhafter gewesen, als er, ungeachtet jener als ein Heide, dieser als ein Krist, jener als ein wilder Afrikaner, dieser als ein gesitteter und feiner Franzose aufgewachsen und erzogen war. Welch ein Abstich! —

Indeß nämlich der feine und gesittete Krist gewissenlos davonging und seine Wohlthäterinn und ihre Begleiter im tiefsten Elende hinschmachten ließ, ruhete der schmutzige und schwarze Heide nicht eher, bis er ein paar Indier bewogen hatte, den Fluß mit ihm hinaufzufahren, um seine zurückgelassene Gebieterinn mit ihren Begleitern abzuholen. Allein unglücklicher Weise konnte er die Hütte, wo er sie zurückgelassen hatte, nicht eher erreichen, als bis Jene schon, wie wir oben gehört haben, die unglückliche Entschließung, die Hütte zu verlassen und einen Weg durch die Wildniß zu suchen, in

*) Ein Ort, wo ein oder mehre Gristliche sich aufhalten, um die kristliche Religion unter den Eingebornen zu verbreiten.

Erfüllung gebracht hatten. Er hatte also den Kummer, sie bei seiner Ankunft nicht mehr vorzufinden.

Allein auch damit glaubte die ehrliche Seele noch nicht Alles gethan zu haben. Er ging vielmehr mit seinen Indischen Begleitern ihrer Spur so lange nach, bis er endlich an den Ort kam, wo die Leichen der Umgekommenen lagen, die schon so verweset waren, daß er sie nicht mehr von einander unterscheiden konnte. Dieser erbärmliche Anblick überzeugte ihn, daß Keiner von der Gesellschaft dem Tode entronnen sei. Er ging daher nach der Hütte zurück, um einige daselbst zurückgelassene Sachen der Frau Godin abzuholen, und fuhr hierauf nicht bloß wieder nach Andoas, sondern auch — ein neuer rührender Beweis seiner Ehrlichkeit — von da nach Omaguas, um die mitgenommenen Sachen, welche zum Theil in Kostbarkeiten bestanden, in die Hände des schändlichen Hrn. R. zu liefern, und sie durch diesen dem vorausgereiseten Vater seiner beweinten Gebieterinn zustellen zu lassen.

Und wie benahm der edle Hr. R. sich nunmehr, da er von dem kläglichen Tode Derer, die er so gewissenlos dem Verberben Preis gegeben hatte, durch den Schwarzen benachrichtiget wurde? Ging er in sich? Erschrak er über die Größe und Schändlichkeit seines Bubenstücks? O nein! Als ein abgehärteter Bube häufte er Niederträchtigkeit auf Schandthat, nahm die Sachen in Empfang, und schickte, um sich den Besitz derselben zu sichern, den ehrlichen Schwarzen nach Quito zurück. Joachim — so hieß dieser liebe, rechtschaffene und edle schwarze Mann! — hatte unglücklicher Weise sich bereits auf den Weg dahin gemacht, als Frau Godin zu Andoas ankam. Er war also auf immer für sie verloren, und ihr Schmerz über den Verlust eines

so geprüften Freundes bewies, daß die Größe ihres überstandenen Elendes sie noch nicht ganz unempfindlich gegen neue Widerwärtigkeiten gemacht hatte.

Zu Andoas traf sie einen kristlichen Priester, einen Spanischen Glaubensverbreiter oder Missionär an, und das Benehmen dieses unkristlichen Kristen stach gegen das Betragen der hülfreichen beiden Indier gerade eben so, wie der schurkische N. gegen den edlen Joachim ab. Da nämlich Frau Godin in Verlegenheit war, wie sie den guten Indiern, die ihr das Leben gerettet hatten, ihre Dankbarkeit bezeigen sollte, erinnerte sie sich, daß sie, nach der Landesgewohnheit, ein paar goldene Ketten, ungefähr vier Unzen schwer, am Halse trage. Diese machten jetzt ihren ganzen Reichthum aus; aber sie bedachte sich keinen Augenblick, sondern nahm dieselben ab, und schenkte jedem ihrer Wohlthäter eine davon. Diese glaubten vor Freude darüber den Himmel offen zu sehn; aber der habsüchtige und ungerechte Priester riß ihnen dieselben im Angesichte der Geberinn wieder aus den Händen, und speisete sie dafür mit einigen Ellen eines schlechten baumwollenen Zeuges ab, welches man in dortiger Gegend Tukuyo nennt. Und das war einer von Denen, welche ausgesandt werden, um das Kristenthum unter den Heiden zu verkündigen; also ein Mann, welcher die nämlichen Indier, die er so ungerecht behandelte, lehren wollte: du sollst nicht begehren, was deines Nächsten ist!

Solche Beispiele verdienen, so sehr sie auch uns, die wir Kristen heißen, zur Schande gereichen, angemerkt zu werden, wäre es auch nur dazu, um aus ihnen zu lernen, daß nicht das Glaubensbekenntniß, sondern die Gesinnungen und der Wandel eines Menschen seinen sittlichen Werth bestimmen, und daß

man ein sehr verworfener Bube, und doch zugleich, dem äußern Bekenntnisse nach, ein sogenannter rechtgläubiger Krist sein kann: also auch dazu, um auf dieses äußere Bekenntniß der Menschen nie zu rechnen; nie um des angeblichen größeren oder geringeren Glaubens willen Jemand zu lieben oder zu hassen, sondern uns einzig und allein an die durch Handlungen geäußerten Gesinnungen eines Jeden zu halten, und danach zu bestimmen, in welchem Grade er von uns geschätzt und geliebt zu werden verdiene. Oder können meine jungen Leser sich wol überreden, daß der kristliche Hr. R., der ein Schurke war, und der das Kristenthum verbreitende Priester, welcher seine Hände nach fremdem Eigenthume ausstreckte, in den Augen des gerechten und heiligen Gottes bessere und wohlgefälligere Menschen waren, als der schwarze Joachim und die unglänbigen beiden Indier, welche Gerechtigkeit, Treue und Menschenliebe übten? — Aber wieder zu unserer Geschichte!

Frau Godin fühlte über diese vor ihren Augen begangene Unmenschlichkeit einen so tiefen Unwillen, daß sie, so sehr sie auch einer Erholung nach so vielen Leiden bedurfte, den Augenblick einen Nachen verlangte, um der Gesellschaft dieses ungerechten Priesters zu entfliehn, und nach Laguno, einem schon oben genannten Spanischen Missionsorte, zu reisen. Eine menschenfreundliche Indierinn machte ihr vor ihrer Abreise ein Kamisol von baumwollenem Zeuge, ungeachtet Frau Godin ihr jetzt keine Vergeltung dafür geben konnte. Aber dieses Kamisol war ihr auch nachher ein Heiligthum, welches sie für keinen Preis veräußert haben würde; sie hob es, nebst den Schuhsohlen ihrer Brüder, von welchen sie Pantoffeln gemacht hatte, sorgfältig auf, und konnte

Beides nachher nie ansehen, ohne eine wehmüthige Rührung dabei zu empfinden.

Zu Laguna hatte sie das Glück, einen Missionär von bessern Gesinnungen anzutreffen. Dieser nahm sie mitleidsvoll und menschenfreundlich auf, und bemühete sich, so sehr er konnte, ihre, durch so viele Leiden erschütterte Gesundheit wieder herzustellen. Er schrieb auch ihretwegen an den Statthalter von Omaguas, um diesen zu bitten, ihr zur Fortsetzung ihrer Reise behülflich zu sein. Hiedurch erfuhr denn auch der saubere Hr. R., daß sie noch am Leben sei; und da sie ihm nunmehr wieder wichtig wurde, weil er durch sie einen Platz auf dem Portugiesischen Schiffe zu erhalten hoffte, so verabsäumte er nicht, sie zu Laguna zu besuchen. Er stellte ihr dabei einige von den Sachen wieder zu, welche Joachim ihm überliefert hatte; aber auf die Frage: wo denn die übrigen wären? wußte er keine andere Antwort zu geben, als die: sie seien verfault! Der Elende vergaß, indem er dieses sagte, daß goldene Armbänder, Dosen, Ohrgehänge von Smaragden und andere Kleinodien, worin diese Sachen bestanden, nicht verfaulen können.

Frau Godin konnte sich nicht enthalten, ihm den wohlverdienten Vorwurf zu machen, daß er die einzige Ursache ihres ausgestandenen Elendes, und Schuld an dem kläglichen Tode ihrer Brüder und ihrer übrigen Begleiter sei. Sie verlangte hierauf zu wissen, warum er ihren treuen Bedienten, den ehrlichen Joachim, fortgeschickt habe? und seine nichtswürdige Ausrede war: er habe besorgt, daß er ihn umbringen möchte! Auf die Frage: wie er einen so schnöden Verdacht gegen einen Menschen habe fassen können, dessen bewährte Rechtschaffenheit und treue Gesinnung ihm be-

kannt gewesen seien? wußte er nichts zu antworten. —

Der gute Missionär stellte der Frau Godin, nachdem sie sich etwas wieder erholt hatte, die fürchterliche Länge, die Beschwerlichkeiten und Gefahren ihrer ferneren Reise vor, und suchte sie zu bewegen, ihren Entschluß zu ändern, und lieber nach Rio-Bamba, ihrem ehemahligen Aufenthalte, zurückzukehren, als sich einer Reihe von neuen Widerwärtigkeiten und Gefahren auszusetzen. Er versprach auf diesen Fall, sie mit der größten Sicherheit dahin bringen zu lassen. Allein die heldenmüthige Frau verwarf diesen Antrag mit unbeweglicher Festigkeit: Gott, sagte sie, der sie bis hieher so wunderbar erhalten habe, werde sie auch ferner in seinen Schutz nehmen; sie habe keinen anderen Wunsch mehr, als den, mit ihrem Manne wieder vereiniget zu werden; und sie kenne keine so fürchterliche Gefahr, wodurch sie bewogen werden könnte, diesen einzigen Wunsch ihres Herzens aufzugeben.

Der Missionär ließ hierauf ein Fahrzeug ausrüsten, welches sie bis an das Portugiesische Schiff bringen sollte. Der Statthalter von Omaguas schickte ihr einen Kahn mit Erfrischungen entgegen; und als der Befehlshaber der schon so lange auf sie wartenden Portugiesischen Galiotte von ihrer Annäherung benachrichtiget wurde, sandte er alsobald ein kleines Schiff mit Lebensmitteln und zwei Soldaten an Bord den Strom hinauf, und begab sich selbst mit der Galiotte nach Loreto, wo er so lange liegen blieb, bis sie daselbst endlich ankam.

Sie litt damahls noch sehr an den Folgen der Verletzungen, die sie während ihres Umherirrens in der Wildniß erhalten hatte. Besonders war der Daumen ihrer einen Hand, worin eine Dornspitze steckte, die

man nicht hatte herausbringen können, in sehr schlimmen Zustande. Der Knochen selbst war bereits angefressen, und sie mußte sich entschließen, einige Splittern desselben herausnehmen zu lassen. Uebrigens genoß sie jetzt, durch die Aufmerksamkeit des Portugiesischen Befehlshabers, aller möglichen Bequemlichkeit, und sie erreichte die Mündung des Amazonenstroms ohne alle weitere Unglücksfälle.

Hr. Godin, der sich noch immer zu Oyapock, demjenigen Orte, wo er Krankheits halber hatte liegen bleiben müssen, aufhielt, war von der Ankunft seiner Gattinn kaum benachrichtiget, als er zu Schiffe ging, und längs der Küste so lange hinkreuzte, bis er die Galiotte endlich erreichte. Die Freude des Wiedersehens, nach einer zwanzigjährigen Trennung und nach so vielen überstandenen Widerwärtigkeiten, war, wie man leicht denken kann, von beiden Seiten unbeschreiblich groß. Ihre Wiedervereinigung glich einer Auferstehung von den Todten, weil Beide auf das Glück, sich in diesem Leben jemahls wiederzusehn, schon mehr als einmahl Verzicht gethan hatten.

Der glückliche Gatte führte hierauf sein liebes Weib nach Oyapock und von da nach Cayenne, von wo sie, in Gesellschaft des alten Herrn von Grandmaison, ihre Rückreise nach Frankreich antraten. Frau Godin blieb indeß, so viel Ursache sie auch jetzt zur Freude hatte, beständig traurig, und jede Bemühung, sie aufzuheitern, war fruchtlos: einen so tiefen und unaustilgbaren Eindruck hatten die überstandenen großen Unglücksfälle auf ihr Gemüth gemacht! Sie redete ungern von Dem, was sie gelitten hatte, und selbst ihr Mann konnte nur mit Mühe, und erst nach und nach diejenigen Nachrichten von ihr erhalten, die ich hier,

nach einem eigenhändigen Aufsatze von ihm, mitgetheilt habe. Er glaubte dabei wahrzunehmen, daß sie, um seiner Empfindlichkeit zu schonen, ihm manchen schreckhaften Nebenumstand, den sie selbst zu vergessen wünschte, verschwiegen habe. Auch war ihr Gemüth durch Das, was sie gelitten hatte, so sehr zum Mitleiden und zur Nachsicht gestimmt, daß ihre Schonung sich sogar über schlechte und ungerechte Menschen erstreckte, welche ihr das größte Unrecht gethan hatten. Sie wollte daher nicht zugeben, daß ihr Mann den ersten Urheber ihres Unglücks, den treulosen Tristan, der ihn um mehre tausend Thaler an mitgenommenen Sachen gebracht hatte, gerichtlich verfolge; so wie sie auch sogar sich hatte erbitten lassen, den eben so niederträchtigen Hrn. R., von Omaguas aus, zum zweiten Mahle zu ihrem Reisegefährten anzunehmen.

So wahr ist es, daß Widerwärtigkeiten und Leiden die menschliche Seele mild, sanft und duldsam zu machen pflegen.

nach einem eigenhändigen Aufsatze von ihm, untersagt habe. Sie glaubte daher wahrzunehmen, daß sie, um seiner Empfindlichkeit zu schonen, ihm manchen schrecklichen Nebenumstand, den sie selbst zu vergessen wünschte, verschwiegen habe. Auch war ihr Gemüth durch Das, was sie gelitten hatte, so sehr zum Mitleiden und zur Nachsicht gestimmt, daß ihre Schonung sich sogar über schlechte und ungerechte Menschen erstreckte, welche ihr das größte Unrecht gethan hatten. Sie wollte daher nicht zugeben, daß der Mann, den ersten Urheber ihres Unglücks, den unerhörten Frevel, der ihm um welches tausend Thaler an weggenommenem Schmuck gebracht hatte, gerichtlich verfolge; so wie sie auch sogar sich hütete es hatten lassen, den ehemals unterthänigen Sohn N., von Stangnos aus, zum zweiten Male zu ihrem Meiereidienst anzunehmen.

Sie machte ihn, daß Nichtswürdigkeiten und Stärken die menschliche Seele nicht so hart und zuletzt zu machen pflegen, als

V.

Wilhelm Isbrand Bontekuʼs

merkwürdige

Abenteuer

auf einer

Reise aus Holland nach Ostindien.

An die jungen Leser.

Da ich aus guten Gründen mich verpflichtet fühle, euch Allen, meine jungen Freunde und Freundinnen, das Lesen der Geschichtsdichtungen oder Romane, so wie überhaupt solcher Bücher, welche nur darauf abzwecken, die Einbildungskraft und die Empfindungen anzuregen, aus voller Ueberzeugung von ihrer großen Schädlichkeit zu widerrathen; so muß ich darauf denken, euch für dies kleine Opfer, welches ich zu eurem eigenen Besten von euch verlange, durch anderweitige Vergnügungen des Geistes schadlos zu halten. Deßwegen habe ich mir bei der gegenwärtigen Sammlung von Reisebeschreibungen zur Regel gemacht, nicht bloß das Anziehendste dieses Fachs für euch auszusuchen, sondern auch noch überdas von Zeit zu Zeit eine und die andere von jenen ganz außerordentlichen Reisebegebenheiten einzuweben, deren Geschichte an Annehmlichkeit und Wunderbarkeit den Romanen völlig gleichkommt, ohne daß wir dadurch, wie von diesen, aus der wirklichen Welt in die der Hirngespinnste hinausgeführt werden. Ich glaube nicht zu irren, wenn ich hiezu die in diesem Theile enthaltene Reise des Jakob Heemskerk und die Abenteuer der vier Russischen Matrosen auf Spitzbergen, so wie auch die traurigen Schicksale der Frau Godin zähle; denn ich darf hoffen, daß Keiner von euch jene wunderbaren, aber wahren

Begebenheiten, mit weniger Theilnahme und Vergnügen gelesen haben wird, als der abenteuerlichste Roman euch nur immer hätte einflößen können.

Auch bei der Abfassung der gegenwärtigen Erzählung bin ich darauf bedacht gewesen, abermahls etwas Zuckerwerk dieser Art für euch zuzurichten. Ihr werdet dasselbe in der folgenden Reise des Holländers Bontekn finden.

Aber ich muß es nur gestehn, liebe Freunde, daß euer Vergnügen — obgleich ich auch dieses gern und absichtlich zu befördern suche — doch nicht der einzige Zweck ist, den ich bei Erzählungen dieser Art im Auge habe. Und was hätte ich denn wol sonst noch für eine besondere Absicht dabei? Ich will sie euch ehrlich sagen, denn ihr seid ja nun, Gottlob! verständig genug, um nicht mehr nöthig zu haben, daß man euch unmerklich dahin leite, wohin man euch zu eurem Besten zu bringen sucht.

Wisset also, daß meine Hauptabsicht bei dergleichen wunderbaren Erzählungen sehr ernsthaft und sehr wichtig ist. Ich wollte nämlich zuvörderst euch dadurch immer mehr und mehr auf die Nothwendigkeit der Abhärtung an Leib und Seele aufmerksam machen. Ihr seid ja eben so gut Menschen, als Heemskerk, die Russischen Matrosen, die Frau Godin und Bontekn! Ihr lebt ja in eben der Welt, worin diese ehemahls lebten! Eure künftigen Schicksale stehen ja eben so in der Hand der Alles lenkenden und unerforschlichen Vorsehung, als die Schicksale jener Menschen darin standen! Wie? wenn es nun dieser ewigen Vorsehung, nach ihrem unergründlichen, aber immer anbetungswürdigen Rathe, gefiele, euch einst etwas Aehnliches erfahren zu lassen? Wenn es ihr gefiele, dich, du junger

Freund, aus irgend einer für dich und für das Ganze wohlthätigen Absicht, unter die schwimmenden Eisberge bei Spitzbergen und Nova Zembla zu schleudern; oder dich, du junge Freundinn, in die unumgängliche Nothwendigkeit zu versetzen, eine eben so gefahrvolle Reise zu unternehmen, als Frau Godin aus Liebe zu ihrem Gatten unternahm? — und ihr hättet euch in eurer Jugend nicht beflissen, eurem Körper und eurer Seele diejenige Abhärtung zu geben, welche man unter solchen Umständen nothwendig besitzen muß, wenn man nicht dabei zu Grunde gehen will! — und ihr hättet nicht schon jetzt gelernt, wenn es sein muß, Frost und Hitze, Hunger und Durst, Ungemach und Mühseligkeiten jeder Art zu ertragen! — lieber Himmel! was würde dann aus euch werden?

Denkt doch also ja, so oft ihr schauderhafte Geschichten dieser Art leset: ich bin ein Mensch; Alles, was Menschen begegnen konnte, das kann auch mir begegnen; ich will also klug sein, und schon jetzt, in meiner Jugend, mich so gewöhnen, daß ich einst ähnliche Schicksale, wenn es Gottes Wille sein sollte, sie mir aufzulegen, muthig und standhaft ertragen kann. Und seht, ihr lieben Freunde, dazu, dazu erzähle ich euch Geschichten, wie die von Heemskerk und die von Bonteku!

Aber ich habe auch noch eine zweite, nicht minder ernsthafte Absicht dabei; und das ist folgende.

Das menschliche Herz ist ein trotziges und verzagtes Ding; jenes, so lange es ihm wohl geht, dieses, sobald die Stunde der Trübsal schlägt. Da sinkt den meisten Menschen plötzlich Hand und Muth; da sehen sie auf einmahl des Jammers und Elendes kein Ende; da verzweifeln sie an Gott und sich, und halten es für

unmöglich, daß ihr Zustand jemahls wieder besser werden könne. Das ist nun sehr schwach und sehr unverständig gehandelt; denn dadurch macht man eben, daß ein kleines Unglück nun wirklich ein recht großes wird. Würden Heemskerk und seine Gefährten, würden die Russischen Bootsleute, Frau Godin und Bonteku dem Verderben entronnen sein, wenn sie eben so kleinmüthig gewesen wären, und wenn sie eben so feigherzig sich der Verzweiflung hätten überlassen wollen? Gewiß nicht!

Also auch dazu, ihr Lieben, sollt ihr Geschichten dieser Art lesen, um daraus zu lernen, wie man in mißlichen Umständen und Gefahren sich benehmen müsse, um eure jungen Seelen mit Muth und Entschlossenheit, vornehmlich aber mit einem festen und unerschütterlichen Vertrauen auf die Allmacht, Weisheit und Güte der allwaltenden Vorsehung zu bewaffnen, die auch da noch helfen kann, wo Hülfe und Rettung von Menschen nicht mehr möglich ist. Dazu prägt euch diese schauderhaften und wunderbaren Begebenheiten ins Gedächtniß ein, um sie zu eurem Troste und zu eurer Stärkung dann wieder hervorzurufen, wenn auch ihr einmahl in Lagen und Umstände gerathen solltet, wo ihr keine menschliche Hülfe weiter vor euch sähet. Dann möget ihr denken: eben der Gott, dem Jene ihre wunderbare Rettung zu einer Zeit verdankten, wo alle Hoffnung für sie verschwunden zu sein schien, lebt auch heute noch, waltet auch über mich, ist auch mein Vater und wird auch mich erretten wollen und können, wenn es seinem heiligen und gütigen Rathe, der immer auf Das geht, was das Beste ist, gemäß sein wird! Dieser Gedanke wird euch dann mächtig unterstützen, und ihr werdet dadurch stark werden, Dinge zu ertragen, welche

jede andere menschliche Seele zu Boden drücken und in Verzweiflung stürzen würden.

Ihr wißt nunmehr meine wohlgemeinten Absichten; sucht sie zu erreichen, und leset jetzt, was ich aus den angegebenen Gründen in folgender Erzählung zu eurem Vergnügen und zu eurem Nutzen beschrieben habe.

1.

Bonteku's Abreise. Kleinere Widerwärtigkeiten. Ankunft bei der Insel Bourbon. Fahrt von da nach der Marieninsel an der Küste von Madagaskar.

Bonteku — oder wie die Holländer seinen Namen schreiben, Bontekoe — war ein Holländischer Schiffshauptmann oder Kapitän. Er führte das Schiff Neuhorn von 550 Lasten *) und 200 Mann. Dieses wurde im Jahre 1618 nach Ostindien beordert.

Nachdem die Ausrüstung vollendet war, ging Bonteku den 28sten des Wintermonds aus dem Texel oder Tessel — meine jungen Leser wissen doch, was und wo der Texel ist? **) — unter Segel. Die Abfahrt geschah bei gutem Winde und Wetter; aber kaum war man der letzten westlichen Spitze der Englischen Küste (the Lands End) gegenüber gekommen, als man schon von den gräßlichen Widerwärtigkeiten

*) Eine Last ist so viel als 2 Tonnen, und eine Tonne so viel als 20 Zentner oder 2000 Pfund. Folglich ist ein Schiff von 550 Lasten ein solches, welches 22,000 Ztr. oder 2,200,000 Pfund tragen kann.

**) Nämlich eine Insel und Rhede an der Provinz Holland, zwischen dem Deutschen Meere und der Südersee, von wo aus die großen Holländischen Schiffe in See zu gehen pflegen.

und Gefahren, welchen man unwissend entgegenlief, einen herben Vorschmack bekam. Es entstanden nämlich ganz außerordentliche Windstöße; Berge von Wasser wurden dadurch gegen das Schiff geschleudert; einige dieser Wasserberge überwältigten das Schiff, zerplatzten auf dem Ueberlaufe *) desselben, und füllten einen Theil der obersten Räume mit Wasser an.

»Wir sinken! Wir sinken!« — So erschollen hundert ängstliche Stimmen durchs ganze Schiff; und die Schreienden standen, wie versteinert vor Angst und Schrecken, und wußten nicht, wozu sie greifen sollten. Nur Bonteku kam nicht aus seiner Fassung; er durchlief die innern Räume des Schiffs, um nachzusehen, ob das einstürzende Wasser nicht etwa durch irgend einen Leck oder ein offen gelassenes Luftloch dringe, und da er sich überzeugt hatte, daß dies nicht der Fall war, so stellte er Leute an, die das Wasser mit ledernen Eimern wieder ausschöpfen mußten. Aber das gewaltsame Schwanken des Schiffs warf die Kisten und Tonnen dergestalt durch einander, daß man erst einen Theil derselben zerschlagen und über Bord werfen mußte.

Der Sturm tobte indeß unaufhörlich fort. Wind, Wellen und Regen, der sich stromweise ergoß, brausten so gewaltig durch einander, daß man weder sehen und hören, noch festen Fußes stehen konnte. Drei Tage und Nächte dauerte dieser fürchterliche Zustand unaufhörlich fort. Endlich schien der Kampf der Elemente sich zu legen, der trübe Himmel fing an sich aufzuklären, und es folgte, wie gewöhnlich, auf Sturm und Regen — Sonnenschein. Aber zu der nämlichen Zeit ereignete sich ein neues Unglück.

*) Das oberste Verdeck des Schiffes.

Der letzte Stoß des Abschied nehmenden Sturms zerbrach den großen Mast, in einer Höhe von fünf Klaftern über dem Schiff. Ein neuer Schreck für das Schiffsvolk, welches den Schaden, wie gewöhnlich, auch diesmahl durchs Vergrößerungsglas beurtheilte! Aber Bonteku wußte auch diesmahl Rath. Er ließ sofort eine große Segelstange, die für Nothfälle dieser Art mitgenommen war, aufrichten, und den zersplitterten Mast damit zusammenbinden. Hierdurch erhielt dieser wieder Festigkeit, und stand von neuen aufrecht da. Der Schaden war dadurch gehoben, das Schiffsvolk beruhiget, und man segelte nunmehr, nach überstandener Noth, so froh und lustig weiter, als wenn man jede Gefahr schon ganz im Rücken gehabt hätte.

Da meine jungen Leser aus der Reise des Vasko de Gama den Lauf der Schiffe, welche aus Europa nach Ostindien segeln, kennen, so brauche ich ihn hier nicht von neuen anzugeben.

Als man, sowol die Kanarischen Inseln, als auch die Inseln des grünen Vorgebirges glücklich zurückgelegt hatte, und nunmehr der Mitte unserer Erdkugel, wo sie vom G l e i c h e r (A e q u a t o r) oder der sogenannten L i n i e in zwei gleiche Hälften getheilt wird, zusegelte, ereignete sich eine neue Widerwärtigkeit. Es traten nämlich die in diesen Gegenden sehr gewöhnlichen W i n d s t i l l e n ein. Eine derselben dauerte nicht weniger als drei volle Wochen; in welchen das Schiff wie eingewurzelt dastand, und sich nicht aus der Stelle bewegen konnte; ein Umstand, der in dieser Gegend, wo die Sonne den Leuten senkrecht über dem Kopfe steht und brennende Strahlen herabgießt, um so viel trauriger und beschwerlicher ist. Endlich gerieth die Luft wieder in Bewegung, und man segelte weiter.

Als sie die Gegend des Vorgebirges der guten Hoffnung erreicht hatten, wo sie anzulegen und sich zu erfrischen wünschten, war ihr widerwärtiges Schicksal ihnen von neuen entgegen. Es wehete nämlich in dieser Gegend so stark, daß sie es nicht wagen durften, sich der Küste zu nähern. Es wurde daher im Schiffsrathe beschlossen, daß man beim Vorgebirge vorbeisegeln und einen andern Erfrischungsort suchen wolle.

In dieser Absicht steuerte man nunmehr auf die, allen meinen Lesern bekannte große Insel Madagaskar zu. An Bord rissen unterdeß gefährliche Seuchen ein, und warfen Einen nach dem Andern danieder. Schon lagen ihrer vierzig in dem kläglichsten, jeder Art von Erquickung beraubten Zustande da, als man die Ludwigsbai an der genannten Insel erreichte, und sich daselbst vor Anker zu legen suchte. Umsonst! Man fand nirgends einen bequemen und sichern Platz dazu.

Bontekn ließ indessen die Schaluppe aussetzen, stieg mit einigen Leuten hinein, befahl dem Steuermann, in seiner Abwesenheit vor dem Busen hin und her zu kreuzen, um sich nicht zu entfernen, und ließ sich hierauf nach der Küste rudern. Allein die Brandung war daselbst so stark, daß man es unmöglich fand, ans Land zu kommen. Da sich indessen einige der Eingebornen am Strande sehen ließen, so sprang ein Wagehals unter den Bootsleuten ins Wasser, und schwamm durch den schäumenden und sprudelnden Wogenbruch zu ihnen hinüber. Hier that man ihm zwar nichts zu Leide, aber da er weder Nachrichten in Ansehung eines Ankerplatzes, noch irgend etwas zu leben von ihnen erhalten konnte, so war es ganz umsonst, daß er sich dahin gewagt hatte. Er schwamm also unverrichteter Sache nach der Schaluppe zurück, und diese brachte hierauf

den armen Kranken an Bord die traurige Nachricht, daß kein Labsal für sie allhier zu hoffen sei. Eine sehr niederschlagende Bothschaft!

Es wurde nunmehr beschlossen, die Insel Bourbon oder die Insel von Frankreich (Isle de France *) zu besuchen, um, wo möglich, sich dort mit Erfrischungen zu versehen. Man steuerte also nach der Gegend dieser Insel hin, und erreichte die erste glücklich. Das Schiff ging daselbst vor Anker. Nun kroch Alles, was noch kriechen konnte, aus den Hängematten aufs Verdeck, und bat und flehete, daß man sie je eher je lieber ans Land bringen möchte. Bonteku gab seine Einwilligung dazu. Allein der Superkargo des Schiffes **), als der zweite Befehlshaber desselben, wollte durchaus nicht darein willigen, weil er besorgte, daß Seeströme das Schiff von seinen Ankern reißen und widrige Winde nachher verhindern könnten, die am Lande befindlichen Leute wieder abzuholen. Die Kranken fleheten unterdessen mit gefalteten Händen, und baten um Erbarmen; aber Hein Roll — so hieß der Kaufmann — blieb unerbittlich.

Dem guten Bonteku ging dies zu Herzen. Als er daher Rollen gar nicht bereden konnte, seine Einwilligung dazu zu geben, so nahm er alle Verantwortung auf sich, und rief: er wolle Jedermann auf seine Gefahr

*) Wovon die erstere damahls noch Mascaregna, die andere aber die Insel Moritz genannt wurde. Beide gehören bekanntlich den Franzosen, und meine jungen Leser werden sie in der Nähe von Madagaskar auf jeder Karte von Afrika finden.

**) Derjenige, welchem die Ladung des Schiffes anvertraut wird, und den man daher auch den Kaufmann zu nennen pflegt.

ans Land setzen. Diese Erklärung verursachte unbeschreibliche Freude. Die Gesunden halfen den Kranken, und so stiegen Alle, welche auf dem Schiffe entbehrt werden konnten, in die Schaluppen. Bontefu gab ihnen ein Segeltuch zu einem Zelte mit, nebst allerlei Vorrathe, Geschirr und einem Koche. Er selbst ging mit ans Land, um sie anzuweisen. Ihre Freude beim Aussteigen war unbeschreiblich groß. Der bloße Anblick des grünen Bodens setzte sie in Entzücken. Sie wälzten sich vor Freude im Grase herum, und versicherten, daß sie sich schon zur Hälfte wieder gesund fühlten. So lieb ist dem Menschen die mütterliche Erde!

Dies war übrigens der rechte Ort zur Erquickung kranker Seeleute. Die Bäume wimmelten von Tauben und anderm Federvieh, der Strand von Fettgänsen, und diese Thiere waren so zahm, daß man sie fangen oder todtschlagen konnte, ohne daß sie nur einen Versuch machten, sich durch die Flucht zu retten. Auch gab es hier Schildkröten, deren Fleisch eine eben so wohlschmeckende, als zuträgliche Speise für kranke Seefahrer gewährt.

Bontefu freuete sich, seine Kranken so wohl versorgt zu sehen, und da die Sorge für das Schiff ihm selbst nicht erlaubte, lange am Lande zu bleiben, so ließ er sie unter Aufsicht zurück, und begab sich wieder an Bord.

Der Grund, worin er geankert hatte, schien ihm, bei genauerer Untersuchung, so unsicher zu sein, daß er am folgenden Morgen für nöthig erachtete, eine bessere Rhede aufzusuchen. Er befuhr in dieser Absicht die Küste, und fand endlich, in einer Entfernung von fünf Seemeilen, eine Bucht, die einen guten Sandgrund hatte. Nicht weit vom Strande war auch ein Teich

voll süßen Wassers befindlich. Fettgänse, Tauben, Papageien und andere Vögel gab es hier in noch größerer Menge, als an dem ersten Landungsplatze, und sie waren hier eben so zahm, als dort. Auch fand er zwanzig Schildkröten am Strande im Schatten eines Baumes liegen. Fing man einen Papagei oder andern Vogel, und quälte ihn, daß er schreien mußte, so kamen die übrigen seiner Art in Menge herbeigeflogen, als wenn sie ihm helfen wollten, und ließen sich gleichfalls fangen.

Es schien also in jeder Hinsicht gut zu sein, das Schiff von seinem dermahligen Ankerplatze in diese Bai zu verlegen. Auch die Kranken wurden in Böten dahin geschafft, und nun labten und erquickten sich Alle an der reichbesetzten offenen Tafel, welche der allgemeine Vater der Natur in dieser Gegend für sie bereitet hatte. Einige belustigten sich mit der Jagd, Andere mit Fischen; Einige kochten das Gefangene, Andere machten Braten davon. Die Kranken genasen, und die Gesunden gewannen neue Kraft und Muth zur Ertragung neuer Mühseligkeiten. Man glaubte im Paradiese zu sein. Da die Insel damahls noch keine Bewohner hatte, so konnte man ohne Scheu sich auf derselben zerstreuen, so weit man wollte.

Jetzt ist diese Insel, so wie auch die nicht weit davon gelegene Insel von Frankreich eine Französische Anpflanzung, und man zählte auf jener im Jahr 1776 nicht weniger als 6340 weiße Bewohner und 26,175 schwarze Sklaven *); und das vorzüglichste dermahlige

*) Histoire etc. des Etablissements etc. des Européens dans les deux Indes, p. M. Raynal, T. II. pag. 338 — 339.

Erzeugniß, welches diese Insel den Franzosen schätzbar macht, sind die bekannten Bourbonschen Kaffeebohnen, welche nächst den Arabischen unter allen die besten sind.

Nachdem man sich hier hinlänglich erholt und gestärkt, auch eine Menge von Erfrischungen an Bord gebracht hatte, so ging man wieder unter Segel. Die Absicht war, auf die Insel Moritz oder Isle de France zuzusteuern, und daselbst aufs neue anzulegen; allein widrige Winde und Seeströme führten das Schiff so weit davon weg, daß man sie nur am fernen Gesichtskreise ein wenig hervorragen sah. Sie zu erreichen war unmöglich. Gleichwol war die Zeit noch nicht da, in welcher diejenigen regelmäßigen Winde zu wehen anfangen, mit welchen man von hieraus nach Batavia segelt. Man bedauerte daher gar sehr, daß man die Insel Bourbon so früh verlassen hatte, und beschloß nun, einstweilen nach der Marieninsel zu steuern, welche an der nordöstlichen Küste von Madagaskar liegt.

Als sie sich dieser Insel näherten, kamen verschiedene der Eingebornen in Kähnen, die aus ausgehöhlten Baumstämmen gemacht waren, ihnen entgegen, und brachten Reiß, Hühner und Früchte zu Kauf, die man ihnen für Glaskorallen, Schellen, blecherne Löffel, Messer und dergleichen abhandelte. Sie gaben dabei zu erkennen, daß auf ihrer Insel noch viel mehr zu haben sei, wobei sie oft die Worte: Bue, Bee und Kukelu wiederholten, die, wie man nachher erfuhr, Kühe, Kälber und Schafe bedeuteten. Man fand unterdeß eine gute Ankerstelle, und legte das Schiff daselbst fest.

Hierauf ging man ans Land, und handelte noch einen großen Vorrath von den genannten Lebensmitteln

für Europäische Kleinigkeiten ein. Einer von den Bootsleuten hatte eine Geige mitgenommen, und fing an, den Eingebornen darauf vorzuspielen. Dies verursachte ihnen eine unbeschreibliche Freude. Sie tanzten und sprangen wie Tolle durch einander, schrien, sangen und jauchzten. Man reichte Einigen von ihnen eine Schale mit Wein; aber indem sie davon trinken wollten, stellten sie sich so wunderlich dabei an, daß auch der Ernsthafteste sich des Lachens nicht enthalten konnte; denn statt die Schale an den Mund zu halten, steckten sie, wie Pferde, den Kopf hinein und schlürften.

Die Farbe dieser Leute war schwarzbraun. Ihre ganze Kleidung bestand in einem um den Leib gebundenen Lappen. Von Religionsbegriffen konnte man wenig oder nichts bei ihnen entdecken; man müßte denn dieses dazu rechnen wollen, daß sie vor den Thüren ihrer Wohnungen Ochsenköpfe auf Stangen errichtet hatten, vor welchen sie von Zeit zu Zeit niederknieten, als ob sie beteten.

Innerhalb neun Tagen, welche man hier verweilte, erholte sich die ganze Mannschaft so völlig, daß sie ein eben so gesundes Ansehen hatte, als bei ihrer Abreise aus Holland. Das Schiff war unterdeß gereinigt und ausgebessert. Man lichtete also am zehnten Tage die Anker, und ging vergnügt und voll gutes Muths wieder unter Segel.

Die armen Kurzsichtigen! Wie ganz anders würde ihnen zu Muthe gewesen sein, hätten sie in die Zukunft blicken und die schrecklichen Unglücksfälle, die ihrer warteten, vorhersehen können! Aber aus weiser Güte verbirgt die mitleidige Vorsehung den schwachen Sterblichen Das, was zukünftig ist, damit sie des Gegenwärtigen genießen mögen. Auch wir wollen den Vorhang

nicht eher aufziehen, bis die Stunde dasein wird, daß das Trauerspiel beginnen muß.

2.

Schreckliche Begebenheit. Folgen derselben. Ankunft der Geretteten auf einer wüsten Insel.

Aber ach! sie ist schon da, diese für unsern Bontekuu und seine Gefährten so schaudervolle Stunde! Der Vorhang muß also aufgezogen werden.

Es war der 19te Jänner 1619, und man befand sich wieder mitten auf dem grenzenlosen Weltmeere, als der Schiffskellermeister, mit einem Steckleuchter in der Hand, in den untern Schiffsraum hinabstieg, um, wie gewöhnlich, ein Fäßchen mit Brantwein anzufüllen, welcher den folgenden Morgen unter das Volk vertheilt werden sollte. Der Mann mußte entweder nie erfahren haben, daß Brantwein zu den feuerfangenden Dingen gehört, oder er mußte einen Grad von Leichtsinn und Gedankenlosigkeit besitzen, der ihm wenig Ehre macht; denn er befestigte seinen offenen Leuchter an einem Fasse, welches über demjenigen lag, aus welchem er den Brantwein heben wollte. Nach geendigtem Geschäfte wollte er den eingeschlagenen Leuchter wieder herausziehen; aber dieser steckte so fest, daß es nicht anders, als mit einiger Gewalt, geschehen konnte. Darüber entfuhr dem Lichte beim Ausreißen ein Funke, und dieser — fiel in das offene Spuntloch des untern Brantweinfasses. Augenblicklich stand das ganze Faß in Flammen.

Der erschrockene Kellermeister rief Feuer! Und Feuer! Feuer! schallte es fürchterlich aus allen Winkeln wieder. Man stürzte in den Raum; sah mit

Entsetzen wie der flammende Brantwein den Boden des Fasses zersprengte, und wie ein brennender Schwefelbach nach dem Steinkohlenhaufen hinlief, der in eben diesem Raume sich befand. Allen standen bei diesem schrecklichen Anblicke die Haare zu Berge; aber Bonteku, welcher auch herbeigeeilt war, behielt noch Gegenwart des Geistes genug, um alles Mögliche zu ihrer Rettung zu versuchen. Man schleppte auf seinen Befehl eiligst Wasser herbei; man goß und goß, und — o der Freude! der Brand wurde glücklich gelöscht.

Schon wünschten die Geretteten sich einander Glück; schon war Bonteku wieder aufs Verdeck gegangen; schon fing man an, den gehabten Schrecken zu vergessen; als nach einer halben Stunde das fürchterliche Geschrei: Feuer! Feuer! von neuen durchs ganze Schiff erscholl. — Aber nunmehr mag der unglückliche Held meiner Geschichte selbst, und zwar größtentheils in seiner eigenen Art, reden.

»Ich erschrak,« sagt Bonteku in seiner Reisebeschreibung, »und lief hinab. So wie ich in den Raum kam, sah ich, daß die Kohlen, die der ausgeronnene Brantwein entzündet hatte, in lichten Flammen standen. Alsobald gossen wir Wasser in erstaunlicher Menge darauf; aber nun ereignete sich ein neuer Zufall. Das auf die Kohlen gegossene Wasser verursachte einen so dicken, schwefligen und erstickenden Dampf, daß es fast unmöglich war, im Raume auszuhalten. Dennoch blieb ich da, machte Anstalt, so viel es mir nur möglich war, und ließ die Leute einander ablösen, damit sie frische Luft schöpfen konnten. Einige waren nahe dabei, zu ersticken, und hatten Mühe, die Luken oder Treppenlöcher zu erreichen. Mir selbst wurde so schlimm, daß ich nicht mehr wußte, wo ich war, und den Kopf

zuweilen auf eine Tonne legte, wobei ich das Gesicht gegen die Luken kehrte, um wieder zu Athem zu kommen.«

»Als ich es endlich nicht mehr aushalten konnte, so sagte ich zu Rollen: laßt uns das Pulver über Bord werfen! Allein er wollte nicht darein willigen. Wenn wir, sagte er, das Pulver auswerfen, so sind wir vermuthlich sicher, daß wir nicht im Feuer umkommen; aber womit wollen wir uns nachher wehren, wenn wir angefallen werden?«

»Die Kohlen braunten unterdeß fort; der Dampf wurde immer dicker und erstickender, und Alle, ich selbst mit ihnen, mußten, wenn wir nicht umkommen wollten, den Raum verlassen.«

»Dennoch ließen wir den Muth nicht sinken. Wir hieben mit einer großen Axt Löcher in das untere Verdeck, und gossen durch dieselben, so wie auch durch die Luken, eine erstaunliche Menge Wassers hinab. Unsere große Schaluppe war schon seit drei Wochen in die See gelassen, und hing am Hintertheile des Schiffs. Das Boot, welches auf dem Verdecke lag, wurde jetzt auch hinuntergelassen, weil es Denen, die Wasser schöpften, im Wege lag.«

»Die allgemeine Angst wuchs unterdeß mit jedem Augenblicke, denn man sah nichts als Feuer und Wasser vor sich, und keine Hoffnung, sich zu retten. Das Schiffsvolk fing an, sich auf die Seite zu machen, ließ sich vom Schiffe hinab, und schwamm nach der Schaluppe oder nach dem Boote. Als Roll dies bemerkte, und seine Verwunderung darüber äußerte, riefen sie ihm zu: er möchte mit einsteigen; sie wollten in See stechen. Seine eigene Furcht bewog ihn, ihre Einladung anzunehmen. Er stieg hinab und sagte: Lieben Leute, ihr

müßt auf den Kapitän warten! Allein da half weder Bitten, noch Befehlen. Sobald er in der Schaluppe war, kappten sie das Seil, und fuhren davon.«

»Auf einmahl kamen zu mir, der ich noch immer mit Anstalten zum Löschen beschäftigt war, einige der Zurückgebliebenen gelaufen und schrien: Ach! Kapitän, was sollen wir nun anfangen? Da fahren die Schaluppe und das Boot davon! Ich antwortete: Wenn sie uns verlassen, so wollen sie nicht wiederkommen. Hiemit lief ich aufs Verdeck, und sah mit eigenen Augen, wie sie davon ruderten. Ich rief hierauf den Meinigen an Bord zu: Die Segel gehisset *)! Wir müssen sie einholen; und weigern sie sich, uns an Bord zu nehmen, so wollen wir die Schurken in den Grund segeln, damit sie lernen, was sich gebührt!«

»Die Segel wurden aufgezogen und losgebunden; und wir kamen ihnen auf drei Schiffslängen nahe. Allein sie machten eine Wendung und entwischten. Nun, Kinder, sagte ich hierauf, müssen wir uns auf Gottes Barmherzigkeit verlassen, und sehen, was zu thun ist. Wir müssen versuchen, ob wir noch löschen können. Lauft nach der Pulverkammer, und werft die Pulverfässer über Bord, ehe das Feuer dazu kommt. Hierauf nahm ich die Zimmerleute zu mir, und befahl ihnen, geschwind Löcher in die Schiffswand zu bohren, und das Schiff anderthalb Klafter hoch mit Wasser anlaufen zu lassen. Aber unglücklicherweise waren die Wände mit Eisen beschlagen; sie konnten also mit dem Bohrer nicht durchkommen.«

»Als man sah, daß auch diese Hoffnung fehl schlug, geriethen Alle in eine Bestürzung, die nicht zu beschrei-

---

*) Aufgezogen!

ben steht. Alles schrie und wehklagte. Man goß indeß noch frisch darauf los, und die Glut schien wirklich abzunehmen. Aber plötzlich gerieth das Oel in Flammen, und damit war alle Hülfe verloren. Je mehr man löschte, desto mehr schlug die Lohe empor. Das brennende Oel lief in alle Winkel, und steckte Alles in Brand. Bei diesem verzweifelten Zustande wurde das Heulen und Wehklagen so groß, daß mir die Haare auf dem Kopfe empor standen und ein kalter Schweiß mir über den ganzen Leib lief.«

»Sechzig halbe Fässer Pulver waren bereits über Bord geworfen; aber dreihundert waren noch zurück. Jetzt kam der entscheidende Augenblick; das Feuer drang in die Pulverkammer, und mit einem fürchterlichen Knall flogen Schiff und Menschen in die Luft. Es waren noch 119 Personen, welche dieses Unglück traf. Ich selbst war gerade auf dem Verdecke, nicht weit vom Tauwerke des großen Segels, und 63 Mann schöpften in meiner Gegenwart Wasser. In einem Augenblicke waren sie Alle weg, ohne daß man sehen konnte, wo sie blieben.«

»Was mich, Wilhelm Isbrand Bontekn, betrifft, so ergab ich mich darein, eben so, als meine Gefährten, umzukommen. Ich reckte die Hände gen Himmel, und rief: Herr, sei mir gnädig und barmherzig! Ich spürte wol, daß ich in der Luft flog; ich dachte auch, es wäre aus mit mir, doch hatte ich noch meinen völligen Verstand, und ließ die Hoffnung noch nicht gänzlich sinken. Endlich fiel ich aus der Luft, mitten unter die Trümmer des Schiffes ins Wasser hinab.«

»Als ich nur erst hier war, so wuchs mir dergestalt der Muth, als wenn ich ein anderer Mensch geworden wäre. Ich sah mich um, erblickte auf der einen

Seite den großen Mast, auf der andern den Besanmast *), die, wie ich, auf dem Wasser schwammen. Ich schwang mich auf jenen, schaute abermahls umher, und sagte mit Seufzen: Allmächtiger Gott! dies schöne Schiff ist also, wie Sodom und Gomorrha, zu Grunde gerichtet!«

»Bis jetzt war ich keines andern Menschen, der außer mir übrig geblieben wäre, gewahr worden. In diesem Augenblicke aber sah ich einen sich aus dem Abgrunde empor arbeiten. Er kriegte ein Stück des Boegspriets **) zu packen, schwang sich darauf, und sagte: Nun bin ich wieder in der Welt! Ich hörte ihn reden, und sagte: Mein Gott! ist hier noch ein anderer Mensch am Leben, als ich? Der junge Mensch hieß Hermann van Knyphuisen, gebürtig aus Eyder.«

»Ich sah einen kleinen Mast neben ihm treiben. Weil nun der große, worauf ich saß, sich alle Augenblicke rumdum wälzte, und mir dadurch große Beschwerlichkeit verursachte, so rief ich ihm zu: Hermann! stoß mir die Stange da zu; ich will mich darauf setzen, und zu dir schwimmen, damit wir Beide beisammen sind. Er that, was ich verlangte; denn sonst hätte ich unmöglich zu ihm kommen können, weil das Auffliegen und der Fall mich ganz zerschellt hatten. Ich war am Rücken wund, und hatte zwei Löcher im Kopfe. Bis jetzt hatte ich nichts davon gespürt; aber nun wurden die Schmerzen so stark, daß mir beinahe Hören und Sehen verging.«

»Wir waren nunmehr ganz nahe beisammen, und Jeder hatte ein Stück vom untern Theile des Boeg-

*) Der hintere Mast.

**) Der vordere, schrägliegende Mast eines Schiffs.

spriets im Arme. Wir blickten umher, ob wir der Schaluppe oder des Boots ansichtig werden könnten; endlich erblickten wir sie, aber weit von uns. Die Sonne wollte eben untergehn. Ich sagte zu meinem Unglücksgefährten: Mein Sohn, hier ist alle Hoffnung aus! Es wird Nacht; die Schaluppe und das Boot sind weit von uns; wir können es unmöglich die ganze Nacht aushalten. Wir müssen Gott anrufen, und uns in seinen Willen ergeben. Wir fingen an zu beten, und — unser armes Gebet wurde erhört! Kaum waren wir damit fertig, so waren die Schaluppe und das Boot nahe bei uns.«

»Ich rief: Helft, helft dem Kapitän! Einige Bootsleute hörten mich und schrien: Der Kapitän lebt noch! Sie näherten sich hierauf den Trümmern, konnten aber nicht zu mir kommen, aus Besorgniß, die großen Stücken möchten ihr Fahrzeug umstoßen.«

»Hermann, dem der Luftsprung nicht viel geschadet hatte, schwamm nach der Schaluppe hin, und wurde aufgenommen. Ich, meines Orts, rief: Wenn ihr mich haben wollt, so müßt ihr mich holen; denn ich bin so zerfallen, daß ich nicht schwimmen kann. Hierauf sprang der Trompeter ins Wasser, mit der Linie vom Senkblei, die er in der Schaluppe fand, und gab mir das Ende davon in die Hände. Ich wickelte den Strick um den Leib, und wurde hierauf glücklich nach der Schaluppe hingezogen. Allda fand ich unter andern Rollen, Wilhelm van Galen und den Untersteuermann, Namens Meynders Kryns, aus Hoorn gebürtig. Jedermann sah mich mit Erstaunen an.«

»Ich hatte hinten in der Schaluppe einen kleinen Verschlag machen lassen, worin zwei Menschen Platz

hatten. Dahinein begab ich mich, um ein wenig auszuruhen, denn ich befand mich so schwach, daß ich dachte, es würde nicht lange mehr mit mir währen. Der Rücken war mir ganz zerschlagen, und die Löcher im Kopfe schmerzten mich unaussprechlich. Wir hatten zwar einen Schiffswundarzt bei uns, aber keine Arzenei. Alle Hülfe, welche dieser mir leisten konnte, bestand darin, daß er Schiffszwieback kauete, und meine Wunden damit belegte. Durch Gottes Hülfe vertrat dies die Stelle eines heilenden Balsams, denn ich wurde davon heil.«

»Indem ich mich legte, sagte ich zu Rollen, mein Rath wäre, wir blieben diese Nacht unter den Trümmern des Schiffes liegen. Morgen bei Tage könnten wir einige Lebensmittel auffischen; vielleicht fänden wir auch unter den umherschwimmenden Sachen einen Kompaß, dessen wir bedürften, um Land zu suchen. Allein Rolle verachtete meinen Rath, und ließ darauf losrudern, als wenn er gewiß gewußt hätte, daß Land in der Nähe wäre. Als aber die Sonne aufging, sah man weder Land noch Schiffstrümmer.«

»Jetzt kamen die Leute zu mir, um zu sehen, ob ich lebendig oder todt wäre. Kapitän, sagten sie, was sollen wir anfangen? Wir sehen kein Land, und haben weder Brot, noch Karte, noch Kompaß. — Kinder, antwortete ich, ihr solltet mir gestern Abend gefolgt sein, da ich so treulich rieth, beim Wrack zu bleiben. Ich erinnerte mich noch wohl, als ich auf dem Maste saß, daß Speck, Käse und anderer Vorrath um mich herumschwammen; das hätten wir diesen Morgen auffischen können. — Lieber Kapitän! sagten sie hierauf freundlich zu mir, kommt heraus und führt uns. — Ich kann nicht, erwiederte ich; denn ich bin so lahm, daß ich,

mich nicht von der Stelle rühren kann. Mit ihrer Hülfe wurde ich indeß herausgebracht und auf das Verdeck gesetzt.«

»Hier sah ich nun, wie man noch immer fortruderte. Ich fragte: wie groß ihr Vorrath wäre? und sie zeigten mir sieben bis acht Pfund Zwieback. Hört auf zu rudern, sagte ich dann; ihr ermattet euch nur für die lange Weile, und könnt euch durch Trank und Speise nicht wieder stärken. — Aber was sollen wir denn thun? fragten sie; und ich rieth ihnen, die Hemden auszuziehen und Segel davon zu machen. Aber nun fehlte es an Fäden. Um diesem Mangel abzuhelfen, ließ ich ein Seil, welches in der Schaluppe lag, aufdrehen und Fäden davon machen. Die im Boote machten es eben so. Man flickte also die Hemden an einander, und machte kleine Segel daraus.«

»Hierauf zählten wir unsere Mannschaft. In der Schaluppe waren sechs und vierzig, und im Boote sechs und zwanzig; also zusammen zwei und siebenzig. Ich wollte mein Hemde gleichfalls hergeben; aber das wurde, in Betracht meines schlechten Zustandes, einstimmig verbeten. Man gab mir vielmehr noch einen blauen Matrosenkittel und ein Kissen, welches sich in der Schaluppe fand, und sorgte auch noch sonst für mich, so viel es möglich war.«

»Den ersten Tag, da wir mit der Verfertigung der Segel beschäftiget waren, ließen wir uns von den Wellen treiben. Gegen Abend wurden wir damit fertig; und nun wurde gesegelt. Wir richteten uns dabei nach den Sternen. Aber da wir nahe bei der Linie waren und die Sonne uns also fast gerade über dem Haupte stand, so hatten wir bei Tage sehr viel von

einer unausstehlichen Hitze zu leiden; bei Nacht hingegen erstarrten wir vor Kälte.«

»Am zweiten Tage unsers unseligen Umherirrens auf dem grenzenlosen Meere, verfertigten wir, so gut es gehen wollte, einige Werkzeuge, durch deren Hülfe wir einigermaßen die Weltgegend bestimmen konnten, in der wir waren. Ich schnitt auch eine Seekarte in den Boden, und verzeichnete die Inseln Java und Sumatra, nebst der zwischen ihnen befindlichen Meerenge. Nach den Beobachtungen, die ich hierauf anstellte, brachte ich heraus, daß wir nur noch zwanzig Meilen vom Lande entfernt wären. Aber wer stand mir für die Richtigkeit jener Beobachtungen, da ich sie mit so groben und unvollkommenen Werkzeugen anstellen mußte?«

»Von den wenigen Pfunden Zwieback verordnete ich einem Jeden täglich seinen Theil, der in einem Stückchen von der Dicke eines Daumens bestand. Damit mußte sich Jeder von uns begnügen. Zu trinken hatten wir anfangs gar nichts; da es aber in der Folge regnete, so zog man die Segel ein, breitete sie in der Schaluppe aus, und bediente sich nachher zweier kleinen Tonnen, um das ausgerungene Wasser darin aufzubewahren. Das war denn unser Vorrath für diejenigen Tage, an welchen es nicht regnete. Um ein Gefäß zum Herausschöpfen und zum Trinken zu bekommen, schnitt ich die Spitze von einem Schuh ab. Man war so gütig gegen mich, mir zu erlauben, von diesem kleinen Wasservorrathe für mich selbst zu nehmen, so viel ich wollte; aber ich mißbrauchte diese Erlaubniß nicht, sondern begnügte mich mit Dem, was jedem Andern zu Theil wurde.«

»Das Boot that sein Bestes, uns zu folgen; aber weil wir besser segelten, und von Jenen Niemand die

Schifffahrt verstand, so baten sie uns jedesmahl, so oft sie uns nahe kamen, inständig, daß wir sie in die Schaluppe nehmen möchten, weil sie besorgten, bei entstehendem Sturme von uns verschlagen zu werden. Allein unsere Leute wollten durchaus nicht darein willigen, und stellten vor, daß wir Alle darüber zu Grunde gehen könnten.«

»Nach einigen Tagen stieg unser Elend auf den höchsten Gipfel. Der Zwieback war verzehrt, und wir sahen noch immer nichts, als Wasser und Himmel. Ich wandte alle Mühe an, die Ungeduldigsten zu überreden, wir könnten nicht weit mehr vom Lande sein; aber meine Vorstellungen fanden wenig Eingang. Sie fingen an, verdrießlich über mich zu werden, und sagten, ich betröge mich im Ueberschlage, und führe in offene See hinein, statt dem Lande zuzusteuern. So standen die Sachen, als uns Gott recht wunderbarer Weise wenigstens so viel Hülfe sandte, als für jetzt erfodert wurde, um uns vor der Verzweiflung zu schützen.«

»Verschiedene Mewen, welche vermuthlich vom langen Fliegen auf der offenbaren See ermüdet waren, kamen über unser Schiff geflattert, und zwar recht, als wenn sie gefangen sein wollten. Sie schwebten nämlich so niedrig über uns, daß wir sie mit der Hand erreichen konnten. Jeder von uns fing sich einige davon, rupfte sie, und aß sie roh. Welches Labsal! Welcher Wohlgeschmack! Ich muß gestehen, daß mir in meinem ganzen Leben nie der Honig so süß geschmeckt hat, als diese rohen Mewen.«

»Aber ach! wie bald stellte sich der gierige Hunger von neuen ein, da wir abermahls einen ganzen Tag ohne alle Nahrung hinbrachten, und nirgends Land erscheinen wollte! Unsere Leute verloren nunmehr allen

Muth; und da das Boot bei uns kam, und die Leute darin abermahls flehentlich baten, daß wir sie doch einnehmen möchten, so wurde einstimmig beschlossen, ihren Wunsch zu erfüllen. Weil nun einmahl doch nichts anders, als der Tod, für uns zu erwarten stand, so wollten wir Alle in Gesellschaft sterben. Man nahm sie also auf, und sie brachten ihre Segel und Ruder mit.«

»Hierauf hatten wir dreißig Ruder in der Schaluppe, die wir über die Bänke legten, so daß sie eine Art von Verdeck ausmachten. Ich theilte nun das Volk in zwei Theile, davon der Eine nach dem Andern unter dieses Verdeck kriechen und daselbst ruhen durfte. Die Verzweiflung lag jetzt Allen auf dem Gesichte.«

»Aber es gefiel der Vorsehung, diesen unsern hoffnungslosen Zustand noch einmahl durch ein Labsal zu unterbrechen, welches sie abermahls auf eine wunderbare Art für uns herbeiführte, recht als wenn sie unsern sinkenden Glauben an ihre Allmacht und Güte beschämen wollte. Es hob sich nämlich auf einmahl eine Menge fliegender Fische aus dem Meere, die so groß wie Stockfische waren. Verschiedene davon stürzten sich in die Schaluppe. Gierig fiel man darüber her, theilte den Raub, und Jeder schluckte roh hinunter, was ihm zugefallen war.«

»Aber nunmehr wurden wir vom Durste fast noch empfindlicher, als vorher vom Hunger gequält. Einige wollten das salzige und bittere Seewasser trinken; allein ich sagte zu ihnen: Kinder, thut das nicht! Es wird euch den Durst nicht löschen, aber es wird euch einen Durchfall verursachen, der euch tödten kann. — Einige leckten hierauf an bleiernen Flintenkugeln, oder nahmen sie in den Mund; Andere tranken ihren Urin.

Ich trank den meinigen auch; aber auch dieses ekelhafte und elende Hülfsmittel kam uns wenig zu Statten.«

»Indem nun das Elend mit jeder Stunde zunahm, so stieg die Verzweiflung endlich aufs höchste. Einer warf verstörte und wilde Blicke auf den Andern, als wenn er ihn anfallen und zerfleischen wollte. Ja, Einige sagten es laut, daß nun nichts anders mehr übrig sei, als zu diesem letzten schrecklichen Nothmittel zu greifen, und sie schlugen vor, daß man bei dem Schiffsjungen anfangen müsse. Hierüber entsetzte ich mich so sehr, daß ich fast alle Kraft verlor. Ich rief zu Gott, er möchte etwas so Unmenschliches doch nicht zugeben, und er möchte unsere Noth nicht höher steigen lassen, als er wüßte, daß wir sie ertragen könnten. In diesem Augenblicke mußte ich mit Entsetzen sehen, daß einige Matrosen wirklich Hand an den Jungen legten, um ihr gräuliches Vorhaben auszuführen. Ich schrie ihnen zu: Kinder! was wollt ihr machen? Bedenket doch die Unmenschlichkeit und Gottlosigkeit von Dem, was ihr vorhabt, und haltet ein! Ruft den allmächtigen Gott an, der wird sich über euch erbarmen, und uns Hülfe senden. Glaubt mir, wir können nicht mehr weit vom Lande sein. Ich zeigte ihnen hiebei auf der eingeschnittenen Karte den täglich zurückgelegten Weg, und den Fleck, wo wir, meiner Rechnung nach, an diesem Tage sein mußten.«

»Sie antworteten: es sei nur gar zu gewiß, daß ich entweder sie, oder mich selbst betröge; dennoch wollten sie mir noch eine Frist von drei Tagen zugestehn, nach deren Verlauf nichts in der Welt sie abhalten solle, zu thun, was sie wollten, im Fall auch dann noch kein Land zu sehen wäre. Diesen unmenschlichen Vertrag mußte ich mir gefallen lassen, ungeachtet

es mir dabei durch Mark und Bein ging. Ich betete inbrünstig zu Gott, er möchte doch verhüten, daß wir unsere Hände mit einer so schrecklichen That besudelten.«

»Unterdessen lief die Zeit vorbei, und die Noth wurde so groß, daß ich selbst alle Mühe hatte, mich der Verzweiflung zu erwehren. Einige sagten: wären wir doch nur am Lande, so könnten wir wenigstens Gras fressen, wie das Vieh! Ich ermahnte beständig. Allein des andern Tages waren die Kräfte eben sowol weg, als der Muth. Die Wenigsten waren mehr im Stande aufzustehn oder sich aufrecht zu halten. Roll war so schwach, daß er kein Glied mehr rühren konnte. Ich selbst war einer von den Stärksten, ungeachtet meine Verwundung mich hätte schwächen sollen; denn noch hatte ich so viel Vermögen, daß ich von einem Ende der Schaluppe bis ans andere gehen konnte.«

»Es war jetzt der dreizehnte Tag nach unserer Verunglückung, als sich der Himmel überzog, und ein Regen fiel, der uns einigermaßen erquickte. Da zugleich eine Windstille eintrat, so konnten wir die Segel abnehmen und sie über die Schaluppe ausbreiten, um auf diese Weise den Regen aufzufangen. Jeder trank nun nach Belieben, und die beiden Fäßchen wurden auch gefüllt. Ich stand damahls am Steuer, und urtheilte nach dem gemachten Ueberschlage, daß wir nahe am Lande sein müßten. Ich hoffte, das Wetter sollte sich aufklären, so lange ich noch am Ruder wäre, und wollte deßwegen nicht davon weggehen. Allein der dicke Nebel und der noch immer anhaltende Regen machten mich zuletzt so starr, daß ich es nicht mehr aushalten konnte, sondern den Quartiermeister rufen mußte, mich abzulösen. Er kam, und ich kroch zu den Andern, um mich wieder zu erwärmen.«

»Der Augenblick, da das unmenschlichste Schauspiel unter uns anheben sollte, war jetzt vor der Thür. Aber Dank, Dank sei der Güte unsers Gottes, welche diesen Gräuel noch zu rechter Zeit verhinderte! Denn kaum war der Quartiermeister eine Stunde am Steuer gewesen, so verzog sich der Nebel, und er sah — Land. Er schrie aus vollem Halse: Land! Land! und ein froher Schauder fuhr uns Allen durch Mark und Bein. Die Freude gab auch dem Schwächsten unter uns so viel Kraft wieder, daß er aufstehen konnte, um sich von der Wahrheit der entzückenden Nachricht durch eigene Augen zu überzeugen. Der Anblick des Landes, welches jetzt wirklich vor uns lag, zerstreute jeden Zweifel, und unsere Herzen zerflossen in Freude und Entzücken. Allein da wir uns dem Strande näherten, war die Brandung so stark, daß wir uns nicht hindurch wagen durften. Wir fuhren etwas weiter; da hatten wir das Glück, eine kleine Bucht zu entdecken, und es gelang uns, in dieselbe einzulaufen. Wir schlugen einen kleinen Anker in den Strand, und nun eilte Jedermann, ans Ufer zu springen.«

So weit Bonteku.

3.

Kurzer Aufenthalt auf der wüsten Insel. Landung auf Sumatra. Neue Gefahren und Noth. Flucht von Sumatra.

Das Land, welches man jetzt glücklich erreicht hatte, war eine kleine unbewohnte Insel, in der Nachbarschaft einer größern, welche hoffentlich allen meinen jungen Lesern unter dem Namen der Insel Sumatra bekannt sein wird. Das ausgehungerte Volk zerstreuete sich, und schwankte umher, um irgend etwas Eßbares

zu suchen. Ich aber, meines Orts, sagt der fromme und brave Bonteku, fiel bei dem ersten Tritte, den ich aus dem Schiffe that, auf mein Angesicht, küßte mit Entzücken die Erde, und dankte Gott, dem Allmächtigen, für unsere Rettung.

Man fand auf dieser Insel Kokosnüsse, aber kein trinkbares Wasser. Zum Glück konnte der in den Nüssen enthaltene Saft die Stelle eines Getränks vertreten. Und nun wäre Alles gut gewesen, hätten die Ausgehungerten sich in ihren ersten Genüssen zu mäßigen gewußt. Aber weil sie sich ihrer Begierde nach Nahrung zu sehr überließen, so mußten Alle durch heftige Kolikschmerzen dafür büßen, die sie nicht anders zu lindern wußten, als daß sie sich in den Sand des heißen Bodens einscharrten und ihre Leiber damit bedeckten. Sie genasen indeß am folgenden Tage Alle, nachdem sie starke Ausleerungen gehabt hatten.

Man durchirrte hierauf die ganze Insel, fand hie und da zwar menschliche Fußstapfen, aber keine Spur von einer Wohnung. Um nun wieder zu Menschen zu kommen, wurde beschlossen, nach der Insel Sumatra zu segeln, welche nur funfzehn Meilen von da entfernt liegt. In dieser Absicht füllte man die Schaluppe mit Kokosnüssen an, und ging hierauf gegen Abend unter Segel. Schon am folgenden Morgen bekam man die Küste jener großen Insel zu Gesicht, aber als man bei derselben anlangte, mußte man lange Zeit vergebens suchen, ehe man eine Stelle fand, wo man landen konnte. Endlich kamen sie an einen Ort, wo ein Fluß sich ins Meer ergoß, und dieser schien zu ihrer Absicht bequem zu sein. Als sie aber näher kamen, so sahen sie vor der Mündung eine Sandbank, woran die Wellen sich auf eine so ungestüme Weise brachen, daß Bontekn es

nicht wagen wollte, hindurch zu steuern, wenn nicht alle seine Gefährten der Meinung wären, daß es durchaus geschehen müsse. Er ließ sie daher Alle in Ordnung treten, und Jeden seine Meinung sagen. Die Stimmen Aller waren dafür; man fuhr also in Gottes Namen darauf los.

Kaum trat das Schiff in die Brandung ein, so füllte gleich die erste Welle dasselbe bis zur Hälfte mit Wasser an. Man schöpfte in größter Geschwindigkeit mit Hüten, Schuhen und Händen das Wasser wieder heraus; aber eine zweite noch viel stärkere Welle senkte die Schaluppe beinahe in den Grund. »Kinder!« schrie Bonteku, »haltet das Schiff im Gleichgewichte, und schöpfet, was ihr schöpfen könnt; sonst sind wir dahin!« Man schöpfte mit erstaunlichem Eifer. Indem kam die dritte Welle; aber diese war glücklicherweise schon zu kurz, als daß sie viel Wasser hätte eingießen können, sonst wäre es in der That mit ihnen ausgewesen. Sie kamen glücklich ans Land, und da sie in dem Flusse gutes Trinkwasser zur Löschung ihres lange unbefriedigten Durstes fanden, so vergaßen sie bald auch der letzten Gefahr, der sie so eben erst entgangen waren.

Unter den Kräutern und Pflanzen, womit der Boden hier bewachsen war, fand man, zum großen Vergnügen der ganzen Gesellschaft, eine Gattung kleiner Bohnen, die den Holländischen gleich kamen. Man fiel darüber her, und vergaß abermahls der Pflicht der Mäßigkeit, wofür man denn, wie natürlich, abermahls durch Schmerzen büßen mußte. Einige, welche eine kleine Streiferei auf eine Erdspitze vornahmen, fanden daselbst, bei einer noch lodernden Feuerstelle, einen Vorrath von Tabak. Dieser Fund, noch mehr aber die dadurch bestätigte Wahrscheinlichkeit, daß sie wieder in der Nach-

barschaft von Menschen wären, machten ihnen recht große Freude. Man fällte einige Bäume, machte ein tüchtiges Feuer an, und die Gesellschaft setzte sich um dasselbe herum und rauchte den gefundenen Tabak.

Als der Abend darüber heranrückte, stellte Bonteku an drei verschiedenen Orten Schildwachen aus. Der Mond war damahls gerade im Abnehmen. In den ersten nächtlichen Stunden blieb Alles ruhig, nur daß die Gesellschaft häufig über Bauchgrimmen klagte, welches man sich durch unmäßiges Bohnenessen zugezogen hatte. Aber eben da die Schmerzen am heftigsten waren, rief eine der Schildwachen, daß eine große Menge von Eingebornen im Anmarsch sei. Augenblicklich waren Alle auf den Füßen; denn was konnte man von einem nächtlichen Besuche dieser Art anders erwarten, als etwas Feindseliges? Zum Unglück hatte man keine andere Waffen, als einen alten rostigen Degen und zwei Aexte. Nichts desto weniger war man entschlossen, sich seiner Haut zu wehren, und sein Leben wenigstens so theuer zu verkaufen, als man könnte. In dieser Entschließung bewaffneten sie sich mit Feuerbränden, und gingen dem Feinde keck entgegen.

Die feurigen Knittel und die umherfliegenden Funken gaben dem kleinen Haufen ein recht furchtbares Ansehn, und jagten dem Feinde, der nicht wissen konnte, was man sonst für Waffen führe, eine solche Furcht ein, daß er die Flucht ergriff und sich in der Waldung versteckte. Man kehrte hierauf wieder zu der Feuerstelle zurück, und brachte die ganze Nacht, nicht ohne Unruhe und Besorgniß, mit Wachen hin. Bonteku aber und Roll besetzten die Schaluppe, um sicher zu sein, daß diese Zuflucht ihnen nicht abgeschnitten würde.

Am folgenden Morgen kamen drei Eingeborne, mit

Aufgang der Sonne, und gingen dem Strande zu. Bonteku schickte ihnen drei Mann entgegen, die schon ehemahls in Indien gewesen, und daher mit der Sprache und Lebensart des Landes nicht ganz unbekannt waren. Diese wurden von Jenen gefragt: wer sie wären? und ihre Antwort war: verunglückte Handelsleute, die ihr Schiff durch Feuer verloren hätten, und welche Lebensmittel von ihnen zu kaufen wünschten. Indem sie so mit einander redeten, suchten die Indier sich der Schaluppe zu nähern, vermuthlich um zu sehen, ob man Waffen darin habe. Aber Bonteku war vorsichtig gewesen, und hatte das Schiff mit den Segeln bedeckt, so daß Niemand hineinsehen konnte. Als hierauf die Indier ihre Neugier in Ansehung der Waffen nicht bergen konnten, so wurde ihnen zur Antwort gegeben, daß man mit Flinten, Pulver und Blei reichlich versehen sei. Man kaufte ihnen hierauf einige gekochte Hühner und Reiß ab, die sie bei sich hatten; und auf Bonteku's Rath setzte man sich, als wenn man von keiner Furcht etwas wisse, in ihrer Gegenwart nieder, und verzehrte das Eingehandelte mit einer Eßgier, welche die Indier in Verwunderung setzte. Sie schienen übrigens mit der erhaltenen Bezahlung zufrieden zu sein, und zogen ruhig ab.

Da es unsern Abenteurern hier um nichts anders zu thun war, als sich mit Lebensmitteln zu versorgen, um hienächst die Fahrt nach Batavia anzutreten, so entschloß sich Bonteku nebst einigen seiner Leute, in einen Indischen Kahn zu treten, der am Ufer des Flusses stand, und damit bis nach einem Dorfe hinaufzurudern, welches man in der Ferne liegen sah. Dieser Vorsatz wurde denn auch auf der Stelle ausgeführt. Er langte bei dem Dorfe an, kaufte zuvörderst einen

Vorrath von Reiß und Hühnern, den er den Zurückgebliebenen zuschickte, und nahm hierauf selbst, nebst seinen Gefährten, eine gute Mahlzeit ein. Zum Getränk verkaufte man ihm eine Art von Wein, der aus dem Safte eines gewissen Baums gemacht war. Die Eingebornen standen dabei in Menge um sie herum, und zählten gleichsam jeden Bissen, den sie in den Mand steckten.

Nach geendigter Mahlzeit kaufte ihnen Bonteku einen Büffel ab, der aber so scheu war, daß man ihn nicht greifen konnte. Es fing darüber an, Abend zu werden. Um nun nicht zu viel zu wagen, gab er seinen vier Gefährten zu erkennen, daß es rathsam sei, wieder nach der Schaluppe zurückzukehren. Allein diese, welche keine Gefahr besorgten, baten ihn so inständig, sie die Nacht über da zu lassen, daß er endlich, wiewol ungern darein willigte, und sich allein auf den Weg nach dem Kahne machte.

Und nunmehr, da sich hier abermahls ein Auftritt ereignen wird, den Niemand besser, als Derjenige, beschreiben kann, der selbst eine Rolle dabei spielte, sei es mir erlaubt, unsern ehrlichen Bonteku noch einmahl reden zu lassen.

»Als ich,« sagt er, »zu der Pirogue — d. i. zu dem Indischen Fahrzeuge — ans Ufer zurückkam, fand ich daselbst eine große Menge Indier, die im Wortwechsel begriffen zu sein schienen. Mir kam es vor, als wenn Einige wollten, man solle mich ungehindert abziehen lassen, Andere hingegen, man solle sich meiner bemächtigen. Ich faßte indeß ein Herz, packte zwei von ihnen beim Arme, und stieß sie gegen den Kahn, als wenn ich ihr Herr gewesen wäre. Sie machten hiezu zwar ein flämisches Gesicht, gehorchten indeß und

setzten sich der Eine vorn, der Andere hinten auf die Ruderbank. Ich selbst trat in die Mitte, und so fuhren wir ab.«

»Jeder von ihnen hatte einen Dolch an der Seite; ich hingegen war völlig unbewaffnet; mein Leben stand also in ihrer Hand. Nachdem wir eine Strecke gefahren waren, kam Der, welcher hinten saß, auf mich zu, und foderte durch Zeichen Geld. Ich zog eine kleine Münze aus der Tasche und gab sie ihm. Er betrachtete sie ein Weilchen mit einiger Unschlüssigkeit, wickelte sie aber doch endlich in einen Lappen, den er am Gürtel hangen hatte, und setzte sich wieder nieder. Nun stand der Zweite auf, und machte eben dergleichen Zeichen. Er empfing ein Stück, wie der Vorige, betrachtete es auf beiden Seiten, schien aber noch unschlüssiger zu sein, als Jener, ob er es nehmen, oder mich anpacken solle. Ich merkte gar wohl die große Gefahr, worin ich schwebte, und das Herz pochte mir gewaltig.«

»Unterdessen fuhren wir mit großer Geschwindigkeit den Fluß hinab. Auf halbem Wege geriethen meine beiden Führer in einen heftigen Wortwechsel, und aus ihren Geberden konnte ich schließen, daß die Frage unter ihnen war, ob sie über mich herfallen sollten, oder nicht? Ich erschrak darüber, daß mir die Glieder zitterten. In der Angst hob ich die Augen gen Himmel, und rief den Allmächtigen um Hülfe in dieser Noth an. Da war es, als ob mir Einer sagte, ich solle singen. Ein wunderliches Mittel, die Furcht zu vertreiben! Dennoch ergriff ich es. Ich sang also aus vollem Halse, daß es auf beiden Seiten des Flusses im Walde wiederschallte; und so erfuhr ich an mir selbst, was ich oft gehört, aber nie geglaubt hatte, daß die größte Furcht einen Menschen zum Singen bringen kann.

Die beiden Indier, welchen mein Singen spaßhafter vorkommen mußten, als es gemeint war, sperrten vor heftigem Lachen das Maul so gewaltig auf, daß ich ihnen bis in den Schlund hineinsehen konnte; indeß glaubte ich in ihren Blicken zu lesen, daß sie mir weder Furcht noch Argwohn zutrauten.«

»Indem ich nun immerfort mit gleicher Anstrengung sang, so ging die Barke so schnell, daß ich bald unsere Schaluppe erblickte. Ich winkte hierauf unsern Leuten, und sie kamen sogleich ans Ufer gelaufen. Ich gab alsdann meinen Führern zu verstehen, daß sie Beide ins Vordertheil zusammentreten, und in dieser Stellung landen sollten. Dies geschah, und so war ich sicher, daß mir Keiner einen Fang von hinten geben konnte. Ich trat hierauf wohlbehalten ans Land, und die beiden Indier ruderten zurück.«

»Die Nacht über blieb Alles ruhig. Als aber die Sonne aufging, und unsere vier Leute mit dem Büffel noch immer ausblieben, so fingen wir an zu argwöhnen, daß es nicht richtig mit ihnen stehen müsse. Bald darauf sahen wir zwei Indier erscheinen, die Etwas vor sich hertrieben. Es war ein Büffel, aber nicht der, den ich gestern gekauft hatte. Einer von uns, der etwas von der Landessprache verstand, mußte hierauf fragen, warum sie nicht den rechten Büffel brächten, und wo unsere vier Gefährten blieben? Die Indier antworteten, man habe jenen nicht fortbringen können, diese aber kämen bald nach, und brächten einen andern. Diese Antwort beruhigte uns einigermaßen.«

»Als ich bemerkte, daß der gebrachte Büffel fast eben so wild und unbändig war, als der gestrige, so ließ ich ihm die Füße mit einer Art lähmen. Aber kaum stürzte er hierauf nieder, so fingen die Indier an

zu heulen und auf eine fürchterliche Weise zu schreien. Dies schien ein verabredetes Zeichen zu sein; denn in dem nämlichen Augenblicke stürmte eine Menge von Indiern aus dem Walde heraus, deren vierzig bis funfzig gerade auf uns zurannten. »Kinder,« rief ich meinen Leuten zu, »haltet euch wohl. Dies Lumpengesindel soll's uns noch nicht thun!« Aber kaum hatte ich dies gesprochen, so sah ich noch einen ganzen Schwarm, meistens mit Schilden, einer Art von Schwertern, und mit kleinen Wurfspießen bewaffnet, die man Assagaien nennt, hervorstürzen, und den Weg nach unserer Schaluppe nehmen. Dieser Anblick änderte meine Gedanken. »Kinder!« rief ich jetzt, »lauft nach der Schaluppe, sonst sind wir Alle verloren!« Wir rannten Alle zugleich dahin, und wer nicht zeitig genug hineinspringen konnte, der warf sich ins Wasser und schwamm nach.«

»Unsere Feinde folgten uns auf dem Fuße. Zum Unglück konnten wir nicht so geschwind abstoßen, als die Noth es erfoderte. Die Segel waren über die ganze Schaluppe, in Gestalt eines Zeltes, ausgespannt; und ehe wir hineinkommen konnten, waren uns die Indier auf dem Halse, und rannten verschiedenen von unsern Leuten die Assagaien dergestalt in den Leib, daß ihnen die Gedärme herausfielen. Wir fochten indeß mit den beiden Aexten und mit dem rostigen Degen erstaunlich um uns herum. Besonders zeichnete sich unser Schiffsbäcker, ein langer, starker Mann, durch seine Tapferkeit aus. Zum Unglück wollte der Anker sich nicht losziehen lassen. Ich rief daher dem Schiffsbäcker zu: »Hau ab das Seil!« Allein er konnte nicht damit zu Stande kommen. Ich sprang daher zu ihm hin, und legte das Seil auf den Bord der Schaluppe; worauf er es ohne Mühe entzweihieb. Nun stießen wir

ab. Die Indier verfolgten uns zwar, indem sie ins Wasser wadeten; aber da sie bald den Grund verloren, so mußten sie ablassen.«

»Wir fischten nunmehr diejenigen von unsern Leuten auf, die um uns her schwammen, weil sie nicht gleich hatten in die Schaluppe kommen können. Aber jetzt, da wir den Mordgewehren der Indier entgangen waren, drohete uns der gefährliche Wogenbruch, durch den wir nothwendig hindurch mußten, den Tod. Unsere Feinde, die unsern Untergang daselbst für unvermeidlich hielten, liefen auf die Landspitze, um Zeugen davon zu sein und uns aufzulauern. Allein die Vorsehung hatte ein anderes beschlossen. Sie, welche uns nun schon mehrmahls auf die wunderbarste Weise gerettet hatte, wußte auch jetzt ein Mittel, uns noch einmahl dem Verderben zu entreißen. Der Wind nämlich, der bis auf diesen Augenblick von der See her wehete, mußte sich plötzlich drehen und vom Lande herblasen. Dies verminderte sogleich die Wut der Wellen und förderte unsern Auslauf. Unsere Schaluppe schnitt glücklich durch, und erreichte die offene See.«

»Und nün erst hatten wir Zeit, unsern ganzen Verlust zu bemerken. Das Erste, was uns in die Augen fiel, war der brave Schiffsbäcker, der so ritterlich gefochten hatte, und der mit einem vergifteten Gewehr nahe am Nabel verwundet war. Das Fleisch rings herum war bereits schwarz, ungeachtet nur erst einige Minuten darüber verflossen waren. Ich vertrat die Stelle des Feldschers, und schnitt ihm das schwarze Fleisch heraus, damit das Gift nicht weiter um sich fressen könne. Allein ich quälte ihn umsonst. Er fiel im Augenblicke todt zur Erde, und wir warfen ihn ins Wasser. Als wir hierauf unsere Leute zählten, so fehl-

ten uns sechzehn, die vier Mann mit eingerechnet, die in dem Indischen Dorfe übernachtet hatten. Es ging uns sehr nahe, daß wir diese hatten verlassen müssen; aber wir trösteten uns wieder mit dem Gedanken, daß ihnen wahrscheinlicher Weise damahls kein Leid mehr widerfahren konnte, weil sie vermuthlich die ersten Schlachtopfer gewesen waren.«

4.

Abermahlige Landung auf Sumatra. Bontekn entdeckt auf einem Berge die Fahrt nach der Insel Java. Ankunft zu Batavia.

Ich fahre fort, unsern wackern Bontekn selbst reden zu lassen, weil ich versichert bin, daß meine jungen Leser auch das Ende seiner merkwürdigen Geschichte am liebsten aus seinem eigenen Munde hören werden.

»Wir hatten jetzt, wie gesagt, den Wind hinter uns; aber wir hielten uns an der Küste. Unser Vorrath an Lebensmitteln bestand nur in einigen Hühnern und etwas Reiß. Dies, unter funfzig Menschen ausgetheilt, hielt nicht lange vor; wir mußten also wieder ans Land, und wir liefen in die erste Bai, die uns vorkam.«

»An dem Strande derselben sahen wir zwar eine Menge Indier stehn; aber sie liefen Alle davon, sobald wir auf sie zufuhren. Da wir von diesen Unmenschen doch keine Hülfe erwarten konnten, so war es uns lieb, daß sie sich davon machten. Wir fanden indeß frisches Wasser, und auf den nächsten Klippen Austern und Seeschnecken die Fülle. Glücklicherweise hatten wir einen Hut voll Pfeffer an Bord, den ich in dem Indischen Dorfe kaufte, und dieser diente uns jetzt dazu, die

Austern damit zu würzen. Als wir uns gesättiget hatten, steckte Jeder die Taschen voll, und wir machten uns mit zwei Fäßchen süßen Wassers wieder in die Schaluppe.«

»Ich schlug beim Wegfahren vor, wir wollten etwas weiter in die See stechen, um desto geschwinder fortzukommen. Mein Rath wurde genehmiget; aber bald wäre er uns theuer zu stehen gekommen. Denn während der Nacht machte sich ein heftiger Sturm auf, der uns gewaltig zusetzte. Unser kleines Fahrzeug hielt sich indeß gut; und da wir den Sturm glücklich überlebten, so hatten wir Ursache, auch in diesem Zufalle die Lenkung der göttlichen Vorsehung zu verehren. Denn wären wir in der Nähe des Strandes geblieben, so würden wir gewiß bei entstandenem Sturme in den nächsten Fluß gelaufen sein. Daselbst würden wir aber, wie wir in der Folge erfuhren, unmenschliche Indier gefunden haben, die schon manchen Holländer in die andere Welt geschickt hatten. So thut der Himmel oft den Menschen Gutes, indem sie thörichter Weise Ursache zu haben wähnen, über ihn zu murren!«

»Mit anbrechendem Tage sahen wir drei Inseln vor uns liegen. Wir beschlossen, bei einer derselben auszusteigen, ob wir sie gleich für unbewohnt hielten, in der Hoffnung, daß wir vielleicht einige Lebensmittel antreffen würden. Wir fanden daselbst eine Gattung Rohr, von der Dicke eines Beins. Davon höhlten wir verschiedene Stücke bis auf den untersten Knoten mit einem Stocke aus, füllten sie hierauf mit Wasser, und verstopften sie oben mit einem Pfropfe. Auf diese Weise versorgten wir uns reichlich mit Trinkwasser. Es gab hieselbst auch Palmbäume, auf deren Gipfeln eine Art

Blumenkohl wächst, den man essen kann. Sonst fanden wir auf der ganzen Insel nichts.«

»Eines Tages, da ich am Fuße eines hohen Felsens stand, kam mir eine außerordentliche Lust an, hinaufzusteigen und zu versuchen, ob ich etwa irgend Etwas zu entdecken vermöchte, was uns nützlich werden könnte. Aller Hoffnung, daß wir die Fahrt nach der Insel Java finden würden, beruhete lediglich auf mir, weil ich der einzige von der Gesellschaft war, der die Schifffahrt verstand. Ich selbst aber war unglücklicher Weise nie in Indien gewesen; auch hatte ich weder Kompaß, noch irgend ein andereres tüchtiges Schiffergeräth. Ich konnte daher nur nach Wahrscheinlichkeiten und Vermuthungen handeln, und war meiner Sache gar nicht gewiß. Dies beunruhigte mich gar sehr, und mit beklommenem Herzen stieg ich den Felsen hinan.«

»Als ich oben auf der Spitze war, so verlor sich mein Gesicht in dem unermeßlichen Raume des Himmels und der See. Land erblickte ich nirgends. Voll Jammers fiel ich bei dieser trostlosen Aussicht auf meine Knie, und betete unter Seufzen und Thränen so heftig, daß ich es nicht zu beschreiben vermag. Jetzt wollte ich wieder hinabsteigen, und warf meine Augen noch einmahl rund umher. Da kam es mir vor, als verzögen sich die Wolken, die den fernen Horizont bedeckten, und nicht lange, so wurde es wirklich hell, und ich erblickte in weiter Entfernung zwei hohe blaue Berge. Sogleich fiel mir ein, daß ich einst in Holland von Wilhelm Schouten, der zweimahl in Ostindien gewesen war, gehört hatte, auf dem Vorgebirge von Java ständen zwei hohe Berge, die von ferne gesehn, sich so zu zeigen pflegten, wie diejenigen, welche ich jetzt vor mir hatte. Wie freute ich mich, daß ich ehe

ehemahls nicht unterlassen hatte, auf diesen Umstand in der Erzählung zu achten, und wie sehr bestärkte mich dies in dem Grundsatze: daß man Augen, Ohren und Geist immer offen haben muß, um Alles, was uns vorkommt, recht genau zu merken, weil man nicht wissen kann, wozu es uns einst nützlich sein werde.«

»Voll Freuden stieg ich den Berg hinab, und erzählte meinen Gefährten, was ich entdeckt hatte. Auch diese wurden dadurch neu belelebt. Jeder trug hierauf mit großem Eifer Wasser und Palmkohl in die Schaluppe. Man machte die Segel zurechte, und da der Wind uns gerade günstig war, so fuhren wir ungesäumt von dannen.«

»Ich steuerte gerade auf die Oeffnung zwischen den beiden wahrgenommenen Bergen zu, und als die Nacht darüber einbrach, richtete ich mich nach den Sternen. Um Mitternacht sahen wir Feuer. Wir glaubten anfangs, daß es von einer Fischerbarke herrühre; aber als wir näher kamen, bemerkten wir, daß wir bei einer kleinen Insel vorbeisegelten. Als wir um die Ecke derselben herumwaren, sahen wir auf der andern Seite abermahls Feuer, und diesmahl schlossen wir aus einigen Zeichen, daß es von Fischern herrühren müsse.«

»Mit Anbruch des Tages bekamen wir Windstille Wir befanden uns, ohne es zu wissen, in einem Busen von Java. Ein Bootsmann stieg auf den Mast, und rief sogleich: er sehe eine Menge Schiffe, und könne 23 zählen. Eine entzückende Botschaft! Vor Freude hüpften und schrien wir, wie die Kinder. Man setzte sich sofort an die Ruder, und trieb die Schaluppe eiligst auf die Flotte los.«

»Als wir dieser ins Gesicht kamen, befand der Anführer derselben, der Holländische Seeherr oder Admiral, Friedrich Houtmann von Alkmar, sich gerade auf seiner Galerie, und betrachtete uns durchs Fernglas mit großer Verwunderung, weil er nicht wußte, was er aus uns machen sollte. Er schickte uns hierauf ein Boot entgegen, um zu hören, wer wir wären? Die Leute darin erkannten uns; denn sie waren auf einem der Schiffe gekommen, die mit uns zugleich aus dem Texel segelten, und von welchen wir uns nachher

trennten. Sie nahmen Rollen und mich in ihr Boot, und führten uns zum Admiral, dessen Schiff die *Dortrechtsche Jungfrau* hieß.«

»Der Admiral hieß uns willkommen. Aber weil ihn der bloße Anblick unserer von Noth, Hunger und Kummer entstellten Leiber überzeugte, daß eine Mahlzeit uns mehr, als eine lange Unterredung behagen würde, so ließ er ungesäumt den Tisch decken. Als ich hier nun Brot und andere gewohnte Speisen auftragen sah, so wurde mir von freudiger Rührung das Herz so beklemmt, daß mir die Thränen über die Backen liefen, und daß ich anfangs gar nicht essen konnte. Auch für unsere Leute wurde gesorgt; man vertheilte sie auf die Schiffe, und bewirthete sie daselbst brüderlich.«

»Jetzt erzählte ich dem Admiral alle unsere Schicksale, die ihn in Erstaunen setzten. Er beschloß hierauf, uns nach *Batavia*, der Hauptstadt von Java, zum Generalstatthalter der Holländischen Besitzungen in Indien zu schicken; und dieser Vorsatz wurde denn auch sogleich ins Werk gerichtet, nachdem man uns zuvor mit Indischen Kleidungsstücken versehen hatte.«

»Wir ließen uns bei unserer Ankunft sogleich zum Statthalter führen, und ich machte demselben eine umständliche Beschreibung von unsern Abenteuern. Er hörte mir aufmerksam zu, und ließ mich fortreden, ohne mich zu unterbrechen. Als ich fertig war, sagte er ganz trocken: »Es ist ein großes Unglück; aber wer kann helfen?« Er ließ hierauf Spanischen Wein bringen, nahm einen goldenen Becher, und trank meine und Rollens Gesundheit, jede besonders. Und nun fing er an, treuherziger und gesprächiger zu werden.«

»Acht Tage lang ließ er uns an seiner Tafel speisen. Endlich, als sich eine Gelegenheit anbot, uns wieder anzustellen, machte er mich zum Kapitän, Rollen aber zum Kaufmann eines Schiffes von zwei und dreißig Kanonen, welches *Bergerboot* hieß; und wir freuten uns herzlich, daß wir, als bisherige Unglücksgefährten, nun auch künftig wieder auf Einem Schiffe dienen sollten.«

»Unsere fernern Schicksale gehören nicht hieher.«

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Campe, Joachim Heinrich,

Sämmtliche Kinder- und Jugendschriften

Bd.: 17

Braunschweig 1831

Paed.pr. 622-17/20
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10759442-2